

Knaur.

WINNER

DER  
ARCHITEKT

PSYCHOTHRILLER

JONAS

Jonas Winner

# Der Architekt

Psychothriller

# Inhaltsübersicht

Vorbemerkung

Teil I

- › 1. Kapitel
- › 2. Kapitel
- › 3. Kapitel
- › 4. Kapitel
- › 5. Kapitel
- › 6. Kapitel
- › 7. Kapitel
- › 8. Kapitel
- › 9. Kapitel
- › 10. Kapitel
- › 11. Kapitel
- › 12. Kapitel
- › 13. Kapitel
- › 14. Kapitel
- › 15. Kapitel
- › 16. Kapitel
- › 17. Kapitel
- › 18. Kapitel
- › 19. Kapitel
- › 20. Kapitel
- › 21. Kapitel
- › 22. Kapitel
- › 23. Kapitel
- › 24. Kapitel
- › 25. Kapitel
- › 26. Kapitel
- › 27. Kapitel

- › 28. Kapitel
- › 29. Kapitel
- › 30. Kapitel
- › 31. Kapitel
- › 32. Kapitel
- › 33. Kapitel
- › 34. Kapitel
- › 35. Kapitel
- › 36. Kapitel
- › 37. Kapitel
- › 38. Kapitel
- › 39. Kapitel
- › 40. Kapitel
- › 41. Kapitel
- › 42. Kapitel
- › 43. Kapitel
- › 44. Kapitel
- › 45. Kapitel
- › 46. Kapitel
- › 47. Kapitel
- › 48. Kapitel
- › 49. Kapitel
- › 50. Kapitel
- › 51. Kapitel
- › 52. Kapitel
- › 53. Kapitel
- › 54. Kapitel
- › 55. Kapitel
- › 56. Kapitel
- › 57. Kapitel
- › 58. Kapitel
- › 59. Kapitel
- › 60. Kapitel

- › 61. Kapitel
- › 62. Kapitel
- › 63. Kapitel
- › 64. Kapitel
- › 65. Kapitel
- › 66. Kapitel

## Teil II

- › 67. Kapitel
- › 68. Kapitel
- › 69. Kapitel
- › 70. Kapitel
- › 71. Kapitel
- › 72. Kapitel
- › 73. Kapitel
- › 74. Kapitel
- › 75. Kapitel
- › 76. Kapitel
- › 77. Kapitel
- › 78. Kapitel
- › 79. Kapitel
- › 80. Kapitel
- › 81. Kapitel
- › 82. Kapitel
- › 83. Kapitel
- › 84. Kapitel
- › 85. Kapitel
- › 86. Kapitel
- › 87. Kapitel
- › 88. Kapitel
- › 89. Kapitel
- › 90. Kapitel
- › 91. Kapitel
- › 92. Kapitel

- › 93. Kapitel

## Vorbemerkung

*Der nachfolgende Text ist ein Produkt meiner Phantasie. Ich habe mir die Menschen ausgedacht, die darin vorkommen, was sie tun, was sie erleiden. Und das sind zum Teil Erlebnisse, die nur schwer zu ertragen sind.*

*Auch wenn es vielleicht sonderbar klingt: Am liebsten würde ich mich bei den Figuren für das, was ihnen zustößt, entschuldigen. Aber das geht natürlich nicht. Also bleibt mir nichts anderes übrig, als zu betonen, dass die Schmerzen, die in diesem Buch zugefügt werden, nur erfunden sind. Dass sie von niemand anderem empfunden werden als von den Phantasiegestalten in meinem - und Ihrem - Kopf, lieber Leser.*

*Sagen Sie also nicht, ich hätte Sie nicht gewarnt.*

*Berlin, im Mai 2012  
J. W.*

# Teil I

## 1

Der junge Mann war außer sich. Ich hatte von meinem Schreibtisch aufgesehen, weil mir der ungewöhnlich laute Wortwechsel im Vorzimmer aufgefallen war, und konnte ihn durch die halb angelehnte Tür meines Arbeitszimmers hindurch sehen. Sein Haar war schon länger nicht mehr geschnitten worden und hing, ja, klebte ihm geradezu im Gesicht. Meine Sekretärin, Frau Belting, von der ich wusste, dass sie stets besonnen und klug handelte, wollte ihn erst gar nicht durchlassen. An seine Worte erinnere ich mich nicht mehr genau, aber es war so etwas wie: »Sie können mich nicht hindern, das ist doch albern, wollen Sie, dass ich Ihnen ...« Ja, ich glaube, er schrie tatsächlich, mit einer Stimme, die sich beinahe überschlug: »... wollen Sie, dass ich Ihnen den Arm breche!« Entsetzt sprang ich auf und war mit drei Schritten an der Tür zum Vorzimmer.

Ich hatte den Eindruck, seine Augen flackerten ein wenig, als er mir den Blick zuwandte. In der rechten Hand hielt er ein in hellbraunes Packpapier eingeschlagenes Paket, den linken Arm hatte er abgespreizt und angewinkelt. Aus dieser Haltung heraus konnte er Frau Belting, einer eher zierlichen Frau, mit dem Ellbogen jederzeit einen heftigen Schlag versetzen.

»Was fällt Ihnen ein?« Meine Stimme flog mehr in die Höhe, als ich es eigentlich beabsichtigt hatte, aber der Anblick des Eindringlings, an dessen Leib jeder Muskel angespannt zu sein schien, hatte mich erheblich aufgeregt. Außerdem war mir



bewusst, dass ich ganz und gar nicht gerüstet war, eine handgreifliche Attacke abzuwehren, sollte er sich plötzlich dazu entschließen, sich auf mich zu stürzen. »Wer sind Sie? Was wollen Sie denn?«

Frau Belting ging einen Schritt zur Seite, verließ die Verteidigungsposition, die sie unwillkürlich eingenommen hatte, und machte ihm den Weg frei.

»Hier.« Er kam auf mich zu und streckte mir das Paket entgegen. »Lesen Sie. Morgen früh komme ich wieder. Ich muss mit Ihnen sprechen!«

Verdutzt ließ ich mir das Paket in die Hand drücken. Tatsächlich schien das jedoch alles gewesen zu sein, was er auf dem Herzen gehabt hatte, denn kaum hatte ich den Packen an mich genommen, sackte der Mann ein Stückchen zusammen, senkte den Kopf und zog sich rückwärts Richtung Eingangstür zurück. Kurz vor der Tür fuhr er herum, griff nach der Klinke und stieß einen heiseren Laut zwischen den Zähnen hervor. Offenbar hatte er den Mechanismus des Schlosses, das man per Knopfdruck öffnen musste, nicht auf Anhieb verstanden. Schon fürchtete ich, er würde versuchen, mit einem Hieb seines Schädels die Tür aufzuschmettern, als das Schloss mit einem harten Klicken doch noch zurücksprang, er die Tür aufriss und mit großen Sätzen ins Treppenhaus stürzte.

Er hätte den Fahrstuhl nehmen können, der im Zentrum des Treppenhausschachtes eingebaut war, aber wir hörten, wie seine Schuhe mit einem beunruhigend hastigen, fast unsicheren Getrappel über die steinernen Stufen huschten, bis die Haustür unten im Erdgeschoss aufflog und wenig später sanft zurück ins Schloss klickte.

Einen Augenblick lang überlegte ich, ob ich in den Besprechungsraum eilen sollte, um aus dem Fenster heraus zu beobachten, wohin unser seltsamer Besucher verschwinden würde.

Doch dann fiel mein Blick auf das Paket in meiner Hand. Er hatte gesagt, dass er morgen früh wiederkommen werde. Sollte

ich mich nicht an die Behörden wenden und den Vorfall so rasch wie möglich melden? Irgendetwas ließ mich zögern. Ich wusste, dass Frau Belting unbedingt dafür plädiert hätte, deshalb sah ich auch gar nicht erst zu ihr hin.

Heute glaube ich, dass es etwas im Blick, in der Erscheinung des jungen Mannes gewesen sein muss, das mich davon abgehalten hat, umgehend die Polizei einzuschalten. Er hatte zwar ungestüm, ja beinahe besessen gewirkt, zugleich aber hatte ich auch eine Art Verletztheit, Verletzbarkeit an ihm wahrzunehmen geglaubt, die in mir den Wunsch ausgelöst hatte, erst einen Blick in das Paket zu werfen, bevor ich weitere Schritte unternehmen würde.

»Geht es Ihnen gut? Hat er Ihnen weh getan?« Jetzt schaute ich doch zu Frau Belting, die ein wenig weiß um die Nase herum wirkte.

»Nein ... es ... ist nur der Schrecken«, stammelte sie.

»Gehen Sie ruhig nach Hause, ich komme für den Rest des Tages auch allein klar.« Ich hatte wenig Lust, mir den Kopf darüber zu zerbrechen, wie ich ihr erklären sollte, dass ich nicht gleich die Behörden informierte. »Es ist ja ohnehin schon spät.«

Sie nickte. Es war nicht ihre Art, sich frühzeitig nach Hause schicken zu lassen, aber für heute schien selbst Frau Belting genug zu haben.

Ich lächelte ihr zu. »Vielen Dank noch mal.« Dann kehrte ich mit dem Paket in der Hand in mein Zimmer zurück und schloss die Tür hinter mir. Ohne mich hinzusetzen, nahm ich einen Brieföffner aus der Schale auf meinem Schreibtisch und schnitt das braune Packpapier auf. Durch den Schlitz hindurch konnte ich einen dicken Stoß DIN-A4-Seiten erkennen. Ich schüttete die Seiten aus dem Umschlag heraus auf den Tisch.

»Der Architekt« stand in fetten Lettern auf dem obersten Blatt. Sonst nichts.

Ich ging um den Schreibtisch herum, ließ mich in meinen Stuhl sinken und drehte den Stoß Blätter zu mir herum. Fast fürchtete ich mich, die Titelseite umzulegen und zu sehen, was darunter

zum Vorschein käme. So lehnte ich mich erst mal zurück, drückte die hohe Rückenlehne meines Bürostuhls in eine bequeme Schräglage und legte die Füße auf den Schreibtisch.

Den Plädoyerentwurf, an dem ich gearbeitet hatte, als der junge Mann in die Kanzlei geplatzt war, hatte ich fast schon vergessen. Mein Blick wanderte zum Fenster hinaus, durch das hindurch ich in der Ferne die mächtige Kuppel des Berliner Doms erkennen konnte. Dahinter verfärbte sich der winterliche Himmel allmählich vom fahlen Blau des Nachmittags in das rötliche Schimmern des Abends.

»Um sie herum war es dunkel. Aber sie wusste, dass sie nicht allein war.«

Ohne es richtig bemerkt zu haben, hatte ich die Blätter auf meinen Schoß gezogen und begonnen, die obersten Zeilen der ersten Seite zu überfliegen.

»Sie konnte ihn hören. Das Wasser, das sein Körper verdrängte, klatschte leise gegen die Stahlwand des Behälters.«

Es war, als ob ich in den Text hineinstürzen würde.

## 2

Um sie herum war es dunkel. Aber sie wusste, dass sie nicht allein war. Sie konnte ihn hören. Das Wasser, das sein Körper verdrängte, klatschte leise gegen die Stahlwand des Behälters.

Bevor das Licht gelöscht worden war, hatte sie einen Blick auf sein Gesicht geworfen. Seine Züge waren klar und ebenmäßig gewesen, seine Augen aber hatten unstedt gewirkt. Als hätte er ihren Blick nicht ohne weiteres erwidern können, als hätte er geschwankt zwischen einer scharfen Ungeduld und dem Gefühl, dass das, was er vorhatte, unerlaubt oder nachgerade falsch war.

Vorsichtig bewegte sie die Beine unter sich, um in dem warmen Wasser nicht unterzugehen. Die Flüssigkeit, in der sie schwamm, war seltsam schwer, als wäre etwas Öl mit dem warmen Wasser vermengt worden. Hatte er sich ihr genähert? Sie hielt die Luft an. Das Plätschern hatte aufgehört. Nur ein entferntes Summen drang durch das Schwarz, das sie umgab. Sie nahm sich zusammen, um nicht in Panik auszubrechen, konzentrierte sich darauf, gleichmäßig mit den Füßen zu treten. Die Haare, die man auf ihrem Kopf zu einem kunstvollen Knoten aufgetürmt hatte, hatten sich teilweise gelöst und klebten an ihrem Hals, ihren Schultern. Das Parfüm, mit dem sie eingesprüht worden war, vermengte sich mit dem schweren Duft des öligen Wassers, und sie hatte den Eindruck, als würde es das Atmen erschweren. Als sie beim langsamen Rudern mit den Armen ihre eigene Haut berührte, spürte sie den Film, der sich daraufgelegt hatte.

»Hallo?«

War er noch da? Sie registrierte einen leichten Sog im Wasser unter sich. Tauchte er unter ihr hindurch? Ruckartig zog sie die Beine an – die Flüssigkeit unter ihr schien sich zu bewegen, die Bewegung sich in ihren Rücken zu verlagern.

Sie fuhr herum. »Bist du noch da?«

Ein Luftzug wehte über ihren Kopf hinweg. Kurz blinkte etwas auf, als ob eine Luke geöffnet würde. Dann spürte sie seine Hand an ihrem Hals, an ihrer Seite. Er drückte sie gegen die warme Stahlwand des Beckens. Tiefschwarz zeichnete sich sein Umriss im Dunkeln vor ihr ab.

### 3

»War die Haustür verschlossen?«

»Ja.«

»Wie sind Sie hineingekommen?«

»Ich habe einen Schlüssel, den hat mir Frau Götz gleich zu Beginn meiner Tätigkeit gegeben.«

»Sie haben also die Tür aufgeschlossen.«

»Ja.«

»Was geschah dann?«

»Ich ... entschuldigen Sie, ich ... es war ziemlich schlimm, wissen Sie, es fällt mir schwer, einen klaren Kopf zu behalten, wenn ich daran denke.«

»Das kann ich verstehen, Frau Lenz. Sie brauchen sich nicht zu beeilen, wir haben Zeit. Erzählen Sie uns ganz ruhig, eins nach dem anderen, was Sie erlebt haben. Sie haben das Haus also betreten. Was geschah dann?«

»...«

»Frau Lenz ... Frau Lenz? Möchten Sie ein Glas Wasser?«

»Hmm.«

»Könnten Sie Frau Lenz ein Glas Wasser ... ja, wunderbar. Vielen Dank.«

»Ich ... es ...«

»Trinken Sie einen Schluck, Frau Lenz, und dann fahren Sie bitte fort. Geht es wieder?«

»Ja - ja, es geht schon.«

»Gut.«

»Ich habe das Haus betreten, das Licht eingeschaltet.«

»Ja.«

»Es war sehr ruhig, ich erinnere mich, das ist mir gleich aufgefallen. Aber ich habe mir nichts dabei gedacht, es war ja fast Mitternacht.«

»Ja.«

»Ich wollte direkt ins Bett. Also bin ich die Treppe nach oben gegangen.«

»Ja.«

»...«

»Frau Lenz, wir haben ja Verständnis dafür –«

»Oben auf der Treppe, also nicht auf der Treppe selbst, aber auf der Galerie, in die die Treppe mündet – von der die Schlafzimmer abgehen, wissen Sie – dort ... der Teppichboden ist dort hellgrau. Es war ein Fleck, er ist mir sofort aufgefallen – nicht nur einer, ein paar Zentimeter weiter der nächste. Es war wie ein Rausch, wie ein Wirbel, ich habe mich hingekniet, den Fleck berührt, er war noch nass, meine Finger haben sofort geklebt. Ich hatte ja oben noch kein Licht gemacht, deshalb konnte ich nicht sehen, welche Farbe der Fleck hatte, aber er war feucht, ich streifte die Hand unwillkürlich an meiner Hose ab, es war ... als hätte ich in Unrat gefasst, ich dachte ... verstehen Sie, ich dachte: Wer hat denn hier auf den Boden ge..., also sein Geschäft auf den Boden gemacht. Ich dachte, dass vielleicht ein Tier ins Haus gekommen wäre. Aber vor allem wollte ich meine Hand abwaschen, also habe ich mich wieder aufgerichtet und bin zum Bad, also zu dem Bad, das gleich bei meinem Au-pair-Mädchen-Zimmer lag. Aber als ich zum Bad gegangen bin, habe ich gesehen, dass die Spur weiterführte, dass etwas über den Boden getropft sein musste. Und bevor ich ins Bad konnte – es war, als würde es ganz von alleine geschehen –, bevor ich ins Bad kam, drehte sich mein Kopf nach rechts, wo die Spur noch breiter, noch schmutziger zu sein schien – und ... Ich will es Ihnen ja der Reihe nach und klar berichten – aber es war, als würden sich meine Sinne plötzlich verwirren. Als würde plötzlich mein Kopf ... sozusagen erhitzt werden, wenn Sie verstehen, was ich meine, denn als ich die Tür zum Schlafzimmer der Eltern sah, fiel mir auf, dass sie offen stand, dass die gleichen Flecken, die ich auf dem Boden gesehen hatte, daran klebten, dass die Spur aus dem Zimmer herausführte. Ich ... ich weiß, ich

hätte sie gleich rufen sollen, also die Polizei, aber ... ich habe es ja eben schon gesagt, es war, als hätte ich nur noch ein Brausen im Kopf, als würden meine Beine von selbst laufen ...«

»Frau Lenz?«

»Hmmm.«

»Können wir ein Taschentuch für Frau Lenz bekommen ... danke.«

»Ich hätte nicht in das Schlafzimmer gehen sollen.«

»Was haben Sie dort gesehen?«

»Sie lag auf dem Boden. Sie hatte ihr Nachthemd an. Ich sah zuerst ihre Füße, die neben dem Bett lagen. Das Bett wirkte im Dunkeln zum Teil schwarz, es sah so aus, als ob ... ich weiß es nicht, aber ich musste denken, als ob sich ein Walfisch darauf entleert hätte, schwarze, feuchte Schlieren. Ich sah ihre Füße und trat an sie heran. Ihr Gesicht war abgewendet, aber es hatte sich irgendwie verformt. Meine Gedanken marschierten da schon wie von selbst. Ich sah, dass sie erschlagen worden war, ich sah ihre Hände auf dem Teppich, ich musste an die Krallen eines toten Huhns denken. Ihre Beine waren weiß wie Stein – aber ihr Kopf war verformt. Frau Götz war immer eine schöne Frau gewesen, und sie war es auch jetzt noch. Sie sah nur aus wie eine Puppe, die ein Kind an den Beinen gepackt und auf den Boden geschlagen hatte. Die Haare lagen zum Teil auf ihrem Gesicht, sie wirkten wie aus Nylon, nur dort, wo das Blut wie eine schwarze Paste hingeflossen war, waren sie schmutzig und stumpf. Doch da habe ich schon nicht mehr klar denken können. Es kam mir so vor, als würde ein sägender Pfeifton in mir surren, als würde ich fast außerhalb von mir stehen. Der Rest ging dann wie automatisch. Ich bin raus aus dem Schlafzimmer und wollte nach unten, ich glaube, zum Telefon. Auf der Galerie sah ich wieder die Spur, erst da fiel mir ein, dass sie ja aus dem Zimmer herausgeführt hatte. Dass sie an der Treppe vorbeigeführt hatte. Und als ich das sah, stach es sozusagen durch mich hindurch. Ich weiß nicht, ob Sie sich das vorstellen können ...«

»Sagen Sie uns, was Sie gesehen haben, Frau Lenz.«



»...«

»Frau Lenz, ich weiß, dass es Ihnen schwerfällt. Aber ... Oder meinen Sie, dass Sie dem nicht gewachsen sind? Ich mache Sie jedoch darauf aufmerksam, dass Ihre Aussage für die Verhandlung von großem Wert ist.«

»Ist sie das? Haben Sie nicht die Fotos ...«

»Die sind erst viel später angefertigt worden. Wenn Sie gegen Mitternacht den Tatort betreten haben, sind Sie weniger als eine Stunde nach dem Täter dort gewesen. Es besteht deshalb die Hoffnung, dass Ihnen etwas aufgefallen ist.«

»Aber die Polizeibeamten haben mich doch bereits befragt!«

»Wie gesagt, wenn Sie hier nicht als Zeugin aussagen wollen, müssen Sie das nicht. Sie sind traumatisiert durch das, was Sie erlebt haben. Der Sachverständige hat eingeräumt, dass es eine unzumutbare Belastung sein könnte, Sie Ihre Erlebnisse vor Gericht noch einmal schildern zu lassen. Dennoch möchte ich Ihnen sagen, dass ich Ihre Aussage für äußerst wertvoll halte, da Sie den Angeklagten kennen und als Erste den Tatort betreten haben.«

»Ja ... ja, natürlich ...«

»Sehen Sie sich imstande fortzufahren?«

»Ich ... ich weiß es nicht.«

»Was ist geschehen, nachdem Sie das Schlafzimmer von Herrn und Frau Götz verlassen haben?«

»Ich habe die Spur auf der Galerie gesehen.«

»Und dann?«

»Es war, als würde mich etwas schieben oder ziehen, ich weiß es nicht. Ich bin der Spur nachgegangen. Aber plötzlich wusste ich, wohin sie führt. Und es kam mir so vor, als würde mir jemand eine heiße Nadel in den Kopf bohren.«

»Was haben Sie getan?«

»Die Flecken führten in Svenjas Zimmer. Sie lag auf dem Boden. Das ... sie war so klein, sie ... wissen Sie, sie sah aus wie ihr Teddybär.«

Ben beugte sich etwas nach vorn. Er saß schräg hinter der

Zeugin, gut zehn Meter entfernt. Da sie sich, wenn sie zum Richter schaute, ein wenig zur Seite wenden musste, konnte er hin und wieder einen Blick auf ihr Profil werfen. Sie war jung, vielleicht Mitte zwanzig. Ihr Gesicht wirkte, als hätte sie es aufgegeben, verstehen zu wollen, was sie erlebt hatte. Als hätte das Erlebnis gleichzeitig aber auch einen unauslöschlichen Abdruck in ihr hinterlassen. Als hätte es ihre Persönlichkeit verändert, ohne dass sie damit etwas zu tun gehabt hätte.

Sie stützte den Arm auf den Tisch vor ihr und hielt das Taschentuch, das man ihr gegeben hatte, zusammengeknüllt in der Hand dicht vor die Nase. »Neben Svenja lag eine Schere auf dem Boden. An ihren Füßen endete die Spur. Ich hatte das Gefühl, alles um mich herum würde sich drehen. Ihre Augen waren geöffnet, der Kopf lag auf der Seite. Ich kniete mich neben sie, wollte sie aufheben, ins Bett tragen, aber dann sah ich, dass sie nicht mehr da war. Ich hatte das Gefühl, ich würde sie rufen hören: ›Hanna, Hanna!‹ Aber da war nichts. An der Stirn war die Haut ein wenig abgeschürft, sie war unheimlich bleich, doch sonst sah ihr Kopf ganz unberührt aus. Ihr Schlafanzug war an der Seite verschmiert, da war wieder die schwarze Paste, die auf das ganze Haus herabgeregnet zu sein schien. Der Arm war verdreht, sie lag darauf, ich dachte, dass ihr das doch weh tun müsste, aber ich habe mich nicht getraut, sie anzurühren. Ich spürte, dass mir die Tränen übers Gesicht liefen, ich sagte es ja bereits, ich war völlig außer mir.«

Sie schwieg. Die letzten Worte hatte sie eher flüsternd hervorgewispert, ein einziger, langgezogener Laut, als würde sie nicht einmal mehr Luft holen.

Bens Blick wanderte zum Gesicht des Richters, dessen Augen auf der Zeugin ruhten.

»Dann stand ich bei Pia am Bett«, hörte Ben die Zeugin weiterflüstern und schaute wieder zurück zu ihr. Sie hatte den Kopf ein wenig geneigt, das Taschentuch in ihrer Hand berührte jetzt ihre Nasenspitze. »Ich erinnere mich nicht mehr, wie ich in Pias Zimmer gegangen bin, ich war plötzlich da. Sie lag in ihrem

Bett, die Decke war über sie gezogen, sie hatte die Augen geschlossen. Für einen Augenblick dachte ich, sie hätte einfach weitergeschlafen. Ich habe die Decke zurückgeschlagen, wollte sie hochheben, herausreißen aus diesem Alptraum. Aber dann sah ich, wie unnatürlich ihr Köpfchen auf dem Rumpf saß. Sie hatte den Schlafanzug mit den Elefanten an, und er war ein wenig hochgerutscht. Ihr Körperchen war in sich verdreht, das Leben war aus ihr herausgeschlagen. Ich weiß nicht, ob sie gar nicht aufgewacht ist, ihre Äuglein waren ja geschlossen. Sie sah einfach so aus, als ob sie noch schlief. Sogar der Mund stand offen, wissen Sie, so wie immer, wenn ich abends nach ihr schaute und sie schon eingeschlafen war. Aber dann war immer ihr Atmen zu hören gewesen, manchmal lauter, manchmal ganz leise, so dass man es nur vernahm, wenn man sich dicht über sie beugte. Diesmal jedoch war es ganz still. Es war nicht das geringste Schnaufen zu hören.«

Sie hielt erneut inne, und die Stille erfüllte den Saal. Entfernt war der Verkehr zu hören, der auf der Hauptstraße vor dem Gerichtsgebäude vorbeibrandete.

»Ich habe Pia geliebt, aber erst als ich sie so liegen sah, begriff ich, wie sehr. Sie war das süßeste, lustigste Mädchen, das ich je kennengelernt habe. Ich hätte alles für sie getan.«

Die Stimme der Frau war heiser geworden, brach sich dumpf in dem hohen Gerichtssaal. Ben konnte sie kaum noch verstehen.

»Jetzt lag sie da, in ihrem Bettchen, die blonden Haare rings um ihren Kopf ausgebreitet. Ich konnte nicht anders, ich habe mich zu ihr hinuntergebeugt, sie auf ihre kleine Wange geküsst. Sie war noch ganz warm, richtig warm, so warm, wie sie immer war, wenn sie schlief. Und doch war es anders.«

Der Richter nickte ihr zu. Aber sie schien noch etwas sagen zu wollen.

»Seitdem wache ich nachts oft auf«, hörte Ben sie beinahe verträumt vor sich hin murmeln, »und denke, jetzt ist er endlich vorbei, der Alptraum, der in jener Nacht begann. Aber dann sehe ich es wieder vor mir, Pias Gesichtchen, das so auf dem Kissen

liegt, wie ich es oft nachts habe liegen sehen. Dann muss ich mir sagen, dass es wirklich passiert ist. Dass es eins von diesen Erlebnissen ist, von denen man denkt, sie wären aus einer anderen Welt gekommen, wissen Sie?»

Ihr Blick zuckte hoch, suchte die Augen des Richters. Der schien einen Augenblick lang unsicher zu sein, was er darauf antworten sollte.

»Dass es aber doch einfach passiert ist, und zwar nicht irgendwo oder irgendwann, sondern hier bei uns.« Ihre Stimme brach. »In dem Haus, in dem ich gewohnt und gearbeitet habe.«

Sie schwieg. Und im gleichen Moment wurde Ben bewusst, dass er dem Au-pair-Mädchen minutenlang zugehört hatte, ohne sich zu bewegen. Er holte tief Luft. Hatte er vergessen zu atmen? Sein Blick fiel auf seine Hände, die geradezu schmerzhaft ineinander verkrampft waren. Er löste vorsichtig den Griff und drehte die Handflächen nach oben. Sie waren schweißüberströmt. Die Nägel seiner Finger hatten sich bis aufs Blut in seine Handballen gebohrt.

## 4

Das Wasser rann an ihrem Körper herab. Die beiden Frauen, die sie emporzogen, trugen Gummihandschuhe, die bis zum Ellbogen reichten, um sich mit der fettigen Flüssigkeit nicht die Kleidung zu verunreinigen. Gleichmäßiges, weißes, hartes Licht erfüllte den Raum. Der Mann hatte ihn längst verlassen.

Die kühle Luft ließ Mia erschauern. Sie sehnte sich danach, den schmierigen, beinahe schleimigen Film, der ihren entkleideten Körper bedeckte, abzduschen, traute sich aber nicht, es den Frauen, die sie den Gang entlang begleiteten, zu sagen.

Ja, es ginge schon, hatte sie gemeint, als sie gefragt hatten, wie sie sich fühle. »Nur etwas schwach.«

Sie hatten nicht weiter nachgefragt.

## 5

### *Vier Stunden vor der Aussage von Hanna Lenz vor Gericht*

»Weiter im Prozess gegen einen 49-Jährigen, der drei Menschen erschlagen haben soll.«

Ben schluckte. Er starrte auf seinen Computerbildschirm.

Wann war das?

»Dienstag, 28. April, 9 Uhr, Saal 621.«

Heute.

Er warf einen Blick auf seine Uhr. In zehn Minuten!

Dunkel erinnerte er sich an den gestrigen Abend. Ben war bei der Produktionsfirma gewesen, zur Besprechung des Drehbuchs, das er abgegeben hatte. Er holte tief Luft, sah das Gesicht Hellwigs vor sich, des Produzenten, der ihn zu sich bestellt hatte.

»Um ehrlich zu sein, ich bin ratlos, Ben«, hatte Hellwig das Gespräch eröffnet.

Bens Blick huschte erneut über den Monitor: »Weiter im Prozess gegen einen 49-Jährigen, der drei Menschen erschlagen haben soll.«

Nur langsam sickerte das, was dort stand, in sein Bewusstsein. Drei Menschen.

»Wir haben uns jetzt ja schon ein paarmal getroffen und über den Stoff geredet«, hatte Hellwig gesagt und sich zurückgelehnt. »Langsam fange ich wirklich an, mich zu fragen, ob du überhaupt verstehst, was ich meine.«

Damit war eigentlich schon alles klar gewesen.

»Weißt du, ich will mich gar nicht hier hinsetzen und beurteilen, was du gemacht hast«, war Hellwig fortgefahren.

»Daumen hoch, Daumen runter, oder so ... nein, das liegt mir

fern. Nur ...« Hellwig hatte den Satz nicht zu Ende gebracht.

»Nur – was?«, hatte Ben nachgehakt.

Hellwigs Handy hatte geklingelt.

»Entschuldige ...« Er hatte Ben einen Blick zugeworfen, das Gespräch angenommen. »Ja? Ja, wart mal kurz.« Er hatte die Sprechmuschel seines Telefons zugehalten und Ben angeschaut. »Weißt du, das ist grad ein wichtiges Gespräch hier.«

»Klar.« Ben hatte mit der Schulter gezuckt. »Kein Problem, ich warte.«

»Hier?«

Sollte er jetzt etwa aus dem Zimmer gehen?

»Sorry, Ben, aber ...«

Ben war regelrecht rot geworden.

»Danke, ich ruf dich, wenn ich fertig bin.« Hellwig hatte gelächelt.

Ben war nichts anderes übriggeblieben. Er war aufgestanden und zur Tür gegangen.

»Ist schon okay, es ist Ben Lindenberger«, hatte er hinter sich Hellwig wieder ins Telefon sprechen hören – dann war er aus dem Büro gewesen.

»Weiter im Prozess gegen einen 49-Jährigen, der drei Menschen erschlagen haben soll.«

Ben starrte auf den Bildschirm.

Fast eine Stunde lang hatte er vor Hellwigs Büro gewartet. Als die Tür endlich wieder aufging, hatte Hellwig bereits seine Jacke angehabt.

»Zwei Wochen«, hatte er gesagt, als Ben aufgestanden war.

»Ist das in Ordnung für dich?«

Es hatte Ben glatt die Sprache verschlagen.

»Wirklich, Ben, ich habe das Gefühl, als hätte das jetzt einfach keinen Sinn, wenn wir dein Skript Wort für Wort durchgehen. Ich wüsste gar nicht, wo ich anfangen sollte.«

Was ist denn das Problem, hatte es in Ben geschrien, was

gefällt dir denn nicht? Aber vor lauter Verblüffung hatte er den Mund nicht aufbekommen.

»Ich muss leider los.« Hellwig hatte die Augenbrauen zusammengezogen. »Ich würde vorschlagen, du schreibst eine neue Fassung bis Mittwoch in zwei Wochen. Eine Fassung, die einfach ... *knallt*, oder? So wie die anderen Bücher auch, die du für mich geschrieben hast!« Er war fast schon an Ben vorbei gewesen, als er sich noch einmal umgedreht hatte. »Ach ja, der Banküberfall am Anfang? Der funktioniert ziemlich gut, finde ich. Aber als die Hauptfigur dann ... wie heißt er noch? ... als der seine Freundin erschlägt, da komm ich beim besten Willen nicht mehr mit.« Hellwig hatte einen Blick auf seine Uhr geworfen. »Ich meine, so ein Totschläger – weißt du, was das für Typen sind?« Sein Gesicht hatte sich verzogen. »Die ticken anders als du und ich, oder?« Er hatte gelacht. »Aber wie genau, das kann ich dir auch nicht sagen. Das musst du schon selbst herauskriegen. Hauptsache, die Figur in dem Buch ist nachher glaubwürdig.«

»Weiter im Prozess gegen einen 49-Jährigen, der drei Menschen erschlagen haben soll.«

Es kam Ben so vor, als würde er regelrecht aus seinem Schreibtischstuhl gerissen, als die Worte endlich einrasteten. Er hatte in seinem Computer »Totschläger« gegoogelt und war dabei auf den Gerichtstermin gestoßen.

»Dienstag, 28. April, 9 Uhr, Saal 621.«

In zehn Minuten.

Hellwig gefiel sein Totschläger nicht? Dann würde er sich jetzt mal einen echten ansehen!



## 6

Als Ben knapp dreißig Minuten später die Eingangshalle des Kriminalgerichts Moabit betrat, hatte sich eine Schlange vor der Personenkontrolle gebildet.

»Ja?«

Der Justizwachtmeister musterte ihn skeptisch, als Ben schließlich an der Reihe war.

»Ich wollte mir mal einen Prozess ansehen.« Ben verengte die Augen zu Schlitzeln.

»An was Bestimmtes gedacht?«

»Saal 621.«

Der Beamte nickte, die Ampel sprang auf Grün. Ben machte einen Schritt nach vorn, die Sperre gab nach. Er wurde durchgewinkt.

Ein paar Stufen ging es aufwärts, dann kam die nächste Schranke. Eine blonde Polizistin ließ sich seine Tasche aushändigen, machte sie auf und zog mit behandschuhten Fingern seinen Schreibblock daraus hervor.

Es war alles in Ordnung. Ben passierte den Metalldetektor und marschierte auf die dahinterliegende Haupttreppe zu, die geradewegs aus einem Märchenschloss gefallen zu sein schien.

Raum 621. Ein Schild wies ihm den Weg. Es führte Ben die Treppe hinauf in einen Gang, der in den rechten Flügel des Gebäudes abzweigte.

Groteske Fabelwesen kauerten auf Säulenkapitellen und stierten mit Glupschaugen auf ihn herab. Farbige Fenster wechselten sich mit verschlungenen Steinmustern ab. Das Kriminalgericht Moabit, ein grotesker und zugleich kolossaler Bau, an dem er schon oft vorbeigefahren war, ohne ihn jedoch jemals betreten zu haben. Nur die Gefangenen der JVA nebenan, die ihre Arme durch die Gitterstäbe steckten und dem Verkehr

auf dem Platz vor ihrem Gefängnis zusahen, hatte Ben oftmals beobachtet.

»Besucher benutzen den hinteren Eingang, Aufgang N«, stand auf einem Zettel, der an der Tür zu Saal 621 klebte. Aufgang N? Ben lief den Gang weiter, ein paar Stufen hinunter in ein Treppenhaus wie aus einer Steampunk-Oper. Dann sah er ihn. »Aufgang N«. Die Tür war unverschlossen. Er zog sie auf. Eine kleine Treppe führte dahinter zu einer weiteren Tür.

»Beim Frühstück?«

»Ja. Das hatten wir auch in den vergangenen Tagen und Wochen so gemacht.«

Gebückt, um die Zuschauer im hinteren Bereich des Saals, in den er durch die Tür gelangt war, nicht zu stören, huschte Ben zwischen den Sitzreihen hindurch, während die Frau weitersprach.

»Ich hatte mich da nicht ausschließen wollen. Julian, also Herr Götz, frühstückte jeden Morgen mit meiner Schwester Christine, den beiden Kindern und dem Au-pair-Mädchen Hanna Lenz. Ich hatte mir angewöhnt, daran teilzunehmen. Danach brachte Hanna die Kinder in die Schule, und mein Schwager fuhr ins Büro.«

Kurz vor der Wand war noch ein Platz frei. Ben setzte sich.

Die Verhandlung war bereits in vollem Gang.

»Sind Sie mit Herrn Götz zusammen ins Büro gefahren?«

»An dem Tag ja, meistens hatte Julian aber noch andere Termine, dann habe ich die öffentlichen Verkehrsmittel genommen.«

Der Richter ließ seine Augen auf der jungen Frau ruhen, die im Zeugenstand Platz genommen hatte.

»Ist Ihnen auf dieser Fahrt etwas Besonderes aufgefallen, Frau Voss?«

»Nein.«

»Ist Ihnen beim Frühstück etwas aufgefallen?«

»... das darauf hingedeutet hätte, dass ... etwas passieren

würde?»

»Egal was, etwas, das Ihnen, wenn Sie jetzt wieder darüber nachdenken, auffällig vorkommt.«

»Nein ... nein ...«

»Wie würden Sie denn das Verhältnis zwischen Herrn Götz und Ihrer Schwester Christine beschreiben, Frau Voss?»

»Gut. Ich habe sie eigentlich fast immer nett miteinander umgehen sehen.«

»Fast immer?»

»Nein, meistens ... also immer, eigentlich.«

»Eben sagten Sie ›fast immer‹.«

»Ja, gut ... ich ... wissen Sie, ich hatte zu der Zeit bereits knapp drei Monate bei ihnen gelebt ... da ist nicht alles immer Sonnenschein. Ich erinnere mich, einmal hat Christine ...« Die Zeugin stockte einen Augenblick, gab sich dann aber einen Ruck. »... mir gegenüber erwähnt, dass sie sich wünschte, Julian würde mehr zu Hause sein. An dem Abend ist es wohl zwischen den beiden auch zu einem Streit gekommen, ich habe ihre Stimmen gehört. Aber das war sicherlich vier oder fünf Wochen vor dem 25. September. Und am nächsten Morgen war wieder alles wie immer, keine Verstimmung, nichts.«

Bens Blick schweifte durch den Gerichtssaal. Auf beiden Seiten neben dem Richter mit dem grauen Stoppelhaarschnitt, der die Fragen stellte, saßen weitere, in schwarze Roben gehüllte Amtspersonen, die zum Teil selbst den Blick durch den Saal wandern ließen, zum Teil der Zeugin ins Gesicht schauten. Rechts unterhalb der Richterbank stand ein weiterer Tisch, an dem zwei Männer saßen, die Ben für den Staatsanwalt und einen Nebenkläger oder für Sachverständige hielt. Ihnen gegenüber stützte sich ein Mann auf einem parallel postierten Tisch auf. Neben ihm saß eine Frau, beide in schwarzen Roben. Da sie etwas weniger steif wirkten als die anderen Amtspersonen, hielt Ben die beiden für die Verteidiger. Hinter ihnen erhob sich eine Holzbrüstung, von der er zunächst glaubte, dass sich niemand dahinter befand, doch dann fiel ihm auf, dass sich eine Gestalt

dort zusammengekauert haben musste, denn hin und wieder konnte er einen Rücken hinter der Holzbrüstung hervorschauchen sehen.

»Am Abend erhielten Sie also einen Anruf von dem Au-pair-Mädchen Hanna Lenz.« Der Richter setzte seine Befragung fort.

»Ja. Ich habe später auf meinem Handy nachgesehen. Hanna hat mich um 0 Uhr 33 angerufen. Sie war vollkommen außer sich.«

»Was hat sie gesagt?«

»Ich ... ich erinnere mich jetzt nicht mehr genau an ihre Worte. Aber ... Haben das die Polizisten, die mich vernommen haben, nicht bereits aufgeschrieben?«

Der Richter blickte auf den Bildschirm, der vor ihm stand, klickte mit der Maus in das aufgerufene Menü. »Ja ... natürlich, das ist in dem Protokoll vom 26.9. verzeichnet. Sie müssen sich auch nicht an jedes einzelne Wort erinnern, Frau Voss, ich wollte mir nur noch einmal den groben Ablauf der Ereignisse vergegenwärtigen.«

»Sie sagte so etwas wie ›Du musst sofort kommen, Sophie, es ist etwas Entsetzliches passiert‹.«

»Zu diesem Zeitpunkt wollten Sie die Party, auf der Sie waren, bereits wieder verlassen?«

»Ich hatte mir schon vorgenommen zu gehen, ja, aber ich hatte mich noch nicht verabschiedet. Das habe ich nach dem Gespräch mit Hanna sofort getan.«

»Um 0 Uhr 33 waren Sie also noch auf der Party.«

Ben hatte den Eindruck, die Zeugin würde kurz zusammenfahren. Als sie antwortete, war ihre Stimme jedoch fest. »Ja. Ich bin ... ich weiß es nicht genau ... gegen kurz vor eins in der Villa angekommen. Ich war durch Hannas Anruf sehr erschrocken und hatte mir ein Taxi genommen.«

»Wie ging es in der Villa weiter?«

»Hanna kam mir unten entgegen, sie muss gehört haben, dass das Taxi vorfuhr. Als ich sie sah, wusste ich sofort, dass etwas ... Ich musste irgendwie denken, dass etwas passiert war, das mein

Leben verändern würde.«

»Sie sind dann mit Frau Lenz ins Haus gegangen.«

»Sie redete unaufhörlich. Dass ich nicht erschrecken sollte, dass ich mich zusammennehmen müsste – dabei vermied sie es jedoch zu sagen, was genau passiert war. Als ich dann das Blut an der Treppe sah, ahnte ich bereits etwas, aber ich konnte keinen klaren Gedanken fassen. Es war wie ein Rauschen, als würde mein Blut – ich weiß nicht – in den Ohren ...« Sie brach ab.

»Erzählen Sie uns bitte, was Sie gesehen haben.«

»Die Tür zum Schlafzimmer stand offen. Ich bin rein –« Sie brach wieder ab. Ben sah, wie sich der Kopf der jungen Frau auf ihre Brust neigte. Ihr Leib zitterte etwas, er konnte sie schluchzen hören.

Im Gerichtssaal war es still. Die Robenträger neben dem Richter sahen die Zeugin jetzt nicht mehr an. Ben warf einen Blick zur Seite. Die Zuschauer, die mit ihm auf den beiden Bänken hinter der Schranke saßen, schienen die Luft anzuhalten.

»... es war Christine«, schwebte die Stimme der Zeugin durch den Saal. »Meine Schwester war ... es war alles voll Blut.«

»Ja.«

»Hanna stand in der Tür zum Schlafzimmer. Die Kinder – sie sagte ›die Kinder‹, weiter kam sie nicht. Ich hatte das Gefühl, als würden meine Beine wegsacken. ›Hast du die Polizei gerufen?‹, habe ich sie gefragt. ›Nein, noch nicht.‹ Ich weiß nicht, warum sie es noch nicht getan hatte. Vielleicht hatte sie das Gefühl, erst jemanden aus der Familie sprechen zu wollen ... Später hat sie mir gesagt, dass sie versucht hatte, Julian zu erreichen, ihm aber nur auf die Mailbox sprechen konnte. Nachdem mir klar war, dass sie noch niemanden alarmiert hatte, habe ich mein Handy genommen und 110 gewählt.«

»Was ist dann geschehen?«

»Ich ... ich weiß es nicht mehr genau.«

»Haben Sie gewartet, bis die Polizeibeamten da waren, oder sind Sie vor deren Ankunft bereits in die Kinderzimmer gegangen, Frau Voss?«

»Vorher.«

»In beide Zimmer?«

»Ja. Erst zu Svenja, dann zu Pia.« Sophie Voss hatte den Arm auf den Tisch gestützt, der vor ihr stand, und hielt sich die Stirn.

»Haben Sie versucht, sie wiederzubeleben. Haben Sie etwas berührt, verändert?«

Sie schüttelte den Kopf.

»Wann haben Sie Herrn Götz an dem Abend gesehen, Frau Voss?«

»Spät. Da war die Polizei bereits im Haus.«

Sie sah zu der Holzbrüstung, vor der die Anwälte saßen. Wie magnetisch wurde auch Bens Blick wieder dorthin gezogen – und mit einem Mal wurde ihm klar, wer sich dahinter befinden musste. Der Angeklagte! Plötzlich hatte Ben das Gefühl, als würde etwas an seinem Knochenmark ziehen, saugen, nagen. Erst jetzt spürte er, wie sehr die Person, die sich hinter der Holzbrüstung zusammengekauert hatte, alles dominierte, was im Saal gesagt, gedacht und verhandelt wurde. Dass der gesamte Prozess um diese Person kreiste, die sich vor den Blicken der Anwesenden regelrecht verkrochen zu haben schien.

»Er hat seine Kinder ... erschlagen«, wollte Ben sich sagen, doch es kam ihm so ungeheuerlich vor, dass er es nicht einmal innerlich auszusprechen wagte.

»Hat noch jemand Fragen?« Der Richter beugte sich leicht nach vorn und warf den anderen Amtspersonen, die neben ihm saßen, einen Blick zu. Da keiner reagierte, schaute er zu den Robenträgern an den beiden Bänken, die weiter unten standen. Ben bemerkte, wie der Verteidiger, ein hagerer Mann mit scharf geschnittenem Gesicht und auffallenden Koteletten, kurz den Finger hob.

»Bitte.« Der Richter lehnte sich zurück.

»Nur eine Kleinigkeit«, sagte der Verteidiger und wandte sich an die Zeugin, während er den linken Ellbogen auf den Tisch stützte und mit der Rechten in einem Ordner blätterte, der aufgeschlagen vor ihm lag. »Als Hauptkommissar Gerkens Sie am

26. September, also am Tag nach der Tat, vernommen hat, sagten Sie aus, dass es in der Vorwoche zwischen Ihnen und Ihrer Schwester zu einer Auseinandersetzung gekommen sei.«

Die Zeugin drehte ihren Oberkörper ein wenig in Richtung des Verteidigers, ohne jedoch ihren Stuhl zu bewegen, was sie hätte tun müssen, wenn sie sich ihm ganz hätte zuwenden wollen.

»Können Sie uns berichten, um was es da ging«, fuhr er fort und sah sie an.

»Es ... ich glaube ... ich meine: Wenn ich heute daran denke, ist mir das sehr unangenehm.«

Jetzt, wo sie mit dem Verteidiger sprach, konnte Ben ihr Profil besser sehen. Sie hatte ihr hellbraunes, fast blondes Haar zurückgekämmt, trug eine Brille und war ungeschminkt. Und doch wirkte sie auf ihn wie eine Frau, die es gewohnt war, mit ihrem Äußeren einen starken Eindruck zu hinterlassen.

»Versuchen Sie es trotzdem«, sagte der Verteidiger.

»Christine und ich hatten darüber gesprochen, dass ich ... dass Julian mich gebeten hatte, also dass ich einen Vorschlag zu einem Projekt gemacht und er mich gebeten hatte, das ein wenig auszuarbeiten. Ich weiß nicht, was in sie gefahren ist, aber ... vielleicht war es auch einfach, dass sie ... immer davon geträumt hatte ... oder dass sie immer darunter gelitten hatte, eben *nicht* mit Julian zusammenzuarbeiten. Und plötzlich war ich da, machte ein Praktikum in seinem Büro – und dann gab er mir auch noch einen regelrechten Auftrag. Ich glaube, meine Schwester war einfach betroffen, traurig ...«

»Wie haben Sie reagiert?«

»Ich war natürlich furchtbar durcheinander – ich hatte nicht damit gerechnet, dass Christine das so aufnehmen würde. Ich meine: Sie hatte mir das Praktikum bei Julian ja besorgt, sie ließ mich bei sich wohnen. Meine Schwester und ich, wir haben uns immer sehr gut verstanden – und plötzlich das. Zuerst dachte ich, dass ich vielleicht nachgeben sollte, dass ich am besten sage, ich mach's nicht. Dann aber dachte ich, dass ich genauso gut gleich das ganze Praktikum abbrechen könnte ... und das war wieder

schwierig, weil ich ja schon über neun Wochen dabei war. Es wäre ein ziemlicher Zeitverlust gewesen.«

»Also, was haben Sie getan?«

»Ich habe versucht, mit Christine zu reden.«

»Sie haben nicht gesagt, dass Sie ihr zuliebe auf den Auftrag verzichten?«

»Nein, nicht direkt. Ich habe nur angedeutet, dass es möglich wäre, dass ich es tun könnte, wenn sie das beruhigen würde.«

»Und was hat sie dazu gesagt?«

»Dass ich das selbst entscheiden müsste.«

»Und daraufhin sind Sie auf das Angebot von Herrn Götz eingegangen.«

»Ja.«

»Was bedeutete, dass Sie auch enger mit ihm zusammenarbeiten mussten.«

»Na ja ...« Sie zögerte etwas. »Nicht unbedingt. Der Auftrag betraf eher Nebensächlichkeiten, das hätte auch ein Assistent mit mir besprechen können.«

»Hätte?«

»Ich ... das habe ich doch vorhin gesagt, ich fuhr hin und wieder mit Herrn Götz ins Büro. Natürlich haben wir da auch über die Arbeit gesprochen.«

»So auch am 25. September.«

»Ja.«

Der Verteidiger sah die Zeugin etwas länger an. Ben konnte beobachten, wie ihre Augen hinter den Gläsern blinzelten.

»Sie würden also sagen, dass Sie sich mit Ihrer Schwester gestritten haben, weil sie eifersüchtig war.«

»Sie war eifersüchtig darauf, dass ich mit Julian gearbeitet habe, ja ... das ist wohl so gewesen.«

»Danke, keine weiteren Fragen.«



Nachdem man sie aus der Wanne mit der öligen Flüssigkeit herausgeholt und zu ihrem Bett gebracht hatte, lag Mia auf der Matratze und starrte an die Decke. Ihre Gedanken gingen zurück zu dem Nachmittag, an dem Dunja sie zum ersten Mal abgeholt hatte ...

Mia hatte auf dem Balkon bei sich zu Hause gestanden und ihre Mutter gemustert, die neben ihr auf einem Liegestuhl eingeschlafen war. Es war so warm gewesen, dass ihre Mutter nicht einmal eine Decke über sich gebreitet hatte. Ihre Arme lagen schlaff auf den Seitenlehnen des Liegestuhls, der Kopf war ein wenig zur Seite gesunken, die kurzen Haare standen wirr ab.

Mia hatte das Gesicht ihrer Mutter immer geliebt. Ein hartes, herbes Gesicht, in dem die ungeschminkten, blassrosa Lippen einen feinen Strich bildeten, von dessen Enden fast ebenso gerade Kerben bis zu den Nasenflügeln hinaufführten.

Mia nahm einen letzten Zug von ihrer Zigarette und schnippte die Kippe über das Geländer. Der Stummel segelte in die Tiefe und prallte gegen die Balustrade eines Balkons vier Stockwerke unter ihr. Ein paar Funken wurden aus dem noch glühenden Rest herausgeschlagen, dann verschwand der leuchtende Punkt aus ihrem Blickfeld.

Das satte Geräusch eines Motors hatte ihre Aufmerksamkeit erregt. Tief unten auf der Straße jagte ein Rudel Kinder einem Ball hinterher. Ein Wagen hielt am Eingang des Hochhauses, die hintere Tür auf der Beifahrerseite sprang auf, ein langes Bein in engen Jeans kam zum Vorschein.

»Da sind sie.« Mia spürte, wie ihr Herz einen Augenblick aus dem Takt zu geraten schien. War es Angst? Aufregung? Sie stellte sich auf Zehenspitzen und starrte in die Tiefe.

»Miaaaa!« Dunja stand unten und winkte. Sie hatte eine Hand über die Augen gelegt, um sie vor dem Licht des gleißenden Himmels zu schützen. Ihre Haare glänzten in der Sonne.

Mia winkte zurück. Sie wollte ihrer Freundin etwas zurufen, ließ es dann aber doch bleiben. Sie hätte nur ihre Mutter geweckt.

Hastig zog Mia den Kopf zurück, drehte sich auf dem Absatz um. Starrte ihre Mutter sie an? Schwer lag der Kopf der Frau auf dem geblühten Plastikstoff des Liegestuhls, unter den geschlossenen Lidern bewegten sich ruhelos die Augäpfel.

»Tschüs Mama«, dachte Mia. Im nächsten Moment war sie durch die offen stehende Glastür ins Innere des Apartments geschlüpft.

»Es geht los«, raste es in ihrem Kopf, vor Aufregung zappelten ihre Beine. Als sie die Wohnung verließ, schlug sie die Tür mit einem lauten Knall hinter sich zu. Scheppernd dröhnte das endlose Treppenhaus.

»Jetzt ist sie doch aufgewacht«, fuhr es Mia durch den Kopf, und sie sah ihre Mutter vor sich, die im Liegestuhl hochschreckte.

»Bis später, Mama«, flüsterte sie, dann rannte sie die Treppe hinab.

## 8

Es war eine Art schwarze Bluse. Aber warum glänzend, warum ohne Knöpfe? Ungeduldig riss Mia die übrigen Kleidungsstücke herunter, die Dunja von außen über die Tür der Kabine geworfen hatte, und warf sie zusammen mit der Bluse auf einen kleinen Hocker, mit dem sie sich den ohnehin äußerst beschränkten Platz in der Umkleidekabine teilen musste.

Sie waren nach Berlin gefahren. »Du musst dir was zum Anziehen besorgen«, hatte Dunja gesagt. Und darauf gedrängt, dass sie den Laden hier aufsuchten.

Mia zog ein orangefarbenes Top aus dem Kleiderknäuel hervor. Schon besser. Sie streifte die Jeans, die sie trug, über die Hüften und schlüpfte in ein Paar schwarze Capri-Hosen, die Dunja ihr ebenfalls hereingereicht hatte. Dann das Top. Als sie die Ärmel durch die Ärmel stieß, schlug ihre Hand gegen den Haken an der Wand. Sie kniff die Lippen zusammen, der Schmerz verebbte. Scheiß Kabine. Sie hasste diese Enge. Und es waren nicht nur die vier Wände, die sie beengten, es waren auch die Kleidungsstücke, die Dunja herausgesucht hatte. Sie kniffen unter den Armen, pressten ihre Beine zusammen, zwängten den Hals ein.

Mia stieß die Kabinentür auf und trat ins Freie. Holte Luft. Dunja war nicht zu sehen, sie suchte wahrscheinlich noch andere Stücke heraus. Mia sah sich um und bemerkte einen schlaksigen jungen Mann, der an einem Kleiderständer ein paar Schritte entfernt stand. Er senkte den Blick.

»Dunja?«

Mia ging etwas unsicher in die andere Richtung, weg von dem Mann. Was für eine blöde Idee, hier diese Sachen kaufen zu wollen. Endlich einmal war sie in Berlin, und da musste sie sich ausgerechnet in eine Umziehkabine klemmen!

»Hier!« Hinter einer Säule kam Dunja hervor. »Probier die mal an.«

Mias Blick fiel auf etwas, das aussah wie zwei lackierte Messer.

»Meinst du?«

Dunja lachte und kniete sich auf den Boden, stellte die Schuhe vor Mias Füße. »Komm!«

Vorsichtig hob Mia den rechten Fuß, wollte ihn schon in den Schuh zwingen, merkte aber, dass sie ihn noch schräger stellen musste, als sie zunächst vermutet hatte. Sie stand praktisch schon auf Zehenspitzen – dann ging es. Wie in eine Passform glitt ihr Fuß in das harte Leder, das sich eng um ihre Ferse schloss.

Mia stützte sich an der Säule ab, angelte mit dem anderen Fuß nach dem zweiten Schuh, schob die Zehen vorsichtig in die langgezogene Öffnung. Es war, als würde sich eine Faust um ihren Fuß schließen. Sie schwankte ein wenig.

»Okay?«

Dunja war aufgestanden, sie war jetzt etwas kleiner als Mia. Mias Blick schweifte durch das geräumige Geschäft, in dem sich außer ihnen kaum Kunden aufhielten. Da! Der schlaksige Typ! Wieder betrachtete er sie fast unverhohlen. Sie musterte ihn spöttisch, aber diesmal wandte er den Blick nicht mehr ab, fast schienen sich seine Augen an ihr festgesaugt zu haben. Mia atmete verächtlich aus und drehte sich um.

Es war wie ein Schlag in den Bauch. Aus dem riesigen Spiegel, der hinter ihr die gesamte Wand einnahm, starrte ihr ein Mädchen entgegen. Das war nicht sie, oder? Mia ließ die Säule los. Machte einen Schritt auf den Spiegel zu. Ihre Taille wirkte in den engen Hosen wie gemeißelt, steil standen ihre nackten Füße in den Schuhen. Die hohen Absätze verliehen ihrer Haltung etwas Gazellenhaftes, Hilflohes, Gefährdetes, die Frisur, die sie ihr für viel Geld verpasst hatten, gab ihr außerdem etwas Geschmücktes, Zelebriertes, Verpacktes. Mit einem Mal wurde ihr klar, dass sie jemand anderen aus ihr gemacht hatten – jemanden, den sie noch nie zuvor in sich gesehen hatte. Der

Anblick schien sie förmlich anzuspringen, ihre Erscheinung hatte etwas Gespanntes, wie zum Zerreißen Gedehtes an sich, etwas, das danach schrie, endlich platzen, bersten, aufspringen zu können, eine Verlockung, die bis zum Äußersten ausgereizt war.

»Ja, ich höre dich gut.« Ben beugte sich noch ein wenig zum Fenster und presste das Handy ans Ohr. »Was ist denn?«

Er hatte Georgs Anruf auf seinem Display bemerkt, als er den Gerichtssaal verließ. Zuvor hatte der Richter eine Mittagspause von einer Stunde angekündigt.

»Heute?«

»Ja.« Georgs Stimme klang ungeduldig. »Nur wenn du kannst, natürlich. Ich würde mich freuen.«

»Mal schauen.« Eigentlich hatte Ben schon Lust, sich mit Georg zu treffen, er hatte ihn seit einiger Zeit nicht mehr gesehen.

»Getränke gehen auf mich«, meinte Georg noch, bevor er auflegte. »Aber mehr Pläne kann ich dir leider nicht mitbringen.«

Ben klickte sich im Menü seines Handys zurück zu den eingegangenen Anrufen.

Die Pläne ... er wusste nicht einmal, ob er sie überhaupt noch brauchte. Georg hatte ihm vor einigen Wochen ein paar Unterlagen über moderne Bankbauten zugeschickt, nachdem Ben ihn bei den Vorbereitungen für sein Drehbuch darum gebeten hatte. Vor ein paar Tagen hatte Ben ihn dann noch einmal angerufen und gefragt, ob Georg nicht auch den Grundriss eines Tresorraums aufreiben könnte, als Architekturhistoriker hätte er dafür doch bestimmt die nötigen Kontakte. Das würde nun also nichts mehr werden ...

Ein eingegangener Anruf. Die Nummer auf seinem Display kannte Ben nicht. Aber der Anrufer hatte eine Nachricht hinterlassen. Ben aktivierte die Mailbox.

»Ben, ich bin's, Robert.« Ben unterdrückte ein Stöhnen. Es war Hellwig, der Produzent, mit dem er sich am Vortag getroffen hatte. »Ich habe wegen deines Drehbuchs jetzt noch mal mit dem

Sender gesprochen. Es scheint da Ärger mit einem anderen Buch zu geben? Jedenfalls meinen sie, dass deine Grundidee doch gar nicht so schlecht wäre. Nur: Sie brauchen das Skript schon nächste Woche. Also die neue Fassung. Nicht erst in vierzehn Tagen. Kannst du das schaffen? Ruf mich doch bitte mal zurück.«

LECK MICH AM ARSCH!

Ben musste sich regelrecht zusammennehmen, um nicht loszubrüllen.

›Ruf mich doch bitte mal zurück.«

*FICK DICH!!*

Er war so wütend, dass er sich beherrschen musste, um nicht gegen die Wand zu treten.

›Um ehrlich zu sein – ich bin ratlos, Ben.«

Er hatte Hellwig noch gut im Ohr.

›Danke, ich ruf dich, wenn ich fertig bin ...«

Ben hatte ja schon einiges bei Drehbuchbesprechungen erlebt – aber gestern Abend war Hellwig wirklich zu weit gegangen. So wie er ihn behandelt hatte, wurde Ben allein schon bei dem Gedanken an eine Überarbeitung seines Drehbuchs richtig schlecht.

Er atmete tief durch, um sich zu sammeln, und ihm fiel auf, dass ein paar Leute zu ihm herübersahen. Während er den Anruf auf seiner Mailbox abgehört hatte, war Ben über den Aufgang N zurück in den Hauptgang gelangt. Die Leute wandten sich wieder ab. Es musste ihnen aufgefallen sein, wie wütend er sein Handy zurück ins Jackett gesteckt hatte. Überrascht stellte Ben fest, dass er einige der Leute kannte, die wenige Schritte vor ihm vor einem Saaleingang zusammenstanden. Er erkannte den Verteidiger wieder, den er eben im Gerichtssaal gesehen hatte, den großgewachsenen Gerichtsdieners ... Natürlich! Sie standen ja auch vor dem Eingang zum Saal 621! Eben noch hatte eine Schranke sie von ihm getrennt, jetzt brauchte er bloß über den Gang zu gehen, um sich zu diesen Leuten zu gesellen! Im selben Moment trat eine Frau aus dem Saal und wandte sich an den Verteidiger. Ben zuckte unmerklich zusammen. Es war Sophie

Voss, die Zeugin, die der Richter bis zur Pause befragt hatte. Der Verteidiger lächelte sie an. Sie sagte etwas, nickte und ging dann den Flur Richtung Ausgang hinunter.

›Ruf mich doch bitte mal zurück.‹

Ben fluchte innerlich. Er hatte keine Lust, sich bei Hellwig zu melden. Es würde ja doch nur darauf hinauslaufen, dass er unverzüglich nach Hause fahren musste, um mit der Überarbeitung des Drehbuchs zu beginnen. Und wozu? Damit Hellwig es dann doch wieder ablehnen konnte?

›Sorry, Ben, aber es knallt noch nicht richtig.‹

Ohne sich dessen bewusst zu sein, hatte Ben begonnen, der Frau hinterherzugehen, die aus dem Gerichtssaal gekommen war.

Er beobachtete, wie sie sich im Gehen einen hellen Regenmantel überzog, und sein Blick wanderte zu den nackten Füßen in den Pumps, mit denen sie über die Steinfliesen lief. Ben spitzte die Lippen und schaute auf ihren Hinterkopf. Sie hatte die Haare jetzt mit einem Haargummi zusammengebunden, so dass er ihre Ohren sehen konnte, in denen winzige Ohrhinge steckten. Gleichzeitig fiel Ben ein feiner, herber, fast nicht wahrnehmbarer Duft auf, der von ihr auszugehen schien. Sie musste sich mit etwas Parfüm eingestäubt haben.

Als Ben die schwere Tür des Haupteingangs aufstieß, stand sie bereits an der Straße, reckte den Hals und blickte den Autos entgegen, die an einer roten Ampel warteten. Er ging die paar Stufen hinunter, die zum Bürgersteig führten, und warf ebenfalls einen Blick zu den Fahrzeugen. Inmitten der Autodächer war ein Taxischild zu erkennen, doch das Schild war erloschen, der Wagen belegt. Im gleichen Moment sprang die Ampel auf Grün, und die Fahrzeuge brausten mit Getöse an ihnen vorbei.

Ben stutzte. Sie sah ihm direkt in die Augen! Sie hatte den Autos nachgesehen, sich umgedreht – er hatte gar nicht bemerkt, dass er nur wenige Schritte hinter ihr am Straßenrand stehen geblieben war.



Ben lächelte, aber da hatte sie sich schon wieder abgewandt. Ihr Blick jedoch schien wie ein Widerhaken in ihm stecken geblieben zu sein. Sollte er sie ansprechen? Er riss sich zusammen. Unmöglich!

Da sah er, wie sie die Hand hob. In dem neuen Schwung Autos, der auf sie zukam, konnte Ben jedoch kein Taxi erkennen. Stattdessen scherte eine große Limousine weiter hinten aus, zog an den Bordstein, rollte aus und blieb stehen.

Ben hielt die Luft an. Ihr Freund, ihr Mann, sie lässt sich abholen! Doch anstatt die Beifahrertür aufzuziehen, ging sie zur hinteren Tür des Fahrzeugs und öffnete diese. Bens Blick sprang zu dem Fahrer, der durch die Windschutzscheibe nur schemenhaft zu erkennen war. Ein älterer Mann, der sich zu ihr nach hinten umgedreht hatte, während sie sich in den Wagen setzte. Mit sattem Klacken fiel die Tür hinter ihr zu. Die Limousine rollte an.

Fassungslos starrte Ben in das Seitenfenster, als der Wagen auf seiner Höhe war. Aber sie schaute nicht zu ihm herüber, hielt den Kopf geradeaus gerichtet und fasste in dem Moment, in dem sie ihn passierte, nach dem Griff über dem Fenster. Ihr Unterarm verdeckte ihre Augen, dann war der Wagen vorüber.

Ben atmete aus und starrte dem Fahrzeug hinterher. Ein Berliner Kennzeichen. Er sog die Luft wieder ein. War der Duft ihres Parfüms noch zu spüren? Doch es roch nur nach Abgasen und dem metallischen Dunst der Stadt.

## 10

»Ich habe bis kurz nach halb elf gearbeitet –«

»Halb elf Uhr abends.«

»Ja. Es ging um das Projekt Heidestraße. Ich hatte das Gefühl, nach einigen Wochen des Herumprobierens, der falschen Ansätze und Irrtümer, endlich auf dem richtigen Weg zu sein. Deshalb habe ich den Abend genutzt, um verschiedene Skizzen anzufertigen.«

»Bis kurz nach halb elf.«

»Ja.«

»Und danach?«

»Bin ich noch in den Park gegangen, der direkt vor unserem Büro liegt. In den Tiergarten. Ich mag den Park sehr, deshalb habe ich die Büroräume auch genau dort gemietet. Ich gehe oft im Tiergarten spazieren, versuche dabei, meine Gedanken zu ordnen.«

Ben starrte den Mann an. Julian Götz. Er hatte sich von seinem Platz hinter der Holzbrüstung erhoben und dem Richter zugewandt. Eine schwere, fast muskulöse Gestalt, ein kantiger Kopf mit einer hohen Stirn. Ben konnte den Blick nicht von ihm wenden.

Nachdem Sophie Voss von der Limousine abgeholt worden war, hatte Ben rasch einen Kaffee getrunken und war pünktlich zum zweiten Teil der Verhandlung wieder in den Gerichtssaal zurückgekehrt. Er hatte es gar nicht erwarten können, dass der Prozess fortgesetzt wurde.

»Hat Sie jemand im Park gesehen?«

»Nein.«

»Bis wann haben Sie sich denn dort aufgehalten?«

»Ich habe nicht auf die Uhr gesehen, vielleicht bis kurz nach eins.«

Der Richter musterte den Angeklagten. »Zweieinhalb Stunden in einem Park. Das ist recht lang, mitten in der Nacht, finden Sie nicht?«

Gebannt beobachtete Ben das Profil des Mannes hinter der Holzbrüstung. Eine lebhafte Unruhe schien von ihm auszugehen, jedoch ohne dass er gezappelt oder gewackelt hätte. Im Gegenteil. Breitbeinig und fest stand Julian Götz da, die Hände um die Aufschläge seines Jacketts geschlossen. Und doch erschien er Ben wie ein Raubtier kurz vor dem Sprung.

»Ich habe über das Projekt nachgedacht.«

Der Richter nickte. »Fahren Sie fort, Herr Götz, ich sagte es schon. Wir wären Ihnen dankbar, wenn Sie uns in einem Stück berichten könnten, was Sie am Abend des 25. September erlebt haben.«

Götz stützte die Arme auf den Tisch vor ihm. »Es muss einige Minuten nach eins gewesen sein, als ich mein Handy wieder eingeschaltet habe –«

»Entschuldigen Sie«, unterbrach ihn der Richter, »aber ich verstehe nicht. Sie hatten Ihr Handy im Park ausgeschaltet?«

»Ja.«

»Wann haben Sie es ausgeschaltet?«

»Als ich in den Park gegangen bin.«

»Ist das nicht merkwürdig?«

»Ich sagte es gerade: Ich wollte mir Klarheit über einige Aspekte des Heidestraßen-Projekts verschaffen und dabei nicht gestört werden.«

Er sah den Richter an. Der nickte nur flüchtig.

»Als ich kurz nach eins das Handy wieder eingeschaltet habe«, fuhr Götz fort, »sah ich, dass ich einen Anruf bekommen hatte. Von der Nummer zu Hause. Ich hörte die Nachricht ab. Es war Frau Lenz.« Er hielt inne, richtete sich wieder auf und strich mit Daumen und Zeigefinger rechts und links an seinem Mund vorbei.

»Sie sagte ... dass mit meiner Frau etwas passiert sei.« Götz' Blick glitt durch den Gerichtssaal, als hätte er für einen Moment

vergessen, dass er mit dem Richter sprach. Aller Augen waren auf ihn gerichtet.

»Bitte, Herr Götz.« Der Richter, dessen Name Lars Hohlbeck war, wie Ben inzwischen herausbekommen hatte, machte eine ungeduldige Handbewegung.

Götz' Brustkasten hob und senkte sich wieder. »Ich habe den Wagen geholt und bin sofort nach Hause gefahren.«

Hohlbeck warf einen Blick auf den Bildschirm, der vor ihm auf dem Tisch stand. »Dort sind Sie um kurz nach halb zwei Uhr nachts eingetroffen, richtig?«

»Ich nehme an, dass die Polizeibeamten den Zeitpunkt aufgenommen haben.«

»Sicher, sicher ...« Hohlbeck wandte den Blick nicht von seinem Monitor. »Verstehen Sie, Herr Götz, das Problem ist, dass Sie nicht belegen können, zur Tatzeit woanders gewesen zu sein als zu Hause.«

Götz nickte, das musste er bereits öfter gehört haben.

»Außerdem haben die Beamten der Spurensicherung das Haus mit größter Sorgfalt abgesucht«, fuhr Hohlbeck fort und sah den Angeklagten nun doch an, »aber es konnten keine Einbruchsspuren sichergestellt werden. Es ist nichts entwendet worden, es gibt keine DNA-Spuren, die nicht zugeordnet werden können, keine eindeutigen Kampfspuren. Nichts deutet darauf hin, dass sich zur Tatzeit eine fremde Person in Ihrer Villa aufgehalten hat.«

Ben kam es so vor, als würde sich eine fast senkrechte Falte in Götz' Stirn graben.

»Möchten Sie sich dazu äußern?«

Jetzt, schoss es Ben durch den Kopf, springt er mit einem Satz über die Holzbrüstung und rammt mit seinem bulligen Schädel dem Richter das Nasenbein ins Hirn!

Stattdessen erhob sich jedoch der Verteidiger, lehnte sich zu seinem Mandanten nach hinten und flüsterte ihm etwas zu.

Ben beobachtete, wie Götz den Kopf drehte und seinem Anwalt ins Gesicht blickte. Erst jetzt fiel Ben auf, wie angestrengt Götz

aussah. Zugleich bemerkte er aber auch noch einen anderen Zug in diesem Gesicht, etwas Spitzes, Gezogenes – als ob jemand die Kopfhaut des Mannes in dessen Nacken zusammenziehen würde.

Götz wandte sich wieder nach vorn zum Richter. »Ja«, sagte er, »ich möchte mich dazu äußern.«

Hohlbeck senkte den Kopf etwas.

»Was ist es eigentlich, das Sie berechtigt, mir hier einen Prozess zu machen, der mit jedem Tag, den er fortgesetzt wird, unerträglicher wird? Haben Sie einen Zeugen, der gesehen hat, wie ich einem Wahnsinnigen gleich durch mein Haus getobt bin? Haben Sie eine Tatwaffe mit meinen Fingerabdrücken, DNA-Spuren, die mich überführen?«

»Die Tatwaffen sind abgewischt worden«, hob Hohlbeck an, aber Götz ließ ihn nicht ausreden.

»*Nichts* haben Sie, nichts als einen Verdacht, eine Vermutung, eine Theorie, auf die Sie jedoch eine Anklage stützen, die schrecklicher nicht sein könnte!«

Bens Blick schnellte zu Hohlbeck. Er konnte sich nicht vorstellen, dass sich der Richter diesen Ton bieten lassen würde. Zu seiner Überraschung hatte der Vorsitzende jedoch nur das Kinn gehoben und hörte Götz zu.

»Nichts haben Sie«, fuhr der Angeklagte fort, »außer der Statistik, die Ihnen sagt, dass in den meisten ähnlich gelagerten Fällen der Familienvater selbst der Täter ist. Nichts als Erfahrungswerte, Annahmen, Meinungen. Nichts als die Gewissheit, dass Sie einen anderen Verdächtigen bisher nicht dingfest machen konnten.« Götz' Stimme schien eine geradezu außergewöhnliche Schärfe und Klarheit gewonnen zu haben, sie schnitt einer Klinge gleich durch den Raum: »Und doch haben Sie sich entschieden, das Verfahren gegen mich zu eröffnen! Und warum? Warum sind die Staatsanwaltschaft, Hauptkommissar Gerkens und letztlich auch Sie von Anfang an davon überzeugt gewesen, dass *ich* derjenige gewesen sein muss, der meine Frau und meine beiden Töchter getötet hat? Weil Sie förmlich spüren, dass hier jemand ist, der anders *tickt*, der anders denkt, fühlt,

*lebt*, als Sie es jemals tun würden. Und Sie können sich von der Überzeugung nicht lösen, dass er dann auch derjenige gewesen sein muss, auf den das Unfassbare, Entsetzliche zurückgeht, das am 25. September über meine Familie hereingebrochen ist.«

Götz warf seinem Anwalt, der offensichtlich versuchte, ihn zurückzuhalten, einen Blick zu, schüttelte energisch den Kopf und sprach weiter. »Ja, letztlich läuft es darauf hinaus: Es ist Ihr Instinkt, Herr Vorsitzender, der Ihnen sagt, dass *ich* der Mörder sein muss. Das ist es, was Sie bewogen hat, das Verfahren gegen mich zu eröffnen, obwohl Ihnen jeder handfeste Beweis fehlt, dass ich der Täter war!«

Bevor Hohlbeck etwas sagen konnte, hob Götz die linke Hand und hielt sie dem Richter entgegen, wie um ihn an einer Unterbrechung zu hindern. »Und soll ich Ihnen sagen, warum Ihr Instinkt Ihnen das sagt? Weil das Außergewöhnliche, das Sie instinktiv spüren und das für Sie nur ein Merkmal des Verbrechers sein kann, tatsächlich etwas ist, das ich suche – *suchen muss!* Denn es ist das, was mir in meinem Beruf weiterhilft: Das Außergewöhnliche, das über das Mittelmaß hinausgeht. Begreifen Sie? Können Sie mir folgen?«

Eine geradezu unheimliche Stille hatte sich auf den Saal gesenkt. Ben hielt den Atem an. Im Gesicht des Richters arbeitete es, aber er blieb gefasst.

»Fahren Sie fort, Herr Götz, ich bin mir zwar nicht ganz sicher, ob ich all Ihren Wendungen folgen kann, aber ... vielleicht kann ich dann zumindest erkennen, worauf Sie hinauswollen.«

Götz ging bis ganz an die Holzbrüstung heran, stützte beide Hände darauf und beugte sich vor. »Wenn ein Bauherr einen Wettbewerb ausschreibt und einen Entwurf sucht, der nicht nur eine Baulücke füllt, sondern das Bild einer Stadt regelrecht *prägt*, wissen Sie, welche Arbeit er sich dann aussucht? Welche Arbeit gewinnt und realisiert wird?« Götz ließ den Richter nicht aus den Augen. »Diejenige, die *hinausgeht über das Alltägliche!* Diejenige, die die Vorstellungen des Bauherrn gleichsam über sich hinausträgt, indem sie ihnen eine Wendung gibt, auf die er

selbst niemals gekommen wäre. Das aber wird nur *der* Entwurf leisten können, der über das Mittelmaß und das Alltägliche hinauswächst!« Götz schien nicht mehr aufzuhalten zu sein. »Um in meinem Beruf erfolgreich zu sein, muss ich das Außergewöhnliche *beherrschen*, Herr Hohlbeck. Das aber ist es, was uns beide voneinander trennt, und was – davon bin ich überzeugt – Sie dazu bewogen hat, in mir den Täter zu vermuten!«

Hohlbeck hatte die Stirn gerunzelt, doch Götz schien sich davon nicht abschrecken lassen zu wollen. »Der Punkt, auf den ich hinauswill, den ich nicht verstehen kann und der mir keine Ruhe lässt, ist aber nicht der *Unterschied* zwischen Ihnen und mir, Herr Hohlbeck! Was ich nicht verstehen kann, ist etwas, worin wir uns – bei allen Differenzen – doch *einig* sein müssten. Was ich nicht verstehen kann, ist, wie Sie sich, ohne zu zögern, darüber hinwegsetzen können, dass ich – abgesehen von der Bestürzung über den Tod meiner Frau – *zutiefst* um meine beiden Töchter Pia und Svenja trauere!«

Ben spürte, wie eine Welle der Bewegung durch die Zuschauerbank ging.

»Soweit ich weiß, haben Sie selbst Kinder, Herr Hohlbeck, und deshalb begreife ich nicht, wie Sie die Augen davor verschließen können, dass ich über den Tod meiner beiden Töchter niemals hinwegkommen werde! Ich begreife nicht, wie Sie ignorieren können, dass ich im Grunde genommen seit dem Moment, in dem meine beiden Töchter der Welt entrissen wurden, selbst nicht mehr zu ihr gehöre. Dass mich das Gefühl, ihren Tod verschuldet zu haben, weil ich nicht genug auf sie aufgepasst habe, keine Sekunde mehr verlassen hat. Dieses Gefühl ist es, das den Prozess, den Sie mir hier machen, unerträglich macht. Und ich verstehe nicht, wie Sie die Wahrheit dieses Gefühls, die Wahrheit meiner Bestürzung über den Tod meiner Töchter, verkennen können!«

## 11

Es war der Geruch nach Rindfleisch, der ihr am meisten zu schaffen machte. Das Fleisch war nicht einmal alt, geschweige denn faul. Ihre Mutter hatte es mit Sicherheit erst gestern oder vielleicht am Tag davor gekauft. Es lag einfach in der Pfanne und schmurgelte vor sich hin – aber der Geruch, der davon aufstieg, hatte für Mia etwas von Tod, Aas und Verwesung.

Sie hatte sich zurückbringen lassen. Plötzlich hatte sie es in dem Kleiderladen nicht mehr ausgehalten. Marco, Dunjas Freund, der den Wagen fuhr, hatte versucht, ihr klarzumachen, dass sie großartig aussehen würde, dass sie sich keine Sorgen machen müsse, dass es lustig werden, ihr gefallen würde. Aber etwas hatte ihr keine Ruhe gelassen, und sie wusste nicht einmal genau, was es war.

Ihre Mutter rührte mit einem hölzernen Löffel in der Pfanne.

Mia versuchte, nicht an den Geruch zu denken. Sie sehnte sich nach einem Salat, vielleicht ein wenig Gemüse. Stattdessen glitzerte das Fleisch in dem fingerdicken Fett in der Pfanne, der schwere Geruch erfüllte die ganze Küche, strich über ihre Haare. Ein Fettspritzer war auf der Hand ihrer Mutter gelandet, er schimmerte im Licht der Küchenlampe, aber ihre Mutter schien ihn nicht zu bemerken.

Warum hatten sie nicht mit ihr geschimpft, Dunja und Marco, als sie sie nach Hause gefahren hatten? Warum hatten sie sich nicht beschwert, dass sie ihretwegen nun die ganze Reise umsonst gemacht hätten? Warum hatten sie nur die Schultern gezuckt?

Mia setzte sich an den Küchentisch, legte die Arme auf das frisch abgewischte, noch feuchte Wachstuch und ließ den Blick aus dem Fenster wandern. Der Himmel hatte sich bezogen, tiefgrau und schwer hing er über den Wohntürmen. Die hellblaue



Farbe der entfernten Hochhäuser schien dunkler geworden zu sein, das Weiß wirkte schmutzig, die Balkone, die erst vor kurzem in unterschiedlichen Farben getüncht worden waren, verschwammen zu einem unregelmäßigen Branton.

Ihre Mutter stand breitbeinig vor dem Herd und schien einen Moment ganz in sich versunken. Ihre Schultern waren ein wenig nach vorn gesackt, eine Hand hatte sie in die Tasche der Schürze versenkt, die andere hing schlaff herunter.

»Mama, ich ... als wir vorhin in Berlin waren –«

Ihre Mutter fuhr herum. Die Augen aufgerissen, die Hand im Haar. Hatte sie den Fettspritzer jetzt dort abgewischt?

»Ich wollte dich das doch mal fragen«, fuhr Mia fort, wurde von ihrer Mutter aber unterbrochen.

»Ja? Ja? Endlich sprichst du darüber. Ich verstehe das gar nicht, Mia. Wieso sagst du mir nicht, wenn du gehst?«

Ihre Augen schienen überall in der Küche umherzuzucken, sich jedoch auf Mias Gesicht nicht einstellen zu können. »Wie heißt er denn, Dunjas Freund?«

»Marco?«

»Und?« Die Mutter starrte sie an.

Was sollte sie ihr sagen? »Wenn du gleich wieder so anfängst«, hob Mia an. Sag es ihr doch einfach, gurgelte es in ihrem Kopf, zick nicht lange rum.

»Wie denn, wie fange ich an?« Der Blick ihrer Mutter trübte sich ein. Sie senkte die Stimme. »Mia ...« Sie brach ab, zog einen Stuhl unter dem Tisch hervor, setzte sich. »Mia, ich verstehe das nicht, ich weiß nicht, wie ich mit dir reden soll. Ich will ja nichts falsch machen, ich will dir auch nichts sagen ... du bist alt genug jetzt. Es tut mir leid, wenn ich nicht immer alles richtig gemacht habe ...«

Mia spürte, wie sich ein Kloß in ihrem Hals bildete. Ihre Mutter griff nach Mias Hand. Der Fettspritzer glitzerte noch immer am Knöchel des Daumens. »Was habt ihr denn gemacht in Berlin, Dunja, der Marco und du.«

»Nichts!«

Der Blick der Mutter ruhte auf ihr, jetzt kam er Mia vor wie der Blick eines Hundes.

Nichts.

Sie konnte nicht darüber sprechen.

Die Bar, die Georg genannt hatte, befand sich in der Veteranenstraße, gegenüber vom Volkspark, wo es – für Berlin ungewöhnlich – ein wenig bergauf geht. Ben zog die Glastür auf. Er war am Ende des Prozesstages direkt vom Kriminalgericht hierhergekommen. Ein paar Gesichter wandten sich ihm zu. Einen blassen Typen mit zu wenig Haaren, der an der Theke stand und versuchte, den Barkeeper auf sich aufmerksam zu machen, kannte er, die anderen nicht. Ben öffnete den Reißverschluss seiner Jacke, in der Bar war es wesentlich wärmer als draußen, und ließ die Glastür hinter sich zufallen.

Der Geräuschpegel war ziemlich hoch, der Raum beengt. Aus kleinen Lautsprechern klimperte Musik, und alle sprachen durcheinander. Dann sah er ihn. Georg stand am Ende der Theke, von sechs, sieben Leuten umringt. Seine Haare standen noch mehr ab als gewöhnlich, er lachte und wirkte bestens gelaunt. Ben schob sich durch die anderen Gäste hindurch auf ihn zu.

»Ben!« Georg hob die Hand, damit Ben hineinklatschen konnte. »Freut mich, dass du kommen konntest.«

Ben schlug ein, nickte und zog ein Päckchen aus der Tasche seiner Jacke, das er noch rechtzeitig vor Ladenschluss gekauft hatte. »Kannst du ja nachher auspacken«, sagte er, als er Georg das Geschenk reichte.

Georg grinste, wedelte mit dem Päckchen zweimal vor seinem Gesicht hin und her, wie um zu prüfen, ob er dadurch erraten konnte, was sich darin befand, und ließ es in eine nachgemachte Fahrradkurier-Tasche gleiten, die zwischen ihm und der Theke stand.

»Alles klar an der Uni?« Ben grinste ebenfalls. Er hatte Georg seit mindestens sechs Wochen nicht gesehen, freute sich, dass es ihm offensichtlich gutging.

»Ja.« Georg zog die Augenbrauen hoch. »Das Semester hat ja gerade erst begonnen, das heißt eine Menge Vorbereitung.«

»Was machst du denn?«

»Eine Vorlesung.« Er zeigte die Zähne. »Ja, ja, die erste, das ist ganz schön aufregend, und dazu ein Proseminar. Da lasse ich aber vor allem die Studenten schuften.« Er lachte.

»Und worüber?«

»Gotik. Die Kathedralen von Reims, Chartres und Sevilla. Jeweils vier Veranstaltungen pro Bau.«

Ben machte mit dem Mund ein anerkennendes Plopp-Geräusch.

»Im Herbst geht's dann ja richtig los«, sagte Georg und drehte sich so zur Theke, dass er direkt neben Ben zu stehen kam. »Habe ich dir davon eigentlich schon erzählt?«

Ben bemerkte, dass Georg die anderen, die um ihn herumstanden, durch seine Bewegung eher ausgeschlossen hatte. Er wandte ihnen ebenfalls den Rücken zu und stellte sich neben Georg an die Theke. »Nee, was?«

»Ich hab eine Stelle gekriegt, drüben, in den USA.«

Ben spürte, wie seine Hände kalt wurden. Er nickte.

»Kansas University, meine Diss hat ihnen gefallen. Sie haben angefragt, per Mail, das musst du dir mal vorstellen. Ob ich Lust hätte, ein paar Semester lang bei ihnen zu unterrichten.«

»Und?«

»Ich bin hingeflogen, Ende Februar. Hat mir gut gefallen.« Georg presste die Lippen so aufeinander, dass sich seine Wangen aufblähten. »Das wollte ich ja schon immer – drüben mal lehren.«

Ben hatte plötzlich einen seltsamen Druck auf der Brust. »Du gehst weg aus Berlin ...« Es war keine Frage, natürlich nicht. Georg hatte es ihm ja eben gesagt: Er ging weg aus Berlin. Es kam Ben so vor, als wäre ihm leicht schwindlig.

Georg sagte nichts. Er hatte die Hände auf die Theke gestützt, sah an die Wand mit den Gläsern, vor der die beiden Barkeeper bedienten.

»Schade«, sagte Ben.

Georg sah ihn nicht an.

»Nein, ich meine, freut mich natürlich für dich«, beeilte sich Ben zu ergänzen. »Aber schade – dass du gehst, meine ich.« Fast hätte er den Kopf hängen lassen.

Er fühlte, wie Georg ihm gegen den Arm stieß. »Du musst kommen, Ben, okay? Ich hab das auch schon den anderen gesagt, ihr lasst mich da nicht allein!«

Ben grinste. »Ja, sowieso ...« Seine Stimme klang merkwürdig.

»Georg?«

Hinter ihnen hatte jemand seinen Namen gerufen.

Georg wandte sich um. »Hi!« Er legte den Kopf auf die Seite. »Ich dachte, du kommst gar nicht mehr.«

Ben drehte sich ebenfalls um. Ein Mädchen, eine junge Frau, helle, glatte Haare, gelbgrüne Jacke, Jeans. Nicht wirklich hübsch, aber ... süß, musste er denken. Nett. Sie legte Georg die Arme um den Hals. »Herzlichen Glückwunsch.«

Georg küsste sie rechts und links auf die Wangen. »Ben – Sibylle, Sibylle – Ben.«

Ben gab ihr die Hand. Ihm fiel auf, dass sie nicht gleich wieder wegguckte, sondern einen Moment lang zu versuchen schien, sich eine Vorstellung davon zu machen, was für ein Typ er war.

»Kümmerst du dich kurz um Sibylle, Ben?« Georg strahlte sie beide an. »Ich bin gleich wieder da.« Er drängelte sich durch die umstehenden Gäste.

»Hast du schon was zu trinken?« Sibylle lächelte Ben an. Erst jetzt fiel ihm auf, dass er noch nichts bestellt hatte.

Er stützte sich auf die Theke und beugte sich vor. »Hallo?«

Einer der beiden Barkeeper schaute herüber.

»Ich nehme das Gleiche wie du«, hörte Ben Sibylle hinter sich sagen.

»Zwei Becks.«

Der Barkeeper nickte.

»Kennst du Georg schon lange?«, fragte Sibylle, als Ben sich ihr wieder zuwandte.

»Zehn Jahre so ungefähr.« Ben zuckte die Schulter. »Wir

haben uns an der Uni kennengelernt.«

»Und heute?«

»Nach Amerika geh ich nicht, wenn du das meinst.«

Sie schüttelte den Kopf. »Wahnsinn, oder?«

»Hmm.« Ben sah auf.

Der Barkeeper hatte die beiden Flaschen vor ihn auf den Tresen gestellt. »Geht auf Georg«, sagte er und grinste.

»Ah, okay. Danke.« Ben reichte eine Flasche an Sibylle weiter.  
»Prost.«

Es klang hell, als die beiden Flaschen gegeneinanderklickten.

»Wir haben uns in einem Geschichtsseminar kennengelernt, aber eigentlich wollte ich nie Historiker werden«, sagte Ben, nachdem er einen Schluck genommen hatte und Sibylle noch immer keine Anstalten machte, sich nach den anderen Gästen umzusehen. »Ich habe dann angefangen, fürs Fernsehen zu schreiben. Erst für 'ne Soap, später auch anderes.«

Ihre Augen blitzten auf. »Drehbücher?«

»Exakt.«

Das kannte er schon. Es gab meist eine von zwei möglichen Reaktionen, wenn herauskam, was er machte. Entweder sein Gesprächspartner fand es unsolide, heikel, oberflächlich – oder toll. Sibylle schien es toll zu finden.

»Wie heißt du?«

»Ben Lindemberger.«

Sie dachte einen Moment nach. »Lindemberger ... nee, ich glaube, den Namen habe ich noch nicht gehört.«

»Ich schreibe hauptsächlich Krimis. Auch für Serien.« Er lachte. »Nicht fürs Kino oder so.«

»Ja? Habe ich vielleicht mal einen Film von dir gesehen? Also einen, den du geschrieben hast?«

Ben überlegte kurz. Mit den Vorabendsachen wollte er jetzt eigentlich nicht kommen. *Tod auf Raten*. Das war der Titel, den er immer nannte. Ein Fernsehkrimi, der zwar schon vor ein paar Jahren gelaufen war, der ihm von allen seinen Filmen aber immer noch am besten gefiel. So viele waren es nun auch wieder nicht.

Zehn vielleicht, oder zwölf. Meistens aber war er von dem fertigen Film dann doch enttäuscht gewesen. Er hatte sich wochen-, manchmal monatelang mit einem Stoff herumgequält, die unterschiedlichsten Variationen geschrieben, sich jede Szene hundertmal vor Augen geführt, sie regelrecht durchgespielt, aus den verschiedenen Perspektiven aller Beteiligten betrachtet, umgeschrieben, neu gefasst, gestrichen, ersetzt, verbessert, poliert. Und wenn er den fertigen Film dann sah, den ein Regisseur aus seinem Drehbuch gemacht hatte, kam es ihm meist so vor, als wäre die Vielschichtigkeit seiner Geschichte, der Charme, das Geheimnisvolle aufgelöst worden in ein paar holprige Bilder, einen geradezu platten Handlungsablauf und in eine Sprache, bei der er sich manchmal geradezu krümmte. Nur bei *Tod auf Raten*, dem ersten Film, den er geschrieben hatte, war es ihm anders gegangen.

»*Tod auf Raten*?« Sibylle sah aus, als wollte sie sich dafür entschuldigen, dass ihr der Titel nichts sagte. »Den kenne ich, glaube ich, jetzt nicht.«

Ben winkte ab. »Und was machst du?«

»Medizin.«

»Wow.«

»Meine Eltern sind beide Mediziner«, sagte sie und lächelte wieder entschuldigend.

»Sie ist wirklich süß.«

»Ich bin jetzt im dritten Semester, es ist gut, aber ...« Sie beendete den Satz nicht.

»Aber?«

»Manchmal denke ich ... also deshalb bin ich ja auch hier nach Berlin gekommen. Diese Welt der Ärzte, klar, das ist schon toll. Aber ...« Sie sah ihm in die Augen. »Drehbücher, Filme, das sind alles Sachen, die mich auch interessieren. Jemand, der Filme schreibt, so jemanden habe ich bei meinen Eltern nie kennengelernt – und das finde ich schon sehr spannend, weißt du?«

»Klar, nein, das ist faszinierend«, entgegnete Ben bereitwillig

und nippte an seiner Flasche. Es gefiel ihm, dass sie davon so begeistert war.



Der Wagen huschte über die Bundesstraße. Mias Kopf lehnte gegen das Fenster. Was sie sah, waren Schlieren, Tropfen, Schatten. Ihre Wangen waren nass. Sie konnte sich nicht beruhigen. Immer wieder vibrierte ihr Körper, weil sie Luft holen musste, ihr Zwerchfell tanzte auf und ab, und in ihrem Kopf hatten sich die Gedanken verknäult.

Am Morgen hatte sie mit Dunja telefoniert, wenig später war sie aufgebrochen. Erneut, ohne ihrer Mutter etwas zu sagen. Mia schob ihre rechte Hand zwischen die Zähne und biss darauf. Marco hatte keine Musik angestellt, und sie wollte nicht, dass sie sie weinen hörten.

»Geht's dir wieder ein bisschen besser?«

Es war Dunja. Sie saß neben ihr auf der Rückbank und hatte sich zu ihr vorgebeugt, ihre kleine Hand ruhte auf Mias Nacken. Mia nickte, wischte sich mit der Hand über die Augen.

»Das ist gut«, flüsterte Dunja, und Mia sah, wie sie einen Blick nach vorn warf, den Augen Marcos begegnete, der über den Rückspiegel zu ihnen nach hinten blickte.

»Geht's wieder?« Seine Stimme klang weich und freundlich.

Mia nickte, während Dunja noch ein wenig näher an sie heranrückte.

»Freut mich, Mia«, hörte sie Marco sagen, dessen Augen über den Spiegel jetzt zu ihr gewandert waren. Er lächelte ihr zu.

»Willst du ein bisschen Musik hören?«

Mia lächelte zurück. »Hmm.«

Seine Augen verschwanden aus dem Rückspiegel, und es knackte in den Lautsprechern. Ein Techno-Hit wurde mitten im Lauf erwischt und in den Blechkäfig des Wagens gepumpt. Dunjas Hand massierte leicht Mias Nacken.

Mia legte sich zurück, den Kopf von ihrer Freundin abgewandt.

Vor dem Fenster flog die zersiedelte Landschaft des schmalen Streifens zwischen Berlin und der polnischen Grenze vorbei.

»Es wird dir sicher Spaß machen, heute Abend«, hörte sie Marco sagen, aber als sie nach vorn blickte, um seine Augen im Rückspiegel zu suchen, waren sie starr auf die Straße gerichtet.

»Seit wann?«

»Seit letzten Sommer.«

»Und woher kennst du Georg?«

»Er war mit meinem älteren Bruder befreundet.«

»Und? Gefällt's dir?«

»Ja! Berlin ist cool ...« Sibylle lächelte.

Ben mochte es. »Dann hast du ja noch einiges zu entdecken.«

Sie nickte. »Ich wohne bei einer Freundin, die schon länger hier ist. Sie hat mich ganz schön herumgeführt.«

»Warst du schon auf dem Fernsehturm?«

Sie lachte.

»Und in der Gedenkstätte Hohenschönhausen?«

Das Lachen machte einem neugierigen Gesichtsausdruck Platz.

»Wo die Stasi die Regimegegner gefoltert hat?«

Sie atmete aus. »Wow ... nee.«

»Ich habe mir das mal angesehen, weil ich einen Film schreiben wollte, der nur in dem Gefängnis spielt.« Ben nippte an dem Bier, das vor ihm auf dem Tresen stand. Sie waren nicht mehr in der Kneipe, in der Georg seinen Geburtstag feierte. Vor einer halben Stunde, als Ben das Gefühl gehabt hatte, nun wirklich gar keinen der anderen Gäste mehr zu kennen, hatte er sich von Georg verabschiedet – »Wir sehen uns ja noch, bevor du losfährst, oder?« –, dann waren er und Sibylle aufgebrochen. Weit waren sie nicht gegangen, nur die Veteranenstraße hoch und über den Zionskirchplatz bis zur Kastanienallee. Dort hatte Ben Sibylle ein geräumiges Café gezeigt, das auch kurz nach Mitternacht noch voll war. Sie hatten wieder an der Theke Platz genommen.

»Als ich klein war, kursierten unter uns Kindern die wildesten

Gerüchte, wie die Leute in der DDR gequält würden«, führte Ben aus. »An eine Methode erinnere ich mich noch genau. Die Gefangenen würden in Telefonzellen gesperrt, hieß es, und ein Wassertropfen würde regelmäßig auf ihre Schädeldecke fallen. Das würde kein Mensch aushalten, sie würden schlichtweg durchdrehen.« Er warf ihr einen verschmitzten Blick zu. »Ich habe später versucht, herauszubekommen, ob das stimmt, ob das wirklich gemacht wurde. Aber einen handfesten Beleg dafür habe ich bis heute nicht auftreiben können.«

Sibylle hatte ihren Kopf in die Hand gestützt und sah ihn an.

»Einen harten Gefängnisfilm, mit alten Vopo-Uniformen, dem ganzen DDR-Mobiliar, diesen klapprigen Autos – und die Dissidenten sprechen Berlinerisch, wie es manch einer heute noch gerne tut. Zwischendurch aber wird unerbittlich Gewalt angewendet, um die Leute ... genau, das war's: Gebrochen werden sollten sie. Bei dem einen gelingt es, bei dem anderen nicht.«

»Hast du das Buch schon geschrieben?«

»Angefangen. Mir sind dann, wie immer, andere Sachen dazwischengekommen.«

Sie zögerte, sprach es dann aber doch aus. »Ich habe noch nie ein Drehbuch gesehen, weißt du. Also ein echtes, nicht so ein Transkript, das von einem fertigen Filmklassiker abgeschrieben worden ist.«

»Scheint dich ja wirklich zu interessieren.«

»Kannst du mir nicht mal eins mailen?« Sie richtete sich im Sitzen gerade auf. »Ich verspreche auch, dass ich es nicht weiterverschicke.«

Ein altes Drehbuch von ihm, das bereits verfilmt worden war? Klar, das konnte er machen. Andererseits, eines von seinen Standardserien-Skripts würde ihr wahrscheinlich nicht gerade besonders viel Spaß machen ...

»Das mach ich eigentlich eher ungern, die Bücher so rausschicken.«

»Nein, ich mache ja nichts weiter damit! Ich drucke es nur aus

und lese es, okay? Ich würde einfach gern mal sehen, wie so etwas aufgebaut ist, wie das genau gemacht ist, weißt du?« Sie sah ihn an, lächelte.

»Ist ja jetzt nichts Großes, aber ... Nein, ich glaube schon, dass du sorgfältig damit umgehst, es ist nur ... ich habe mir angewöhnt, die Sachen nicht so herumzumailen.«

Sollte er sie fragen? Wenn es sie wirklich interessierte? Ben wagte es nicht, auf seine Armbanduhr zu sehen. Er versuchte, die Zeit abzuschätzen. Kurz vor halb eins? Und es war Freitag.

»Wenn du wirklich ein Drehbuch sehen willst, kann ich dir ja mal eins mitbringen.«

Sie sah ein wenig enttäuscht aus.

»Oder, was soll's, von mir aus gebe ich dir gleich jetzt einen Ausdruck mit, wenn du möchtest ...« Ben fuhr sich durch die Haare. »Ein Ausdruck ist für mich kein Problem, den kann man nicht einfach verändern, weitermailen. Ist vielleicht ein bisschen übervorsichtig, aber ...« Aber so mach ich das nun mal, dachte er.

»Okay, du meinst, wir sollen gleich einen holen?« Es war, als ob sie mit den Spitzen ihrer Fingernägel über seinen Nacken gefahren wäre und sich das Gefühl bis in seine Bauchhöhle hinein fortgesetzt hätte.

Sie stand schon neben dem Tresen. »Oder wohnst du am anderen Ende der Stadt?«

»Nein, ist nicht weit.« Er kramte einen Zehn-Euro-Schein aus der Tasche und warf ihn auf die Theke. »Lass stecken, komm.« Sie hatte Anstalten gemacht, ihren Kaffee selbst zu bezahlen.

Dann ging er hinter ihr durch das Café zum Ausgang. Um ein Haar hätte er ihr vorsichtig seine beiden Hände auf die Hüften gelegt, um zu spüren, wie sie sich bewegte.

»Und ich kann das mitnehmen?« Sibylle hatte sich auf der flachen, breiten Couch niedergelassen, die mitten in seinem Apartment stand.

Sie hielt das Skript von *Tod auf Raten* in der Hand, das er ihr gegeben hatte, und sah Ben zu, der an der Küchenzeile stand und damit beschäftigt war, einen Kaffee aufzusetzen.

Nachdem ein Taxi sie vor seinem Haus abgesetzt hatte und sie in seine Wohnung hinaufgegangen waren, war Ben ein wenig enttäuscht gewesen, dass Sibylle sich nicht beeindruckter gezeigt hatte. Immerhin handelte es sich bei seiner Wohnung um eine umgebaute Fabriketage, einen fast zweihundert Quadratmeter großen Raum, den er bewohnbar gemacht hatte, indem er Glastrennwände hatte einziehen lassen, die sich je nach Bedarf verschieben ließen.

»Du kannst es mir bei Gelegenheit ja wieder vorbeibringen.« Er drehte sich zu ihr um. »Aber das sag ich dir gleich: Die ganze Drehbuchschreiberei kommt dir vielleicht auf den ersten Blick wie eine tolle Sache vor. Im alltäglichen Geschäft aber ist es ... eher unerfreulich.«

Sie spitzte die Lippen. Hatte sie den Lippenstift nachgezogen, als sie vorhin noch kurz im Bad war?

»Das hat damit zu tun, dass dir furchtbar viele Leute reinreden«, sagte er. »Du hast eine Idee, schreibst sie auf. Das ist ja eine Sache des Bauchgefühls, das kommt von hier.«

Er hielt die rechte Hand mit der Handfläche nach oben auf der Höhe seines Bauchnabels. »Oder von hier«, dachte er und sah sich die Hand noch ein wenig tiefer halten, ließ es aber bleiben. »Und dann lesen die Leute in der Redaktion, in der Produktionsfirma deinen Text und haben ganz andere Ideen dazu. Man setzt sich zusammen, bespricht, welche Änderungen sie wollen. Wenn du

diese Änderungen aber einarbeitest, arbeitest du nur noch mit dem Kopf«, sagte er und tippte sich an die Stirn. Sie sah aus, als ob sie ihm folgen würde. »Mit deinem Bauchgefühl, das dich zuerst dazu gebracht hat, diesen Stoff vorzuschlagen, hat das nicht mehr viel zu tun. Was dir jedoch dein Kopf nahelegt – das hat irgendwie nicht mehr richtig Kraft, verstehst du? Es ist ja nicht wirklich das, was du willst! Es ist vielmehr das, von dem du dir *sagst*, dass du es *wollen musst*, damit sie dir den Auftrag nicht wegnehmen! Aber die Leute, die sich das bestellt haben, die wollen es ja auch nicht wirklich, sie schreiben es ja nicht selbst, sie bestellen es nur bei dir. Und allzu oft tun sie das nur deshalb, weil sie denken, dass es das ist, was der *Zuschauer* sehen will. Oder besser gesagt: was so viele Zuschauer wie möglich sehen wollen. Doch dieses Kalkül geht nicht auf! Denn letztlich will das, was sie dann bei dir bestellen, niemand wirklich. Sie nicht, du nicht – und so viele Zuschauer wie möglich auch nicht, denn wer soll das schon sein?!« Er winkte ab. »Darüber ist schon viel geredet worden, trotzdem wird das immer wieder so gemacht.«

Er wandte sich wieder der kleinen Kaffeemaschine zu, schraubte den Deckel fest und stellte sie auf die Gasflamme.

»Ich habe deshalb jetzt auch mit einem anderen Projekt angefangen.«

»Ach ja?«, hörte er sie hinter sich sagen.

Er hatte den Entschluss gefasst, als er am Nachmittag erneut eine Nachricht von Hellwig auf seiner Mailbox gefunden hatte.

»Warum rufst du denn nicht an«, hatte Hellwig darauf gesprochen. »Ich habe jetzt noch mal mit dem Sender geredet. Sie würden sich wirklich freuen, wenn du das Buch machen würdest. Nur mit dem Banküberfall haben sie ein Problem. Den müsstest du also noch rausnehmen.«

Dabei war der Banküberfall das Einzige gewesen, was Hellwig an dem ganzen Buch gefallen hatte! Plötzlich hatte Bens Entschluss festgestanden. Kein Drehbuch. Kein Banküberfall. Keine Überarbeitung. Keine Ablehnung. Kein Sender. Kein Film.

Er würde Hellwig absagen. Genau! Er, Ben, würde etwas anderes machen. Und zwar ein richtiges Buch. Kein Drehbuch. Ein richtiges Buch über einen richtigen Fall. Einen Tatsachenbericht. Ein ganzes Buch über einen einzigen Fall. So wie Truman Capote in *Kaltblütig* ein ganzes Buch über einen einzigen Mordfall geschrieben hatte, so würde er, Ben, ein ganzes Buch über den Fall Julian Götz schreiben! Die Idee hatte ihn förmlich angesprungen, und er hatte gespürt, wie ihn die Aufregung gepackt hatte. Er hatte Götz hinter seiner Holzbrüstung stehen sehen und gewusst, dass es genau das war, was er machen wollte. Ben freute sich geradezu darüber, wie Hellwig sich ärgern würde. Es geschah ihm recht. Hellwig hätte sich eben doch die Mühe machen müssen, das Drehbuch Wort für Wort durchzugehen.

»Was denn für ein Projekt?« Sibylle sah Ben neugierig an.

»Ich war heute in Moabit, bei einer Verhandlung ... Es war der Wahnsinn.«

Ben zögerte. Verriet er nicht zu viel von sich? Mit dem Buchprojekt hatte er erst heute Nachmittag begonnen – und schon sprach er davon? Eigentlich hatte er die Erfahrung gemacht, dass es einem Vorhaben nicht gut bekam, wenn man zu früh darüber redete.

Sibylle lehnte sich in der Couch zurück. »Geh zu ihr hin, knie dich vor sie, pack sie an den Hüften, vergrab dein Gesicht an ihrem Hals.«

»Sie machen da einem Mann den Prozess, der drei Menschen umgebracht haben soll.«

Sie wandte den Kopf ein wenig zur Seite.

Ben ging um den Küchentisch herum und trat an die Couch.

»Weißt du, welche drei Menschen?« Sie sah ihn an.

»Seine Frau und seine beiden Töchter.«

»Das ist ja furchtbar.«

»Vielleicht kannst du mit der Nase den Pullover hochschieben. Hat sie ein T-Shirt drunter?«

»Die waren sechs und acht Jahre alt. Svenja und Pia.«



Sibylle beugte sich nach vorn.

»Jetzt geht es nicht mehr!«

Plötzlich sah Ben den Staatsanwalt vor sich, einen massigen Mann mit spärlichem Haar, der in seinen Papieren geblättert hatte, nachdem Götz seine Ausführungen beendet hatte.

»Bewegende Worte, Herr Götz, kein Zweifel«, hatte er gesagt, »und seien Sie versichert, dass die Gefühle, von denen Sie eben gesprochen haben, jeder hier im Saal respektiert, ich an erster Stelle.« Der Staatsanwalt hatte aufgesehen, zu Götz, der Richter hatte ihm das Wort erteilt. »Tatsächlich weiß auch ich nicht, was sich am Fünfundzwanzigsten in Ihrem Haus ereignet hat. Ich weiß nur, dass es schon immer unzählige Gründe gab, weshalb Männer ihre Frauen erschlagen haben. Und ich weiß noch etwas. Nämlich dass in dem Moment, in dem es zu einem mörderischen Streit zwischen Ihnen und Ihrer Frau gekommen ist, auch erklärbar wird, weshalb Sie Ihre beiden Töchter getötet haben. *Weil sie zu Zeugen geworden waren.*« Die Stimme des Staatsanwalts hatte geklungen wie ein Fauchen.

»Das musst du dir mal vorstellen«, sagte Ben und warf Sibylle einen Blick zu, »der Mann ist erst ins Schlafzimmer zu seiner Frau gegangen, sie hat sich anscheinend kaum gewehrt. Er hat ihr mit einer Tischlampe aus Messing den Schädel eingeschlagen, und dann ist er auf seine Kinder los – die Kleinste, Pia, hat wohl in ihrem Bett noch geschlafen.«

»Haben Sie uns nicht eben in ergreifenden Worten erklärt, wie wichtig Ihre Arbeit für Sie ist?«, hatte der Staatsanwalt Götz entgegengeschleudert. »Das ist die Wahrheit, von der Sie sprachen, Herr Götz, die Wahrheit, von der Sie jeden hier im Saal sofort überzeugt haben.« Die weiten schwarzen Ärmel seiner Robe waren geflogen, und er hatte mit dem Finger auf Götz gezeigt, der noch immer an der Holzbrüstung gestanden hatte. »*Deshalb* mussten Ihre Töchter sterben: weil sie als Zeuginnen hätten aussagen können und Sie, Herr Götz, dann *nie wieder hätten arbeiten können!* Sie haben Schuldgefühle, *weil Sie schuldig sind!* Sie können seit diesem Abend an nichts anderes

mehr denken, weil Sie die furchtbarste Schuld auf sich geladen haben, die ein Vater jemals auf sich laden kann. Nicht dass Sie auf Ihre Töchter nicht aufgepasst hätten, sondern dass Sie sie mit Ihren eigenen Händen getötet haben, mit der Kraft eines erwachsenen Mannes, der Ihre sechsjährige Tochter Pia und Ihre achtjährige Tochter Svenja nichts entgegensetzen hatten! Deshalb werden Sie hier von diesem Gericht verurteilt werden, und es wird ein Moment der Gerechtigkeit sein, der von uns allen eine bis zur Qual gesteigerte Last nehmen wird. Auch von Ihnen, Herr Götz, weil Sie dann wissen werden, dass es richtig ist, wahr und gerecht – und das Einzige, was Ihnen in der Hölle, in die Sie sich gestürzt haben, noch helfen kann!«

Ben senkte die Stimme. »Das ganze Kinderzimmer war voll Blut, die Puppen, der Teddy. Die Kleine lag unter ihrer Decke, verstehst du. Er kommt rein, sieht sie dort schlafen, seine eigene Tochter, schleicht sich ans Bett, holt aus –«

»Ja, ist ja gut!« Sibylle hatte eine Hand erhoben und hielt die Handfläche abwehrend in seine Richtung.

»Nein, stell dir das doch mal vor, er hält diese Scheißstischlampe fest, holt aus. Man hat Blutstropfen an der Decke gefunden. Die können dort nur hingekommen sein, weil er die Tatwaffe, die schon voller Blut gewesen ist, bis über den Kopf gerissen hat, um mit aller Kraft diesem schlafenden, unschuldigen sechsjährigen Mädchen ins Gesicht –«

»Hey!« Sibylle war aufgesprungen, ihre Stimme klang laut und klar. »Ist gut, okay?«

Ben spürte, wie er etwas einsackte. Fast kam es ihm so vor, als würde er wieder zu sich kommen. Er hörte, wie die Kaffeemaschine hinter ihm röchelte, der Kaffee war fertig. Irgendetwas war passiert, stand im Raum, er wusste, dass es unangenehm war, aber er wusste nicht genau, was es war. Abrupt drehte er sich um, ging in die Küche.

»Ist ja schon fast ein Uhr!«, hörte er Sibylle hinter sich.

Er nahm die Kaffeemaschine vom Herd und öffnete den Schrank, um zwei Tassen herauszuholen.

»Ist das okay für dich, wenn wir einen Kaffee trinken, sobald ich dir das wiederbringe?«

Er sah sich um. Sibylle hielt das Skript hoch, lächelte, aber ihr Lächeln war nicht mehr glitzrig, hell, hübsch, es war irgendwie verrutscht.

»Nee, klar, kein Problem.« Er sah, wie sie Richtung Wohnungstür ging.

»Ist echt viel später, als ich dachte.« Sie sah ihn nicht an. »Ich muss morgen dringend noch was für die Uni tun.«

Ben musste sich regelrecht beeilen, um sie noch vor der Wohnungstür einzuholen.

»Hat Spaß gemacht, mit dir zu reden.« Nein, das konnte er jetzt auch nicht mehr sagen ...

Sie hatte ja schon die Klinke in der Hand, zog die Tür auf.

Küsschen? Nein, nein.

»Sorry wegen dem Kaffee, ja?« Sie warf ihm einen kurzen Blick zu.

»Kein Problem.«

»Tschühüs.«

Weg war sie. Er hörte ihre Schritte auf der breiten Betontreppe klappern.

Erst als Ben den Kaffee in den Ausguss schüttete, fiel ihm auf, dass sie etwas vergessen hatte. Ihre gelbgrüne Jacke. Sie hatte ja gar nicht schnell genug aufbrechen können!

Er griff nach der Jacke – und spürte, wie er sein Gesicht darin vergrub. Sie duftete gut, genau, wie er sich vorgestellt hatte, dass sie riechen würde.

»Ich bring ihr die schnell«, sagte er sich, und schon war er an der Tür, riss sie auf. Zwei Stufen auf einmal nehmend, lief er die Treppe hinunter.

Die Straße lag verlassen da. Ben wandte sich nach rechts. Es war klar, dass sie nach rechts gegangen sein musste, weil sie nur dort eine U-Bahn-Station oder Bushaltestelle vermuten würde, beziehungsweise eine Hauptstraße, auf der sie ein Taxi

bekommen könnte. Er hastete bis zur Straßenecke und blickte die erste Querstraße hinunter. Sie lief etwa zweihundert Meter vor ihm an dem Fabrikgelände entlang, das sich in die Straße hinein erstreckte.

»Sibylle?« Sie schien ihn nicht gehört zu haben. Ben setzte sich in Trab. »Sibylle!«

Sie blieb stehen, sah sich um.

»Deine Jacke!« Er schwenkte das Kleidungsstück über dem Kopf. Aber sie schien ihn nicht verstanden zu haben. Er sah, wie sie den Kopf schüttelte, mit der Hand eine abwehrende Geste machte. Bevor er noch etwas rufen konnte, hatte sie sich wieder umgewandt und begann zu laufen – von ihm weg.

»Wart doch mal!« Er wurde schneller. Was sollte denn das? Das war doch lächerlich. Hatte sie Angst vor ihm? Er sah sie laufen, sie lief nicht schlecht.

»He.« Er rannte, so schnell er konnte, der Abstand zwischen ihnen wurde rasch kleiner. Das musste er jetzt aufklären, sonst hielt sie ihn noch für vollkommen verrückt. Schon war er bei ihr, hörte sie keuchen, griff nach ihrem Arm.

»Aaahh!!« Sie schrie aus vollem Hals, aber sie befanden sich zwischen dem Fabrikgelände und einem achtstöckigen Bürogebäude, das nachts nicht besetzt war. Erschrocken ließ er sie los, sie stolperte, rannte schon wieder.

Er setzte ihr nach. »Sibylle, ich will dir – deine Jacke!«

»Lass mich.« Jetzt sah er nur noch ihr verzerrtes Gesicht, die Haare klebten ihr an der Stirn. Er fühlte, wie seine Hand ihre Brust streifte, nahm den Geruch wahr, der von ihr ausging und den er von ihrer Jacke schon kannte, versuchte ihre Arme zu halten, die um sich schlügen – und ließ sie los.

Innerhalb von Sekunden war sie zehn, zwanzig, hundert Meter weit von ihm weg, die Angst schien sie vor sich herzutreiben. Sein Skript war auf den Bürgersteig gefallen.

Ben atmete schwer. So ein Wahnsinn! Er spürte, wie sein Herz in seiner Brust raste. Wie der Duft, der von ihr ausgegangen war, ihm zusetzte. In seinem Handrücken glühte der Moment der

Berührung - die Weichheit, mit der ihre Brust nachgegeben hatte.

»Normalerweise ist es nicht so, aber wir hatten Glück, und in diesem Fall ist es so: Frau Götz, Pia und Svenja hatten jede eine andere Blutgruppe, nämlich – in dieser Reihenfolge – 0, A und AB. Auf diese Weise mussten wir nicht erst die DNA-Auswertung abwarten, um anhand der Blutspuren rekonstruieren zu können, was zum Tatzeitpunkt in der Villa passiert ist.«

Der Sachverständige wandte sich einer Präsentationstafel zu, die er gegenüber der Verteidiger-Bank aufgebaut hatte und auf der ein Grundriss des oberen Stockwerks der Villa Götz zu sehen war. Ben schlug eine neue Seite seines Blocks auf, kritzelte mit ein paar Strichen den Grundriss hinein und sah wieder nach vorn.

»Die wichtigste Information, die wir bei der Auswertung der Blutspuren gewonnen haben, ist, dass die ältere Tochter, Svenja, im Schlafzimmer der Eltern gewesen ist, da wir von ihr dort Blut festgestellt haben.« Der Sachverständige deutete mit seinem Zeigestock auf ein Zimmer, das direkt an der Galerie lag, die sich im ersten Stock über der Halle befand. »Schlafzimmer« notierte Ben an der entsprechenden Stelle in seiner Skizze.

»Aufgrund der gesammelten Fakten gehen wir davon aus, dass Svenja ins Schlafzimmer gekommen ist, weil sie etwas gehört hat und nach dem Rechten sehen wollte.« Der Sachverständige sah über seine Brille hinweg zum Richter, der jedoch keine Anstalten machte, ihn zu unterbrechen.

»Deshalb liegt es nahe, anzunehmen, dass der Täter zuerst auf Frau Götz«, wieder pochte der Sachverständige mit seinem Zeigestab auf das Schlafzimmer, »losgegangen ist. Aus dem Schlafzimmer stammt auch die Lampe, die die Beamten später in Pias Zimmer gefunden haben. Eine zweite Lampe gleichen Designs steht noch dort, im Schlafzimmer.« Er holte Luft. »Der

Täter greift nach der Lampe, aus welchem Grund, kann ich natürlich nicht sagen« – wieder ein Blick über die Brille zum Richter –, »holt aus und schlägt zu. Frau Götz geht zu Boden. Sie befindet sich zu diesem Zeitpunkt nicht mehr im Bett, sondern steht wahrscheinlich eher davor als daneben. Als sie am Boden liegt, schlägt er noch einmal zu – dieser zweite Schlag ist tödlich. Aber das weiß er nicht. Es gibt Anzeichen dafür, dass er sich, die blutropfende Lampe in der Hand, jetzt zur Tür wendet, in der Svenja aufgetaucht ist. Das Mädchen muss durch das, was sie im Schlafzimmer sieht, vollkommen paralysiert gewesen sein. Sie läuft nicht weg. Wir haben eine Spur des Blutes ihrer Mutter an Svenjas Handgelenk gefunden, was darauf hindeutet, dass der Täter das Mädchen festgehalten hat. Es gibt jedoch, wie gesagt, auch Blut von Svenja im Schlafzimmer, gleich bei der Tür. Es liegt deshalb nahe anzunehmen, dass er mit der Lampe zugeschlagen hat – ihr Schädel ist an der linken Seite zertrümmert. Der Täter kehrt jedoch danach noch einmal zurück und schlägt ein drittes Mal auf die bereits tot am Boden liegende Frau ein.«

Bens Stift flog übers Papier. Aber der Mann sprach schon weiter.

»Dann hebt er die Tochter, also die Tochter von Frau Götz, hoch, und trägt sie in ihr Zimmer.« Der Zeigestock wanderte über die Galerie, die die Zimmer des oberen Stockwerks miteinander verband, an der Treppe vorbei, die auf die Galerie führte, bis in das vordere Kinderzimmer, das zum Garten hin lag. »Er lässt das Kind auf den Boden fallen, kehrt ins Schlafzimmer zurück, durchwühlt die Frisiertoilette von Frau Götz, findet eine Schere, geht zurück zu Svenja, sticht mehrfach« – der Sachverständige blickte in die Unterlagen, die er in der anderen Hand hielt –, »insgesamt neun Mal, in den Oberkörper des Kindes, wobei er auch die Halsschlagader trifft.«

Ben sah zur Anklagebank. Von Götz war nichts zu sehen. Er hatte sich hinter seiner Holzbrüstung verkrochen. Die Mienen der Verteidiger wirkten wie erstarrt.

»Dann geht er in das Zimmer der anderen Tochter, Pia, die trotz des erheblichen Lärms weitergeschlafen zu haben scheint. Möglich ist allerdings auch, dass sie etwas gehört hat, aufgewacht ist, jedoch Angst bekommen hat und deshalb im Bett liegen geblieben ist. Wir haben in ihrem Zimmer einen Abdruck, der von einem Schuh stammt, dessen Sohle mit Blut bespritzt war. Der Abdruck ist jedoch mit einem Pullover des Kindes oberflächlich abgewischt worden, so dass er keinerlei Rückschluss auf Größe oder Schuhsorte zulässt. Der Pullover des Kindes befand sich ebenfalls in ihrem Zimmer.«

Der Zeigestock tippte wieder auf das zweite Kinderzimmer. »Offensichtlich hat sich der Täter entschieden, nicht mit der Schere auf die Sechsjährige loszugehen. Die Schere liegt zwar in Pias Zimmer, es sind aber damit keine Verletzungen zugefügt worden. Stattdessen muss er erneut ins Schlafzimmer der Eltern gegangen sein, um die Lampe zu holen. Natürlich könnte er Schere und Lampe auch gleich *zusammen* geholt haben, es gibt jedoch keine Spuren, die darauf hindeuten, dass er die Lampe zwischendurch *abgelegt* hat – und es ist unwahrscheinlich, dass er mit der Lampe in der Hand mit der Schere auf Svenja losgegangen ist. Wir gehen deshalb davon aus, dass er erneut zurück ins Schlafzimmer gegangen ist, um die Lampe zu holen, und dass er damit dann in Pias Zimmer gegangen ist, während das Kind noch immer in seinem Bett gelegen haben muss. Er hebt die Lampe über den Kopf, von den Blutstropfen an der Decke war bereits gestern die Rede, schlägt drei, vier Mal mit aller Kraft zu. Das Kind ist sofort tot. Er lässt die Lampe fallen, sieht den Fußabdruck am Boden, greift den Pullover, der auf einem der Stühle gelegen haben wird, auf denen sich die Kleider des Mädchens befanden, wischt den Abdruck oberflächlich ab, wirft den Pullover in die Ecke und verlässt das Zimmer.«

Der Sachverständige legte das Papier, das er in der Hand gehalten hatte, zurück auf den Tisch. »Wie der Täter das Haus verlassen hat, ist nicht klar. Es gibt dafür mehrere Möglichkeiten. Die Terrassentür, auch das ist bereits gesagt



worden, war nicht verschlossen, aber natürlich ist auch denkbar, dass er das Gebäude durch die Haustür verlassen hat – vorausgesetzt, er verfügte über einen Schlüssel.«

Der Richter nickte. »Fragen?« Er sah zum Staatsanwalt.

»Das heißt«, sagte dieser und nahm den Sachverständigen in den Blick, »dass alle Verletzungen, die an den drei Opfern festgestellt worden sind, durch Tatwaffen erklärt werden können, die bereits *vor der Tat* zum Inventar des Hauses gehörten?«

»Ja, bei der Lampe besteht da gar kein Zweifel – und die Schere wurde von Frau Koch, der Reinigungskraft, ebenfalls eindeutig identifiziert. Die Schere habe schon lange zu den Dingen gehört, die Frau Götz in ihrer Frisiertoilette aufbewahrte, hat sie ausgesagt.«

»Wir müssen also davon ausgehen, dass der Täter keine Waffe mitgebracht hat.«

»Zumindest, dass er die Tat damit nicht ausgeführt hat, auch wenn er eine Waffe mitgebracht haben sollte.«

»Was wiederum dafür spricht, dass die Tat nicht vorsätzlich ausgeführt worden ist, sondern sich aus der Situation heraus ergeben hat, etwa durch einen Streit, der seinerseits wiederum im Schlafzimmer ausgebrochen sein müsste.«

»Ich denke, dass ein solcher Tatablauf sich aus den Spuren am kohärentesten ableiten lässt. Gleichzeitig kann jedoch nicht ausgeschlossen werden, dass es sich auch anders zugetragen haben könnte.«

»Weitere Fragen?« Diesmal blickte Hohlbeck zum Verteidiger.

»Er hat sich mit ihr gestritten, nach der Lampe gegriffen, zugeschlagen – seine Tochter hört was, er schlägt sie nieder.« Ben spürte, wie seine Hand verkrampfte, während er sich Notizen machte. »Dann geht er zur Kleinsten und tötet auch sie – er kann nicht wissen, ob sie was gehört hat.«

Er hielt mit dem Schreiben inne. Entfernt hörte er die Stimme des Verteidigers, aber seine Gedanken waren in dem Haus, in dem es passiert ist. Unwillkürlich wanderte sein Blick zur Anklagebank.

Ben stutzte. Ein Augenpaar war direkt auf ihn gerichtet! Der ganze Raum schien sich auf diesen Blick zu verengen. Götz! Er musste just in dem Moment, in dem Ben aufgesehen hatte, mit seinem Blick an ihm hängengeblieben sein. Ben schwindelte es. Es kam ihm so vor, als ob ein Tier hinter der Holzbrüstung sitzen würde.

Götz' Blick zuckte weg. Ben spürte, wie ihm der Schweiß ausbrach. Er legte den Schreibblock zur Seite, atmete aus. Götz hatte sich wieder hinuntergebeugt, nur ein Stückchen seines Rückens war hinter der Holzbrüstung zu sehen.

Der Wagen glitt die Abfahrt hinunter. Eine Betonwand schien vor Mias Fenster aufzusteigen, dann verschluckte der Tunnel das Fahrzeug. Dumpf hallte das Motorengeräusch in der Röhre. Auf beiden Seiten schossen Autos an ihrem Wagen vorbei, die rot aufleuchtenden Rücklichter brannten Mia in den Augen. Marco betätigte den Blinker, scherte auf die rechte Fahrspur aus. Dunja hatte sich in ihren Sitz zurückgelehnt und die Augen geschlossen.

Eine Zeitlang durcheilte der BMW mit den anderen Fahrzeugen die Betonröhre, dann schwenkte Marco noch einmal leicht nach rechts. Die Rücklichter der anderen Autos entfernten sich in der diesigen Luft des Tunnels, es wurde leiser, der Wagen holperte über eine Schwelle. Das metallische Rauschen eines geschlossenen Raumes, der von den Schwingungen der Stadt um ihn herum zu einem Klangkörper gemacht wurde.

Sie waren in die Ebene einer Tiefgarage geglitten. Auf beiden Seiten waren Autos geparkt. Marco fuhr bis zum Ende der Ebene durch, schwenkte in eine weitere Abfahrt ein. Mia legte sich automatisch ein wenig nach rechts, als der Wagen die engen Windungen der spiralförmigen Abfahrt hinunterfuhr. Die Reifen quietschten hell über den glatten Betonboden, dann ließ der Druck nach, Marco war zwei Stockwerke tiefer erneut in eine Parkebene eingeschwenkt. Hier standen keine Fahrzeuge mehr. Er fuhr bis zu einer Kette vor, die die Durchfahrt zum hinteren Bereich der Ebene verspernte, hielt an und stieg aus. Durch die Windschutzscheibe hindurch beobachtete Mia, wie er zu der Kette ging, sie aushängte und leise rasselnd zu Boden gleiten ließ.

Dann schwang er sich zurück hinters Steuer und fuhr über die Kette in den dahinterliegenden, nur schlecht beleuchteten Bereich des Parkhauses. Mia ließ das Fenster herunter, kühl

schlug ihr die benzingeschwängerte Luft entgegen.

»Kannst gleich wieder zumachen.« Es war Dunja. »Da hinten ist es.« Sie deutete durch die Frontscheibe auf eine Tür, über der eine kleine Neonlampe hinter Milchglas glomm.

Sanft kam der Wagen zum Stehen. »Ich häng die Kette wieder ein, ihr könnt schon vorgehen.« Marco stieg als Erster aus.

Mia stieß die Tür auf und wand sich aus dem Wagen. Es war wie eine Erleichterung. Das Schweigen in dem Fahrzeug hatte zuletzt wie ein Alpdruck auf ihr gelastet.

»Lassen Sie mich das noch mal zusammenfassen.« Ein gedrungener Mann mit grauem Haarkranz, einem Kopf, der tief zwischen den Schultern steckte, und einer kleinen Brille hatte das Wort ergriffen. »Herr Götz ist bekannt dafür, in öffentlichen Diskussionen lautstark seine Meinung zu vertreten. Er pflegt eine kräftige Sprache, mit der er sich Eindruck verschafft. Wenn er in eine Diskussion eingreift, horcht man auf. Aber ...« Der Mann trat an die Richterbank, um es dem Vorsitzenden wie unter vier Augen zu sagen: »... all das weist noch lange nicht auf eine psychische Auffälligkeit hin.« Der Gutachter hielt beide Hände offen vor sich. »Wir müssen das ganz klar festhalten: Julian Götz ist ein Mann, der mit Ende vierzig eine Menge aufgebaut hat. Er führt ein Architektenbüro an, in dem über dreißig Mitarbeiter beschäftigt sind. Er hat sich mit einer Reihe von Bauten in ganz Europa, ja, weltweit einen Namen gemacht. Ihm werden Bauprojekte mit einem Auftragsvolumen von mehreren hundert Millionen Euro anvertraut. Er ist bekannt dafür, dass er sich zeitlich und finanziell an die Vorgaben seiner Auftraggeber hält.« Der Gutachter holte Luft. »Auch über das Familienleben von Herrn Götz ist bis zum 25. September nichts Nachteiliges bekannt geworden, und an den Schulen seiner Kinder wurde er immer als liebender Vater geschätzt.«

»Sie würden also ausschließen, dass ... Oder nein, lassen Sie mich das anders formulieren«, unterbrach sich der Richter. »Sie würden also feststellen, dass es zumindest überraschend wäre, wenn man entdeckte, dass der Angeklagte sich so verhalten hätte, wie es die Spuren des Täters zeigen.«

»Das würde ich so sagen, ja.« Der Gutachter kniff die Augen ein wenig zusammen. »Kategorisch ausschließen«, fuhr er fort, »dass es – aus welchem Grund auch immer – zu einer Art

Verschiebung im psychischen Haushalt des Angeklagten gekommen ist, kann ich jedoch nicht. Tatsächlich wäre ein solcher Bruch theoretisch durchaus vorstellbar, und er würde erklären, wieso Herr Götz am Abend des Fünfundzwanzigsten von seiner bisherigen Verhaltensweise radikal abgewichen wäre. Die Erfahrung lehrt uns jedoch, dass solche Brüche höchst selten auftreten. Auch wenn wir in der forensischen Psychiatrie nur Näherungswerte zur Verfügung haben, können wir sagen, dass sich ein Mensch innerhalb seines Lebens meist mit einer gewissen Gleichförmigkeit verhält. Wenn jemand früh auffällig geworden ist, wird er das meist auch später in seinem Leben wieder sein. Ist er hingegen *nicht* auffällig geworden, so wird er dies nur dann, wenn es ein einschneidendes Erlebnis gegeben hat. Bei Herrn Götz hat es ein solches Erlebnis aber, soweit wir wissen, nicht gegeben.«

Ben drehte den Kopf ein wenig zur Seite. Er hatte sie schon vorhin hereinkommen sehen, als der Sachverständige für die Blutspuren noch gesprochen hatte. Sophie Voss, die Schwester der ermordeten Christine Götz. Sie hatte gleich am Eingang auf der Besucherbank Platz genommen. Sein Blick glitt kurz über ihr Profil, bevor er sich wieder nach vorn wandte.

»Was ist mit ...« Richter Hohlbeck klickte auf seinem Bildschirm herum.

»Ja?« Der Gutachter verzog sein Gesicht zu einem fragenden Lächeln.

»Was ist mit der Auseinandersetzung mit der Gruppe der Freien Architekten?« Hohlbeck schien gefunden zu haben, was er gesucht hatte.

»Ich sagte es eingangs.« Der Gutachter begann, langsam auf und ab zu gehen. »Wenn es um seine Arbeit geht, kann Herr Götz sehr deutlich werden, geradezu ausfallend.«

Der Richter sah zum Staatsanwalt hinüber. »Das ist der Vorfall, auf den Sie zu sprechen kommen wollen, richtig?«

Der Staatsanwalt nickte.

»Bitte«, sagte Hohlbeck und richtete seinen Blick wieder auf

den Gutachter. »Können Sie Ihre Einschätzung des Vorfalls für uns einmal zusammenfassen?«

Der Gutachter lächelte. »Es ging um ein stadtplanerisches Projekt, um die Bebauung der Heidestraße, ein Projekt zwischen Humboldt- und Nordhafen, von dem bereits mehrfach die Rede war.« Er hob die Hände. »Was die architekturenspezifischen Details angeht, kann ich Ihnen leider nur schlecht Auskunft geben, da müssten Sie eventuell noch einen Fachberater ...« Er brachte den Satz jedoch nicht zu Ende, sondern fuhr fort, bevor der Vorsitzende etwas sagen konnte: »Was ich aber sagen kann, ist, dass der Entwurf von Herrn Götz die Ausschreibung des Senats gewonnen hatte. Der Beginn der Bauarbeiten, die ja auch heute noch nicht abgeschlossen sind, stand kurz bevor, als eine sogenannte ›Gruppe Freie Architekten‹ vehement Einspruch gegen den Entwurf von Herrn Götz zu erheben begann. Im Wesentlichen ging es um ästhetische Fragen: Eine massive Formensprache, gestufte Fassaden, Steinplatten – der Gruppe zufolge waren das die Insignien einer Machtarchitektur, die nicht mehr zeitgemäß sei.«

»Machtarchitektur?« Hohlbeck hatte die Stirn gerunzelt.

»Zu klobig, zu massig, zu schwerfällig. Ein Bau, der die Menschen eher einschüchtern würde, als das Stadtbild zu bereichern.« Der Gutachter lächelte fast wie entschuldigend. »Es ging sogar so weit, dass sie nachzuweisen versuchten, inwiefern der Entwurf von Herrn Götz den zur Verfügung stehenden Baugrund, also das Areal, das stadtplanerisch genutzt werden sollte, nicht optimal ausnutzte.«

»Nun gut.« Eine Spur Ungeduld schien sich in Hohlbecks Miene geschlichen zu haben.

»Herr Götz hatte die Debatte zunächst weitgehend ignoriert«, fuhr der Gutachter fort, »das aber war der Moment, an dem es gewissermaßen zum Eklat kam. Der Senat hatte die beiden Parteien zu einer öffentlichen Diskussion eingeladen, und bei dieser Diskussion begann Herr Götz nun seinerseits, die Entwürfe der Freien Architekten, die bei dem Wettbewerb zur

Bebauung des Häuserblocks leer ausgegangen waren, zu attackieren. ›Ich würde mich schämen, ein Haus zu bauen, dessen Innereien nach außen gestülpt sind‹, wetterte er und bezog sich dabei auf das Design ihres Konkurrenzvorschlags.«

Hohlbeck hatte den Blick zurück auf seinen Monitor gerichtet.

»Wie gesagt«, beeilte sich der Gutachter hinzuzufügen, »ich bin selbst kein Architektur-Experte, aber ich weiß, dass beim Entwurf der Freien Architekten die gesamte Technik des Baus – Elektrik, Heizung, Lüftung, Müllschlucker, Frisch- und Abwasser – nicht wie bei Götz *versteckt*, sondern geradezu explizit in den Blick des Betrachters gerückt wurde. Dass Abwasserrohre, Müllschlucker etc. also *außen* an der Fassade des Hauses entlanggeleitet werden sollten. Und Götz gelang es nun, diese ästhetische Entscheidung seiner Konkurrenten als etwas hinzustellen, für das *er* sich als Entwerfender geradezu *schämen* würde. Als würde man als Architekt bei so einem Vorschlag den Passanten gleichsam zwingen, auf die eigene Entblößtheit, Nacktheit, ja auf die eigenen Innereien zu starren, verstehen Sie?«

»Hm.« Hohlbeck wirkte unschlüssig.

»Ich war nicht dabei«, führte der Gutachter weiter aus, »aber es gibt Aussagen, die bezeugen, dass Herr Götz bei dieser Diskussion in gewisser Weise jedes Maß aus den Augen verloren hat. Dass er zu toben begann, ein Gebäude müsse Geborgenheit vermitteln, dürfe dem Betrachter, dem Bewohner nicht das Gefühl geben, jeden Augenblick zusammenfallen zu können. ›Kompakt, schwer, festgefügt, auf dem Boden ruhend.‹ Der ganze Diskurs, die Sprache, die Götz wählt, ist in gewisser, raffinierter Weise ja ein Spiegel der Ästhetik, die er in seinen Gebäuden zeigt. Es geht um Solidität, um Erdbezogenheit, ja, ich glaube, auch das ist eine seiner Vokabeln: Erdbezogenheit. Und dieser Stil ist dem Stil der Freien Architekten geradezu diametral entgegengesetzt, die betonen, dass das Aussehen eines Gebäudes dann optimiert ist, wenn seine Funktion optimiert ist. Die also betonen, dass es der Anstand vom Architekten fordert, gerade



*keinen* Teil des Gebäudes in seinem Design zu verstecken.«

»Ja?« Hohlbeck schaute ein wenig angestrengt. »Kommen Sie zum Punkt, verehrter Kollege, wir alle brauchen dringend eine Pause.«

Ein Schatten von Missstimmung huschte über das Gesicht des Ermahnten. »Der Punkt ist, dass die Stimmung eskalierte und Herr Götz schließlich brüllte, er werde sich eine Stadt wie ein Raumschiff nicht bieten lassen, er werde dagegen vorgehen, und zwar mit allen Mitteln, die ihm zur Verfügung stünden – *notfalls mit Gewalt*. Dann fielen die Worte, auf die es der Staatsanwaltschaft ankommt. ›Ich lasse nicht zu, dass Sie ein Projekt gefährden ...‹« Der Gutachter musste auf ein Papier blicken, um den Wortlaut im Ganzen zitieren zu können. »... das noch Jahrzehnte, Jahrhunderte nach uns das Bild dieser Stadt prägen wird. Ich lasse mir meine Bauten weder von Ihnen noch von meiner Frau oder sonst jemandem zerstören – selbst nicht von meinen Töchtern!«

»Alles klar?« Dunja legte Mia eine Hand auf den Arm. Erst jetzt fiel Mia auf, dass ihre Freundin sich vorhin im Wagen zurechtgemacht hatte. Ihre Augen waren dezent betont, ihre Lippen schimmerten im Widerschein der Neonlampe.

Mia nickte, und Dunja öffnete die Tür, vor der Marco gehalten hatte. Dahinter wurde eine Betontreppe sichtbar.

»Jetzt wieder rauf.« Dunja warf Mia einen lachenden Blick zu.

Es roch feucht, erdig, nahezu schimmelig in dem Treppenhaus. Eilig und lieblos mit breitem Filzer gemalte Graffiti zogen sich zwischen abgerissenen Aufklebern an den Wänden entlang.

Mias Turnschuhsohlen knirschten über die verschmutzten Betonstufen. Nach drei oder vier Absätzen hörten die Graffiti langsam auf. Sicherungskästen waren an der Mauer angebracht, in eine Ecke schien jemand gepinkelt zu haben. Eine Plastiktüte klebte am Boden, das Geländer war eingedellt.

»Stopp!« Dunja war hinter Mia stehen geblieben und nickte in Richtung einer Tür, die sich auf einem Treppenabsatz zwischen zwei Stockwerken befand und in der Farbe der unbehandelten Betonwand angemalt war. Daneben war eine kleine weiße Plastikklingel zu sehen.

Mia sah Dunja fragend an.

»Wollen wir?« Dunja lächelte.

»Ja.« Mia zögerte. »Ich denke schon.«

»Also los!« Dunja betätigte die Klingel und deutete mit einer Kopfbewegung auf eine abgenutzte Überwachungskamera, die unter den Stufen des oberen Absatzes so angebracht war, dass ihr Objektiv auf sie zielte.

In der Tür klickte es.

Dunja beugte sich vor, drückte die Klinke herunter, stieß die Tür auf und betrat die dahinterliegende Öffnung. Mia folgte ihr.

»Siehst du, es ist gar nichts dabei«, flüsterte Dunja und ließ die Tür, die sie für Mia aufgehalten hatte, hinter ihr wieder zufallen. Der Schnapper rastete ein. Ein kurzes, metallisches Knacken, bei dem Mia plötzlich erschrak.

Hatte sie einen Fehler gemacht?

Unwillkürlich beugte sie sich nach vorn und betätigte die Klinke. Die Tür ließ sich ohne weiteres öffnen. Dahinter lag das verwahrloste Betontreppenhaus.

Dunja hatte die Augenbrauen zu einem Dreieck gestellt. »Was?«

Mia lachte. »Nichts.«

Sie ließ die Tür wieder ins Schloss fallen, drehte sich um und hakte sich bei ihrer Freundin ein. Der Gang, der vor ihnen lag, war nur schwach beleuchtet. Das entfernte Brummen von Musik drang zu ihnen durch.

»Entschuldigen Sie.« Ben trat einen Schritt nach vorn, die Gläser ihrer Sonnenbrille wirkten auf ihn wie die schwarzen Augen eines Insekts. »Das ist sicher sehr unhöflich, aber ich habe den Prozess ein wenig verfolgt und hatte Sie neulich schon ansprechen wollen.«

Nachdem der Richter die Verhandlung für eine Mittagspause unterbrochen hatte, war Ben über Treppe N zum Hauptgang gelaufen. Er hatte Hunger und sich in einem der Imbisse vor dem Kriminalgericht ein Brötchen holen wollen.

Als er an dem Eingang zum Gerichtssaal vorbeiging, war ihm aufgefallen, dass Frau Voss, die während der Verhandlung nur wenige Plätze neben ihm auf einer der Zuschauerbänke gesessen hatte, ein paar Schritte vor ihm langsam Richtung Ausgang ging. Kurz entschlossen hatte er sie überholen wollen und in dem Moment, als er an ihr vorbeilief, einen unauffälligen Blick zur Seite geworfen. Ihre Augen hatten hinter der Sonnenbrille angestrengt gewirkt, und Ben hatte den Eindruck, dass man ihr ansah, wie sehr der Prozess ihr zusetzte. Er war noch ein paar Schritte weitergelaufen, dann jedoch stehen geblieben und hatte sich etwas unbeholfen zu ihr umgedreht.

»Ich wollte Ihnen nur sagen, wie unendlich leid es mir tut.«

Er spürte, wie seine Stimme brüchig wurde. »Was Ihrer Schwester und Ihren Nichten passiert ist –« Unwillkürlich fuhr seine Hand nach vorn und griff nach der Hand der jungen Frau. Für einen Augenblick meinte er, durch ihre Brillengläser hindurchschauen zu können, zu sehen, wie sie seinen Blick erwiderte. Da ließ er auch schon alle Vorsicht fahren, zog sie an sich, spürte, wie das Schluchzen ihren Körper erschütterte, legte den linken Arm vorsichtig um ihre Schultern und hielt sie fest, während der Kummer an ihr rüttelte, ihren Kopf, ihren Körper

ganz auszufüllen schien.

Es dauerte nur einen Augenblick.

»Entschuldigen Sie ...« Schon löste sie sich wieder aus der Umarmung, ein Taschentuch in der Hand, die Brille noch immer vor den Augen. »Danke.« Sie wirkte verloren.

»Kommen Sie.« Ben trat zur Seite. Hatte er ihr regelrecht den Weg versperrt?

Schweigend liefen sie den Gang entlang. Kurz bevor sie in das gewaltige Haupttreppenhaus hinaustraten, warf sie ihm einen Blick zu. »Danke, es geht schon wieder.«

»Ja.« Er lächelte und nickte nach rechts, als müsste er im Treppenhaus rechts entlanggehen.

Sie nickte ebenfalls. Dann bog sie links ab, und Ben ließ sie allein die Treppe hinunterlaufen. Sie wollte sicher ungestört sein, das konnte er gut verstehen.

Er blieb an der halbhohen Brüstung stehen, von der aus er in die Eingangshalle schauen konnte, und sah ihr nach. Sie hatte die Schultern hochgezogen, diesmal trug sie keine Absätze, sondern Stoffturnschuhe, die lautlos über den Steinboden huschten. Sie durchquerte die Halle, erreichte die Schleuse. Im nächsten Moment war sie hinter der Sperrvorrichtung verschwunden, an der die Personenkontrolle durchgeführt wurde.

Als Ben kurz darauf ins Freie trat, schien die Sonne. Er blieb auf der obersten Stufe vor dem Eingangsportal stehen, legte den Kopf in den Nacken und genoss für einen Moment die warmen Strahlen. Als er die Augen wieder öffnete, sah er sie am Straßenrand stehen, die Arme mehr um sich geschlungen als verschränkt, das Taschentuch an die Nase gepresst, den Kopf geneigt. Er hatte das Gefühl, selbst aus der Entfernung ihr Zittern sehen zu können.

»Frau Voss?«

Sie hob den Kopf.

Ohne nachzudenken, lief er die paar Schritte zu ihr. »Ich

möchte nicht aufdringlich sein. Kann ich ... irgendwie ... entschuldigen Sie, aber ich wäre dankbar, wenn ich Ihnen irgendwie behilflich sein könnte.« Er hatte die Fingerspitzen beider Hände an die Schläfen gepresst.

Sie schüttelte den Kopf, schien sich zusammenzunehmen.

»Dort drüben ist eine Bäckerei, darf ich Sie vielleicht hinüberbegleiten? Sie sollten einen Happen essen, die Verhandlung dauert noch den ganzen Tag.«

Er konnte von schräg oben sehen, wie sich ihre Augenbrauen hinter den Brillengläsern zusammenzogen.

»Oder nehmen Sie heute Nachmittag nicht mehr an der Verhandlung teil?«

Die Brillengläser richteten sich auf. »Nein«, ihre Stimme war eine Spur tiefer, als er sie in Erinnerung gehabt hatte, »nein, ich glaube nicht ...«

Jetzt!

»Darf ich Sie vielleicht nach Hause fahren?«, hörte Ben sich sagen. »Mein Wagen steht gleich hier um die Ecke!«

## 21

»Ich will Ihnen wirklich keine Umstände machen.« Zweifelnd sah sie zu ihm herüber.

Ben beugte sich von dem Fahrersitz, auf dem er gerade Platz genommen hatte, zur Seite und streckte die Hand aus. »Im Gegenteil, es freut mich sehr, dass ich Sie ein Stück mitnehmen darf. Mein Name ist Ben Lindenberger. Ben.«

Sie nahm die Sonnenbrille ab und schüttelte seine Hand.  
»Sophie Voss.«

Ben zog nun auch sein linkes Bein in den Wagen und warf die Tür hinter sich zu. Dann startete er das Fahrzeug. »Sie sagen, wo's langgeht.«

»Erst mal geradeaus.«

»Okay.«

Er scherte aus der Parklücke aus und gab Gas.

»Nein, warten Sie, halten Sie an.«

Ben nahm überrascht den Fuß vom Pedal.

»Ich ... es tut mir leid, es ist Unsinn, fahren Sie an die Seite.«

Er ließ seinen alten Kastenwagen an den Straßenrand rollen. Die Fahrzeuge, die von hinten gekommen waren, fuhren an ihnen vorbei.

»Jetzt sind wir doch schon unterwegs.« Ben lächelte sie an.  
»Es macht mir nichts aus, wirklich.«

Sophie blickte durch die Windschutzscheibe. Ihr Profil war von einem Ebenmaß, einer Schönheit, die für Ben fast schon etwas Kaltes, Schroffes an sich hatte. Zugleich konnte er ihr jedoch ansehen, wie verstört sie war, und das milderte den Eindruck etwas.

»Ich bin ein bisschen durcheinander.« Sie schaute zu ihm.

Ben nickte. Kein Wunder, dachte er, sagte aber nichts.

Es verging fast eine Minute, während der sie still

nebeneinandersaßen.

»Darf ich jetzt fahren? Oder gefällt Ihnen mein Kastenwagen nicht?«

Sophie atmete aus und lehnte sich zurück in den Sitz. Ben setzte den Blinker und spürte, wie ein Lächeln über sein Gesicht huschte.

»Sind Sie eigentlich einer von diesen Journalisten?« Fast zwanzig Minuten lang waren sie schweigend durch den Berufsverkehr gefahren, nachdem Sophie ihm gesagt hatte, dass sie nach Wannsee musste. »Oder was machen Sie sonst im Gerichtssaal?« Sie musterte ihn von der Seite.

»Ich schreibe an einem Buch.« Ben hatte die Frage erwartet und sich eine Antwort zurechtgelegt. »Über Moabit. Das größte Kriminalgericht Europas.« Er warf ihr einen Blick zu. »Allein die Asservatenkammer im Keller müssten Sie sich einmal ansehen.« Hörte sie ihm überhaupt zu? Sie sah wieder geradeaus.

»Das erste öffentliche Gebäude Berlins, in dem es elektrisches Licht gab«, fuhr er fort. »Ein kaiserlicher Faustschlag ins Gesicht des Arbeiters, haben sie damals dazu gesagt. Mit verborgenen Gängen, die direkt in die Untersuchungshaft führen. Eine Welt ganz für sich. Eine Welt des Verbrechens, der Gitter, der Strafe. Ich schreibe ein Buch darüber. Es fasziniert mich.«

Das stimmte nicht ganz. Er hatte nicht vor, ein Buch über Moabit zu schreiben, aber er argwöhnte, dass sie sofort aussteigen würde, wenn sie erfuhr, dass er in Wahrheit ein Buch über den Fall Götz plante.

»Ich fürchte, ich war vorhin nicht sehr freundlich zu Ihnen«, sagte sie nach einer Weile.

»Es tut mir leid, wenn ich aufdringlich war«, gab Ben zurück. »Ich habe gar nicht nachgedacht, als ich Sie ansprach. Es ist einfach passiert.«

»Hier, hier können Sie abbiegen und dort vorn anhalten, vielen Dank.«

Sie hatten eine Seitenstraße der Königstraße erreicht. Ben



fuhr um die Kurve, lenkte den Wagen an den Bürgersteig und beugte sich über das Steuerrad, um zu sehen, an was für einem Haus sie ihn hatte halten lassen. Hinter einer Hecke war die eindrucksvolle Fassade eines Gebäudes zu erkennen, das zweifellos neu gebaut worden war und dennoch klassisch wirkte.

»Hier wohnen Sie?« Er lächelte sie an.

»Es ist das Haus von Julian und meiner Schwester. Er hat es gebaut.« Sie erwiderte seinen Blick.

»Es ist eins von Götz' Häusern?«

Ihre Augen sind braun, dachte Ben. Zugleich hatte er das Gefühl, in ihnen lesen zu können, dass sie seinen Blick bemerkt hatte.

»Eine Auftragsarbeit.« Sophie wandte sich ab und schaute durch das Seitenfenster nach draußen. »Aber es hat Christine so gut gefallen, dass sie ihn bat, es selbst zu behalten. Der Bauherr hat mitgespielt. Julian hat ihm das Grundstück für viel Geld abgekauft.«

Ben sah wieder durch das Fenster nach draußen. Sein Blick huschte über die verschiedenen Details des ganz in Weiß gehaltenen Hauses. Langgestreckte Rechtecke, solide Formen, minimale Variationen – und doch ein Bau, dessen Komposition so ausgewogen war, so durchwirkt von einem entschlossenen Formgefühl, dass Ben sich dem Eindruck, den das Haus auf ihn machte, nicht entziehen konnte.

»Es sieht bemerkenswert aus.«

Sophie nickte. Dann stieß sie die Beifahrertür auf. »Kommen Sie. Wenn Sie möchten, zeig ich es Ihnen.«

Mia lag auf dem Rücken, ihr Kopf hing tief nach hinten, ihr Körper war ein wenig nach oben gewölbt. Aus dem Augenwinkel heraus konnte sie Dunja sehen, die wenige Schritte neben ihr auf einer ganz ähnlichen Liege ausgestreckt war.

»Ist es recht so?« Über Mia erschien das hübsche Gesicht einer zierlichen jungen Frau, die sich um sie kümmerte.

»Ja.« Mia zwinkerte beruhigend mit den Augen. »Bestens.«

Das Gesicht verschwand wieder, und sie spürte, wie sich die kleinen Hände der Frau erneut in ihre herabhängenden Haare wühlten.

»Was soll denn das? Kannst du nicht aufpassen!«

Entrüstet hatte sich Dunja aufgerichtet und an ein Mädchen gewandt, das sich genauso um sie kümmerte wie die zierliche Frau um Mia. »Das brennt doch in den Augen!« Dunja nahm das Handtuch herunter, das ihr das Mädchen gereicht hatte, und warf Mia darüber hinweg einen Blick zu. »Wenn man nicht aufpasst, ruinieren sie einen hier noch vollkommen ...«

Mia bemerkte, dass ihre Freundin die Stimme künstlich in die Höhe gezogen hatte, und lachte.

»Lass dir hier bloß nicht die Nägel machen!« Unwirsch warf Dunja dem Mädchen, das eingeschüchtert am Kopfende der Liege stehen geblieben war, das Handtuch zu. »Sie ziehen sie dir glatt aus dem Nagelbett!«

Mia spürte, wie sich die kleinen Hände der Frau, die sie betreute, an ihre Kopfhaut schmiegen und in kreisenden Bewegungen darüber hinwegwanderten. Sie atmete aus und schloss die Augen. Hörte das verhaltene Atmen der Frau über sich. Das Murmeln, das helle Lachen, die Rufe der anderen Frauen, die sich in den Kabinen neben ihnen aufhalten mussten.

Es kam Ben so vor, als würde er die Reichskanzlei betreten oder den Obersalzberg. Es war das Aufstrebende, das in sich Ruhende, das »Kaltblütige«, wie er einmal gelesen hatte, das diese Formsprache beherrschte. Eine Art eisgefrorener Art déco, bei dem scheinbar kein Element überflüssig und alles einem einheitlichen Formwillen unterworfen war. Ein Eindruck, von dem Ben nicht leugnen konnte, dass er in seiner Eleganz, in seiner »Entschlossenheit« reizvoll war, dass er ihn fast süchtig danach machte, immer wieder mit dem Auge die geraden Linien auf und ab zu wandern. Hinunter zu dem stabilen Fundament, auf dem jeder Pfeiler, jede Säule ruhte – hinauf zu dem einfachen, edlen Abschluss, mit dem eine Wand in einen Bogen mündete oder ein Fenster in einen vorkragenden Träger.

Sophie hatte die Eingangstür aus Mahagoniholz hinter ihnen zufallen lassen, und sie waren aus dem Eingangsbereich in eine Halle gelangt, von der sofort klar war, dass sie das Herz des Hauses bildete. Die gut zwanzig Meter lange Hauptwand der Halle war in regelmäßigen Abständen von großen, über zwei Stockwerke reichenden und auf einen gepflegten Garten hinausgehenden Fenstern durchbrochen. An den Seiten der Halle führten Durchgänge in weitere Zimmer, deren Böden mit Marmor ausgelegt waren. Die Prächtigkeit der Halle, die Wucht des Raumeindrucks wurde aber nicht nur durch die Größe und die wohlproportionierten Formen der Baustruktur hervorgerufen, sondern auch durch das raffinierte Farbzusammenspiel, bei dem sich das Weiß der Wände und das Anthrazit des Bodens, der helle Ton einzelner Holzelemente und das Dunkelrot eines eingelassenen Frieses in ihrer Wirkung gegenseitig verstärkten.

»Das ist eines der Kapitel in meinem Buch, die mir am meisten Freude bereiten«, meinte Ben wenig später, als er an dem

polierten Eichentisch in der Küche lehnte, in die Sophie ihn geführt hatte. »Dieser Bau – Moabit. Manche Gebäude entwickeln, wenn man sich erst mal mit ihnen beschäftigt, so etwas wie eine ganz eigene Lebendigkeit, oder? Ist Ihnen das auch schon mal aufgefallen? Sie studieren doch Architektur, richtig?«

»Ein Eigenleben? Ich weiß nicht ... Ist das nicht übertrieben?« Sophie hantierte mit einem stählernen Wasserkocher, um einen Tee zuzubereiten, und schob den Stecker des Kochers in die Steckdose. »Aber wenn Sie Julian fragen, ob Sie, was weiß ich, eine Lampe hier in dem Haus ändern dürfen, wird er wahrscheinlich etwas Ähnliches erwidern.«

Als hätte sich bei dem Wort »Lampe« ein Schatten auf sie gelegt, verstummte sie.

Ben beschloss, einfach darüber hinwegzureden. »Auch die Möbel, die ganze Einrichtung – das ist alles von Götz?«

»Alles.« Sie lächelte. »Die Täfelung, das Bodenmuster, die Gartengestaltung, die Türklinken – meist Unikate, die er eigens für das Haus entworfen hat. Er meint, dass das alles zum Raumeindruck doch dazugehöre. Ich glaube, es gibt nicht viele Häuser, bei denen das so radikal umgesetzt worden ist wie hier. Die Tapetenmuster, die Armaturen im Bad, die Bettbezüge, das Besteck«, sie deutete hinter sich, »der Wasserkocher, die Suppenkelle, der Rasenmäher ...«

»Buchstäblich alles.« Ben grinste. »Es gibt nichts, was er nicht entworfen hat.«

»Na ja, ein paar Buchumschläge nicht ...« Sie überlegte. »Das Telefon –«

»Genial.« Ben war begeistert. »Und wie fühlt es sich an, wie lebt es sich in so einer durchgestylten Welt?«

Sophie zögerte. »Ja, schön.« Sie dachte nach. »Ich mag Julians Geschmack sehr.«

»Allein die Farben sind phantastisch.«

»Natürlich entsteht durch die Absolutheit, mit der das hier durchgeführt worden ist ... Es erinnert manchmal an eine

Monokultur.«

»Als würde man immer das Gleiche essen?«

»So etwas gibt es doch, oder? Das habe ich mal gehört: Ein Menü von einem Sternekoch, bei dem alle Gänge Speisen aus dem immer gleichen Produkt sind. Aus Kürbis oder so ähnlich.«

»Klingt, als würde es nicht wirklich schmecken.«

Sophie drehte sich um, das Wasser kochte. Sie nahm zwei Tassen aus dem Schrank und hielt ein paar Teebeutel hoch. »Die sind auch nicht von ihm gestaltet.« Sie versenkte die Beutel in den Tassen, goss das siedende Wasser darüber.

Ben blickte durch die Tür, durch die sie gekommen waren.

»Haben Sie ... eigentlich auch eine Toilette hier?«

»Die kleine Tür in der Halle gleich rechts.«

Als er zurück in die Eingangshalle kam, fiel sein Blick auf die Treppe, die neben dem Durchgang zur Haustür auf die Galerie hinaufführte.

»Hier muss er hoch gegangen sein.«

Im nächsten Augenblick stand Ben an der Treppe und blickte nach oben. Jede Kante in dem Haus schien wie mit dem Messer geschnitten. Die Treppe bestand lediglich aus einer Reihe von schlichten, in der Wand verankerten Steinstufen. Das Rechteck, durch das hindurch sie in die Galerie mündete, zeichnete sich hellgrau und scharf über Bens Kopf ab. Die Flächen und Wände waren von einer geradezu beängstigenden Makellosigkeit. Kalt schmiegte sich das Geländer an seine Hand.

Dann war er oben.

Eine gläserne Balustrade umlief die Galerie, die sich im ersten Stock an den drei fensterlosen Wänden rings um die Halle zog. Weiß, grau, grün und dunkelblau schoben sich die unterschiedlichen Flächen ineinander. Das Deckenlicht, das sich nach oben in den Himmel hineinwölbte, die gewaltige Fensterfront, die sich über zwei Stockwerke hinweg erstreckte und den Blick in den hellgrünen Garten hinauszog: eine Geometrie der Ebenen und kühnen Raumbeschränkungen, in der

als Kontrast nur links in der Ecke der Galerie eine seltsame Bronze auf einem makellosen weißen Sockel stand. Eine Art Kugel, die an einer Stelle geborsten zu sein schien, so dass man in ihr Inneres blicken konnte. Ben trat an die Skulptur heran, ließ die Hand über die holprige runde Oberfläche gleiten und sah an der Stelle, an der sie aufgeplatzt war, in ihr Inneres. Bronzene Schläuche und Kabel, Leitungen und Rohre schlangen sich ineinander.

›An dieser Kugel muss er auf seinem Weg ins Schlafzimmer vorbeigegangen sein.‹

Die Tür rechts neben der Kugel war geschlossen. Die Klinke wirkte wie maßgefertigt und beinahe überlang gezogen.

Ben bemerkte nicht einmal, dass er sie berührte. Dann stand er in der Türöffnung und blinzelte.

Das Schlafzimmer war ganz in Weiß gehalten. Auch hier gaben zwei überdimensionale Fenster den Blick nach draußen frei. Durch sie hindurch waren die Straße zu sehen, die an dem Haus vorbeiführte, und die Tannen, die das Nachbargrundstück abschirmten. Zwei Betten, zwei Schränke, zwei Teppiche. Das ganze Zimmer war perfekt symmetrisch eingerichtet. Nur ein Möbelstück wich davon ab. Die Messinglampe auf einem der beiden Nachttische. Zu ihr gab es kein Gegenstück.

Für einen Moment verschlug es Ben beinahe den Atem. Es kam ihm so vor, als würde eine unbezwingbare Kraft von der Lampe ausgehen. Als würde er geradezu gezwungen sein, seinen Arm emporzureißen. Als würde sein Arm mit der Lampe zu einem gewaltigen Instrument verschmelzen. Dann sah er sich zuschlagen, und ihn durchzitterte regelrecht der Impuls, der von der Spitze der Lampe ausging, als sie auf den Boden aufprallte. Der Schock pflanzte sich durch seinen Arm hindurch fort. Da hatte er die Hand schon wieder oben, berauscht von der Geschwindigkeit, mit der sie die Luft durchschnitt, und er gierte bereits nach dem nächsten Schlag.

Ihm brach der Schweiß aus. Seine Hände wirkten wie von Blut verklebt. Er sah ihren Körper zu seinen Füßen liegen. Die Augen

abgewandt, der Kopf aufgeschlagen. Ihre Hand lag mit der Innenseite nach oben auf dem weißen Teppich. Das ganze Zimmer schien sich zu verschieben, zu drehen, einzurollen. Plötzlich fühlte er einen Blick von der Seite und wandte den Kopf. In der Tür stand ein Mädchen. Ihr Mund war weit aufgerissen, aber es kam kein Laut daraus hervor. Bens Hosen, sein Hemd, seine Hände und Schuhe tropften rot in das Weiße des Raumes. Er spürte, wie er nach dem Mädchen griff, wie unsagbar dünn und zerbrechlich ihr Handgelenk war. Es schien unter dem Druck seines Griffs mehrfach in sich zu brechen ...

Als Ben zurück in die Küche kam, zitterten seine Beine, und durch sein Blickfeld schlängelten sich durchsichtige Würmer. Sophie stand mit einer dampfenden Tasse Tee in den Händen am Küchentisch und sah ihn forschend an.

Er spürte, wie ihm die Verlegenheit ins Gesicht geschrieben stand. »Entschuldigen Sie, ich wollte wirklich nicht so aufdringlich sein. Ich hätte längst losgemusst.«

Ihr Blick blieb prüfend. »Viel Glück mit Ihrem Buch.«

Er nickte. Es hätte so viel zu sagen gegeben. Aber ihm fiel nicht ein, wie er es hätte ausdrücken sollen. »Es tut mir leid«, stotterte er und drehte sich um. Ließ sie regelrecht stehen.

Draußen war es milder, als er gedacht hatte. Sein Pullover und der gefütterte Regenmantel kamen ihm viel zu eng und schwer vor. Ben riss sich den Mantel von den Schultern, schob die Ärmel des Pullovers weit nach oben, während er die Stufen zur Gartenpforte hinunterschrift.

Seine Hände waren noch immer verklebt. Schweißverklebt.

Langsam ließ das Entsetzen über die Bilder nach, die er in dem Schlafzimmer eben vor sich gesehen hatte.

»Ihr Sohn hat gemeinsam mit Herrn Götz studiert.«

»Ja.«

»Und Sie waren dabei, als er eingeliefert wurde.«

»Ja, das ist richtig.«

Der neue Prozesstag hatte gerade begonnen. Ben konnte die Frau, mit der der Richter sprach, nur von hinten sehen, aber er schätzte sie auf Anfang siebzig. Sie hatte die beige Jacke, die sie trug, nicht abgelegt, war ein wenig dicklich und machte, durch die Art ihres Antwortens und Auftretens, einen gutmütigen, herzlichen, aber auch etwas verunsicherten Eindruck auf Ben.

»Das ist jetzt – wie lange? – über 25 Jahre her, aber ich erinnere mich noch sehr genau an den Tag«, fuhr sie fort. »Wir hatten die Feuerwehr gerufen, sie mussten die Tür gewaltsam öffnen. Das ging ganz schnell. Zwei Hiebe mit der Axt –«

»Sehr gut, Frau Janson«, stoppte der Richter vorsichtig ihren Redefluss, »lassen Sie uns versuchen, das ein wenig der Reihe nach abzuarbeiten.« Er bemerkte ein Handzeichen des Verteidigers.

»Herr Seewald?«

Der Mann mit den Koteletten beugte sich vor. »Ich kann nur wiederholen, dass wir nicht nachvollziehen können, welche Relevanz die Aussage von Frau Janson auf die Verhandlung haben könnte. Herr Götz war weder im Gebäude zu der Zeit, noch in der Stadt!«

Hohlbeck griff sich an die Nasenwurzel. »In Ordnung, Herr Seewald, das ist richtig. Wir wollen das auch nicht über Gebühr in die Länge ziehen, aber ich denke schon, dass die Aussage von Frau Janson eine gute Möglichkeit ist, uns ein besseres Bild vom Angeklagten zu machen.«

»Das uns der Sachverständige doch bereits vermittelt hat!«



Hohlbeck atmete hörbar aus. »Die Staatsanwaltschaft hat ausdrücklich darum gebeten, die Zeugin zu hören. Ich denke, das kann kein Fehler sein.«

Seewald lehnte sich zurück, beugte sich zu seiner Kollegin, die neben ihm saß, und flüsterte ihr etwas zu.

»Frau Janson.« Hohlbeck hatte sich wieder der Zeugin zugewandt. »Der Reihe nach. Wann haben Sie Herrn Götz kennengelernt?«

»Mein Sohn Caspar hat ihn nach Hause gebracht, da war Caspar mit seinem Studium noch ganz am Anfang. Und wer ihn kannte, konnte sofort bemerken, dass Julian, also Herr Götz, ihn tief beeindruckt hatte.«

Hohlbeck nickte.

»Ich erinnere mich an ein Wochenende, an dem Julian bei uns übernachtet hat, da sind die beiden Jungen fast nicht mehr aus Caspars Zimmer herausgekommen. Als ich einmal zu ihnen hineingeschaut habe, habe ich das Zimmer kaum wiedererkannt. Die Wände waren über und über mit Skizzen, Entwürfen, Zeichnungen und Bauplänen bedeckt. Vieles war nur grob angedeutet, aber als ich mir die Blätter flüchtig angesehen habe, wurde mir schnell klar, dass Julian einige der Entwürfe mitgebracht haben musste, dass sie dabei waren, Ansätze von ihm weiterzuentwickeln.« Sie blickte etwas scheu zu dem Richter, wie um zu erfahren, ob sie alles richtig machte.

»Das ist sehr gut, Frau Janson, fahren Sie fort«, ermunterte Hohlbeck sie.

»An dem Wochenende aßen die beiden Jungen auch mit uns zu Abend, und ich erinnere mich noch gut daran, wie sie versuchten, meinem Mann, der damals ja selbst als Architekt gearbeitet hat, zu erläutern, womit sie sich gerade beschäftigten. Es war vor allem Caspar, der sprach, aber an den Worten, die er wählte, an der Richtung seiner Gedanken, die er zuvor so noch nie geäußert hatte, konnten wir sehr deutlich Julians Einfluss ablesen.«

»Was für Gedanken waren das?«

»Es drehte sich alles um die Wirkung, die ein bestimmtes

Gebäude, ein Raum, eine gebaute Umgebung auf jemanden hat, der sich darin aufhält. Im Grunde genommen ja etwas sehr Naheliegendes. Dass man sich in einem Wintergarten anders fühlt als in einem Badezimmer, in einer Küche anders als in einer Schule, in einer Gummizelle anders als in einem Bunker. Darum kreisten ihre Überlegungen. Welchen Effekt eine Bauumgebung auf die Psyche desjenigen hat, der sie durchläuft oder sich darin aufhält.«

Ben sah, wie sich der Verteidiger zu der Holzbrüstung umschaute, aber von Götz war nur der Rücken zu sehen.

»Dieser Ansatz«, fuhr Frau Janson fort, »hat Caspar ungemein fasziniert. Ein Raum ohne Fenster. Ein Raum, in dem die Möbel an die Decke geschraubt sind. Ein Raum ganz in Schwarz, in Weiß, mit Spiegeln verkleidet. Ganz simple Maßnahmen, die jedoch auf die Stimmung desjenigen, der sich in dem Raum befindet, eine erhebliche Wirkung haben. Ein Raum aus Eis. Ein Raum voller Schmutz. Ein Raum, dessen Wände mit Klebstoff beschmiert sind. Jedesmal ist es, als würde sich der Besucher in einer vollkommen anderen Welt aufhalten, die einen großen Einfluss auf seinen geistigen Zustand hat. Und dann haben sich die beiden in ihren Überlegungen natürlich nicht nur auf einzelne *Räume* beschränkt. Der nächste Schritt bestand darin, sich ganze *Bauten* zu überlegen, in denen sozusagen die Psyche des Besuchers gezielt bearbeitet wird. Bestes Beispiel: Das Labyrinth. Eine Struktur, in der der Besucher die Orientierung verliert. Etwas, das sich extrem auf seine Stimmung, seine Gefühle, ja, letztlich auf seine geistige Verfassung auswirken kann.«

Sie schien darauf zu achten, möglichst nicht zur Anklagebank zu schauen.

»Aber auch die Idee des Labyrinths ließ sich beliebig vertiefen, das hatten die beiden natürlich schnell begriffen. Es gibt einfache Labyrinth oder schwierige, es gibt Labyrinth, die nur auf einer Ebene liegen, und solche, die in drei Dimensionen gebaut sind. Und es gibt welche, in denen sich die Wände *bewegen*. In denen

sich zum Beispiel bestimmte Durchgänge erst dann öffnen, wenn der Besucher einen gewissen Abschnitt durchlaufen hat, während wieder andere sich schließen. Das erschwert die Orientierung natürlich enorm. Und das wiederum wirkt sich radikal auf die Stimmung des Besuchers aus.«

»All das haben Ihr Sohn und Herr Götz an diesem Wochenende entworfen?«

»Nein, an diesem Wochenende haben sie uns nur zum ersten Mal davon erzählt.« Ihre Stimme klang plötzlich ein wenig heller, als würde sie lächeln, während sie an Caspar und seinen Freund zurückdachte. »Gearbeitet haben sie an diesen Ideen, die sie als ›experimentelle Architektur‹ bezeichneten, in den drei Jahren, die sich daran anschlossen. Vor allem aber kamen sie einen großen Schritt voran, als die Fakultät ihnen im achtzehnten Stock des Hochhauses am Ernst-Reuter-Platz einen Raum zur Verfügung stellte, in dem sie ein bisschen herumprobieren konnten, wie weit sich ihre Konzepte auch wirklich umsetzen ließen.«

»Ich verstehe.«

»Bevor sie diesen Raum bekamen, konnten sie ihre Vorstellungen ja nur auf dem Papier ausarbeiten. Die Labyrinth, die ich gerade erwähnt habe, richtig zu *bauen*, wäre zum Beispiel viel zu kostspielig gewesen. Nachdem die Universität ihnen jedoch diesen Raum zur Verfügung gestellt hatte, konnten sie einige ihrer Ideen regelrecht *ausführen*. Das waren keine Entwürfe mehr, das waren richtige *Bauten*, verstehen Sie? Sicher, im kleinen Maßstab, in einer Größe von nur einem Zimmer, aber eben doch groß genug, um sich selbst, als lebende Person, der Architektur *aussetzen* zu können, die sie sich vorgestellt hatten. Und darum ging es ja. Damit zu experimentieren, welchen Effekt eine bauliche Idee, sobald sie umgesetzt ist, auf die Person hat, die ihr ... also gewissermaßen *ausgeliefert* ist.«

»Können Sie uns ein konkretes Beispiel geben?«

Ein Schatten schien sich wieder auf ihre Stimme gelegt zu

haben. »Ja, natürlich. Ich weiß noch, als Erstes fingen sie damit an, Teile des Raums mit den *Bewegungen des Besuchers* zu koppeln.« Sie atmete aus, sprach aber weiter. »Zunächst experimentierten sie mit Farben. Sie installierten bestimmte Platten an den Wänden, der Decke, dem Boden, deren Farbe sich änderte, je nachdem, wo genau sich der Besucher in dem Raum befand. Können Sie sich das vorstellen?«

Hohlbeck nickte nachdenklich.

»So konnte der Raum zum Beispiel von einem einheitlichen Gelb sein, bevor man ihn betrat«, führte Frau Janson weiter aus, »sich aber am Eingang dann rot verfärben, wenn man hineinging. Lief der Besucher nun in dem Raum herum, so begleitete ihn an Wänden, Boden und Decke eine rote Wolke, einem Schatten nicht ganz unähnlich. Dabei war diese Wolke aber nichts anderes als eine lokale Veränderung des Gelbs an den Wänden, das sich eben in ein intensives Rot verfärbte, je nachdem, wo man stand oder wohin man ging.«

»Aha.«

»Betrat dann eine zweite Person den Raum, begleitete sie zum Beispiel eine blaue Wolke. Und näherten sich die beiden Besucher an, so vermischten sich auch ihre Wolken, was einen sehr schönen Effekt ergab. Caspar hat mich einmal mitgenommen, und wir haben eine Weile mit den Farben gespielt. Ich war tief beeindruckt.«

»Aber bei Farbexperimenten ist es nicht geblieben.«

»Nein ...« Ben sah, wie Frau Janson unruhig auf ihrem Stuhl herumrutschte. »Leider nicht. Wer von den beiden auf die Idee gekommen ist, weiß ich nicht, auf jeden Fall haben sie dann begonnen, mit Tönen und Klängen zu arbeiten, die ebenfalls von den Bewegungen des Besuchers gesteuert werden sollten. Zu der Zeit wohnte Caspar schon nicht mehr bei uns zu Hause, deshalb habe ich den Fortgang dieses Projektes nicht Tag für Tag miterlebt. Ich weiß nur, dass er mir erzählte, sie hätten damit angefangen, über Bewegungssensoren eine Musik zu steuern, die den Raum ausfüllen würde ...«

Ihre Stimme verlor sich.

»Bitte, Frau Janson.«

»Ich ... das war das letzte Mal, dass ich mit meinem Sohn gesprochen habe.«

Hohlbeck ließ ihr einen Moment Zeit.

»Das Nächste, was ich hörte«, fuhr sie leise fort, »war, dass die Universität bei mir anrief und fragte, ob ich wüsste, wo Caspar sei. Es würde um den Raum gehen, den sie meinem Sohn und Julian im Hochhaus zur Verfügung gestellt hätten. Dem Hausmeister wären in der Nacht Geräusche aufgefallen, die aus dem Raum gedrungen wären, obwohl Caspar und Julian ihn schallisoliert hätten. Jetzt würde man einmal nachsehen wollen, aber keinen Schlüssel mehr haben und keinen der beiden Studenten erreichen können. Julian war an diesem Tag nicht in Berlin, soweit ich mich erinnere, war er verreist. Ich versuchte Caspar anzurufen, bin sofort zu dem etwas heruntergekommenen Mietshaus gefahren, in dem er damals wohnte, konnte ihn aber nirgends ausfindig machen. Also bin ich zu dem Hochhaus gefahren, hinauf in den achtzehnten Stock, wo sie ihren Raum hatten. Dort hatte man sich noch nicht entschlossen, die Tür gewaltsam zu öffnen, doch als ich eintraf, bat ich darum, das so schnell wie möglich zu veranlassen. Es muss ... ich hatte einfach Angst davor, Caspar könnte etwas zugestoßen sein.«

Sie hatte die Hände rechts und links an ihre Wangen gelegt. Es war, als würde die Vergangenheit wie mit Fangarmen nach ihr greifen. »Als die Beamten der Feuerwehr die Tür mit der Axt aufgeschlagen hatten, war sofort klar, dass sich Caspar in dem Raum befand. Er hatte sich in einer Ecke zusammengekrümmt, man konnte ihn durch die Lücke in der geborstenen Tür hindurch auf dem Boden kauern sehen. Alle traten zurück, ließen mich vor. Ich weiß nicht mehr, wie ich durch die Lücke gepasst habe. Aber dann kniete ich vor meinem Sohn. Er hatte die Füße in den Boden gerammt, presste sich mit aller Kraft in die Ecke des Zimmers. Er war so bleich, wie ich ihn niemals zuvor gesehen hatte, und als ich seine Stirn berührte, war sie eiskalt. Seine

Augen waren schwarz eingefallen, sein Blick irrlichterte an mir vorbei. Ich spürte, dass er mich noch erkannte, aber ...«, sie suchte nach Worten, »... dass es für ihn keine Rolle mehr spielte.«

Ben hörte, wie sie tief Luft holte und gegen das Versagen ihrer Stimme ankämpfte. »Plötzlich brach ein entsetzliches Getöse los. Irgendwer, der Hausmeister oder die Leute von der Uni, musste die Sicherung, die herausgeflogen war, wieder eingesetzt und auf diese Weise den Mechanismus, der durch die fehlende Sicherung zum Halten gekommen war, wieder in Gang gebracht haben. Ich erstarrte, und das Getöse verstummte. Erschrocken warteten die anderen vor der Tür. Erst als ich mich wieder bewegte und der Krach, ein durchdringender, beinahe schmerzhafter Lärm, erneut losschlug, begriff ich, dass Caspar und Julian die Bewegungen des Besuchers in dem Raum mit extrem leistungsstarken Lautsprechern gekoppelt hatten. Und was aus diesen Lautsprechern herausschoss, wenn man sich bewegte, waren *Schreie* – Tausende, Zehntausende von Stimmen, Schreie der Angst, des Entsetzens, des Grauens, die auf einen hinabstießen. Eine Möglichkeit, ihnen zu entkommen, gab es nicht. Nur der absolute Stillstand bewahrte einen vor ihnen, aber die kleinste Bewegung, ein Wimpernschlag genügte, um die Stille, die einem wie eine Rettung erschienen war, wieder zu vernichten. Es reichte ein Zucken des Kopfes, schon gellte einem ein Schrei in den Ohren. Und riss man entsetzt die Hände empor, um sie sich zuzuhalten, schlug das Toben eines Heeres gequälter Seelen wie ein Chor aus der Hölle über einem zusammen.«

Sie schwieg einen Moment, und Stille breitete sich in dem Gerichtssaal aus. Entfernt war das Klappen einer Tür zu hören.

»Ich weiß nicht, wie Caspar auf die Idee kommen konnte, den Raum so umzugestalten.« Ihre Stimme klang brüchig jetzt, belegt und verzweifelt. »Er muss von der Idee, es auszuprobieren, wie besessen gewesen sein. Die Schreie, der Stress, der davon ausgelöst wurde, müssen ihn so verwirrt haben, dass er die Tür, die mit einem einfachen Mechanismus von innen verriegelt war,

nicht mehr öffnen konnte.« Sie senkte den Kopf, sprach wie zu sich selbst weiter. »Er hat zwei Nächte und einen Tag lang ununterbrochen in dem Raum zugebracht, weiter und immer weiter von den Schreien, dem Gebrüll und dem Toben, das er selbst installiert hatte, in den Wahnsinn getrieben. Allein die Lautstärke, es war ... unerträglich.«

Hohlbecks Blick ruhte auf der Mutter, die jetzt ganz zusammengekauert auf ihrem Stuhl saß. »Die Feuerwehr hatte längst den Krankenwagen alarmiert«, schlich ihre Stimme durch den Gerichtssaal. »Nachdem ich ihm aufgeholfen hatte, wurde mein Sohn sofort in eine Klinik gebracht. Aber Caspar hat sich nicht mehr erholt. Acht Monate später war er tot.«

## 25

Um sie herum war es dunkel. Nachdem sie zurechtgemacht worden war, hatte man ihr gesagt, dass sie sich ausruhen sollte, ein wenig schlafen am besten.

Aber Mia war nicht müde. Ihre Haut brannte nach dem Waxing noch leicht. Die Lotion, die ihre Betreuerin aufgetragen hatte, kühlte zwar, der leichte Geruch nach Pfefferminz schien wie ein Schmerzmittel zu wirken. Und doch fühlte sie sich, als ob man ihre oberste Hautschicht entfernt hätte. Empfindlicher, schutzloser.



Auf den ersten Blick wirkte der Warteraum wie jeder andere in einer beliebigen deutschen Behörde. Hoch, karg, weiß. Dieser Raum jedoch war umschlossen von Schleusen, Mauern, Wachtürmen, Gittern, Sicherheitsglas und Stacheldraht. Es war der Warteraum in der Untersuchungshaftanstalt, und Ben wartete darauf, dass die Tür aufging, die sich ihm gegenüber in der Wand befand.

Als Richter Hohlbeck am Tag zuvor, nach der Einvernahme von Frau Janson, die Verhandlung unterbrochen hatte, war Ben aufgestanden und hatte den Saal durch den Zuschauereingang verlassen. So schnell er konnte, war er Aufgang N hinuntergelaufen und von dort in den Hauptgang, von dem Saal 621 abzweigte. Als er den Saaleingang erreicht hatte, stand Frau Janson noch bei dem Mann, auf den er es abgesehen hatte: Steffen Seewald, einer der beiden Verteidiger von Julian Götz, der Mann mit den Koteletten.

Ben sah, wie Seewald den Blick hob, als er bemerkte, dass er auf ihn zuing. Einen Blickkontakt hatte es zwischen ihnen bisher nicht gegeben, aber Ben zweifelte nicht daran, dass Seewald mitbekommen hatte, wie er seit einigen Tagen bereits die Verhandlung verfolgte. Wenige Schritte vor dem Verteidiger blieb Ben stehen und wartete, bis sich Frau Janson von dem Anwalt verabschiedet hatte. Wie um Ben auszuweichen, wandte sich Seewald unmittelbar danach wieder zum Eingang des Saals, um darin zu verschwinden.

Ben machte einen Schritt nach vorn. »Herr Seewald?« Er hätte den anderen am Arm berühren können, doch er hielt sich zurück. »Frau Voss, Sophie Voss, hat mir gesagt ...« Er unterbrach sich, als er sah, wie Seewald sich umdrehte. »Entschuldigen Sie«, Ben streckte die Hand vor, »Ben Lindenberger, ich verfolge die

Verhandlung seit ein paar Tagen.« Befriedigt stellte er fest, wie prompt Seewald auf die Erwähnung von Sophies Namen reagiert hatte. »Frau Voss hat gemeint, dass ich Sie ruhig ansprechen kann.« Ihm fiel auf, wie wachsam das Gesicht des Anwalts war.

»Worum geht es?« Seewald schüttelte Bens Hand.

»Ich habe bereits mit der JVA telefoniert. Dort hat man mir gesagt, dass ich einen Besuchstermin vereinbaren und einen Sprechschein beantragen muss. Bevor ich das mache, wollte ich jedoch mit Ihnen reden. Wie gesagt: Frau Voss hat mich dazu ermutigt.« Ben hatte sich überlegt, dass er sein Ziel am ehesten erreichen würde, wenn er das einfach behauptete. »Ich schreibe an einem Buch über den Fall Julian Götz und würde Herrn Götz sehr gern treffen.«

Seewalds Haltung straffte sich. »Ich wusste gar nicht, dass ein Buch in Arbeit ist.«

Ben lächelte. »Es ist eine großartige ...«, eine »großartige Geschichte« hatte er sagen wollen, aber dann kam ihm das doch ungeschickt vor. »Entschuldigen Sie, wenn ich das so sage – aber es ist eine ... eine tragische, sicher, aber eben auch eine extrem *emotionale* Verhandlung«, beendete er kurzerhand den Satz. »Ein Mann verliert seine ganze Familie und endet selbst auf der Anklagebank, obwohl er unschuldig ist. Ich kann verstehen, wenn für Sie dieser Blickwinkel vielleicht ... gewöhnungsbedürftig ist. Aber das ist wirklich eine ungemein spannende Konstellation, und ich wundere mich, wieso nicht schon zwei oder drei andere Autoren den Prozess verfolgen.«

Seewald hatte von Anfang an distanziert gewirkt, aber jetzt blinkte in seinen Augen unverhohlenes Misstrauen.

»Herr Lindenberger, was für mich »gewöhnungsbedürftig« ist, wie Sie sagen, und was nicht, darüber sollten Sie sich keine Gedanken machen. Sie entschuldigen mich, die Verhandlung wird gleich fortgesetzt, ich muss noch etwas vorbereiten.« Er wandte sich jedoch nicht sofort ab, sondern schien darauf zu warten, dass Ben ihn entließ.

Der dachte jedoch nicht daran. »Ich hatte gehofft, Sie würden

mein Vorhaben unterstützen.«

»Und wieso?«

»Sind Sie nicht daran interessiert, dass der Fall aus der Sicht Ihres Mandanten dargestellt wird?«

Seewalds Blick flackerte an Ben vorbei den Gang hinunter.  
»Wieso aus der Sicht meines Mandanten? Geht es in Ihrem Projekt etwa nicht um ein ausgewogenes Bild?«

»Sicher, das auch«, Ben spürte, wie er langsam Seewalds Aufmerksamkeit gewann. »Aber ... lassen Sie es mich so sagen: Wenn ich die Wahl habe zwischen einem Helden, der seine Frau und seine beiden Kinder getötet hat, und einem Helden, der Opfer eines übermächtigen Justizapparates geworden ist, dann wähle ich lieber den Helden, der als Opfer die Sympathie meiner Leser hat. Verstehen Sie?«

Seewald schüttelte den Kopf. »Nein ...«

Er musste es anders versuchen. »Ich bin ein großer Bewunderer der Architektur von Herrn Götz«, sagte Ben und sah den Anwalt direkt an. »Ich glaube nicht daran, dass ein Mann an einem Tag einen Museumsbau plant und am nächsten seine Kinder erschlägt.«

Seewald nickte langsam. Aber Ben spürte, dass er ihn noch immer nicht da hatte, wo er ihn haben wollte. Dabei war es der entscheidende Moment. Wenn es ihm nicht gelang, über Seewald ein Treffen mit Götz zu vereinbaren, war sein ganzes Projekt gefährdet.

»Nicht dass Sie denken, ich wollte Ihnen zu nahe treten, Herr Seewald«, sagte er vorsichtig, »aber ist Ihnen klar, welche Publicity ein sorgfältig gemachtes Buch über den Fall auch für Sie selbst beinhalten würde?« Ben hob rasch abwehrend die Hand. Das war riskant. Mit Sicherheit würde Seewald auf die Unterstellung, den Fall zu seinem eigenen Vorteil ausnutzen zu wollen, empfindlich reagieren. »Aber das soll nun wirklich keine Rolle spielen. Nein, lassen Sie mich da ganz klar sein. Ich glaube nicht, dass Ihnen an so etwas liegt. Aber ich sage Ihnen gleichzeitig auch, dass ich meinerseits *nicht* ganz so selbstlos

bin. Für mich ist dieses Buch ganz persönlich ein sehr wichtiges Projekt.«

Seewald schien langsam wieder ungeduldiger zu werden. »Ja?« Seine Augen zuckten.

»Ja. Wobei mein Buch über den Fall aber eben nicht nur für mich, sondern auch für Sie und für Ihren Mandanten sehr spannend sein dürfte.« Ben drehte sich ein bisschen zur Seite, wie um zu unterstreichen, dass er sich nicht etwa anbiedern wollte. »Wie soll ich jedoch ein angemessenes Bild von Julian Götz liefern, ein plastisches, lebendiges, anrührendes Bild, wenn ich ihm nicht einmal begegnet bin?« Er zog die Augenbrauen hoch. »Deshalb wollte ich Sie bitten, ihn zu fragen, ob er sich nicht vorstellen könnte, mich einmal zu treffen.«

Das war der Punkt. Wenn es schiefging, wenn Seewald ablehnte, war Bens ganzes Projekt nur noch einen Bruchteil dessen wert, was eigentlich darin steckte.

Der Verteidiger bewegte den Kopf einmal von rechts nach links, als würde er damit eine Antwort geben, und tat es doch in Wirklichkeit nicht.

»Verstehen Sie mich richtig, Herr Seewald«, Ben versuchte, im Gesicht des Anwalts zu lesen, »Ihr Mandant hat meine vollste Sympathie.«

*Das war gelogen.* Fast war es wie ein Kreischen, das in ihm losbrach, als er das sagte.

Und als er sich, im Warteraum sitzend, daran zurückerinnerte, hallte es wie ein Echo in ihm nach. Im gleichen Moment flog die Tür auf, auf die er gestarrt hatte. Ein Justizvollzugsbeamter steckte den Kopf herein und fixierte ihn.

»Julian Götz für Sie.«

Er trat zur Seite, und ein Mann schritt an dem Beamten vorbei in den Raum.

Ben schoss in die Höhe.

Ihre Augen waren von Schwärze umlagert, ihr Mund frei, aber der Atem, den sie ausstieß, verfring sich an den Seiten ihrer Nase und erhitzte die obere Hälfte der Wangen. Mia ging ein paar Schritte hinter Dunja den Gang entlang, der von den Räumen, in denen sie zurechtgemacht worden waren, in die Richtung führte, aus der die Musik kam. Vorsichtig glitt sie mit den Fingerkuppen über die hauchdünne Plastikhaut, die Dunja über Mias Gesicht gezogen hatte. Eine Haut, die sich eng an ihren Kopf anschmiegte und die sich anfühlte, als wäre ihr eigenes Gesicht etwas ihr Fremdes geworden. Ein Gefühl der Stumpfheit, der Betäubung, der Künstlichkeit, das sie zugleich jedoch jede Berührung – vielleicht weil es so ungewohnt war – um so intensiver spüren ließ.

Vor ihr trat Dunja aus dem Gang heraus in einen Saal, der sich daran anschloss. Mia folgte ihr. Das Licht in dem Saal war heruntergedimmt, aber sie konnte erkennen, dass sich mindestens zwei Dutzend Menschen darin befanden. Dunja wandte sich zu ihr um, das Gesicht ebenfalls hinter einer Plastikhaut verborgen, und mit einem Mal war Mia froh, durch die Maske, die sie trug, vor den Blicken, die sich jetzt langsam auf sie richteten, geschützt zu sein. Blicke, die etwas Bohrendes, ja geradezu Verletzendes zu haben schienen. Blicke, die von Menschen geworfen wurden, deren Gesichter wie ihres durch eine Gummihaut geschützt waren. Die Knochen, das Gewebe, die menschlichen Züge der Anwesenden zeichneten sich in den biegsamen und eng anliegenden Masken zwar ab, doch die Plastikhäute veränderten das Antlitz so sehr, dass Mia glaubte, eher eine Gruppe von Schaufensterpuppen vor sich zu haben als eine Gruppe von Menschen.

»Es ist mehr eine Spielerei, was denken Sie denn, aber der Effekt ist großartig, oder? Ich sag Ihnen, wir haben eine Party dort gefeiert, kurz nachdem es fertiggestellt war, haben Brillen verteilt, und die Leute sind regelrecht ausgetickt, wissen Sie?« Götz starrte ihn an. Ein Gesicht, das Ben unwillkürlich in seinen Bann zog. Das etwas Scharfes hatte, etwas Konzentriertes, Eindringliches, in dem tiefe Furchen von den Nasenflügeln zu den Mundwinkeln reichten und die Augen, groß und kräftig herausgearbeitet, ihn buchstäblich festzuhalten schienen.

»Es ist eine Leuchtflüssigkeit«, fuhr Götz fort, »die sich jeweils zwischen der oberen und der unteren Glasplatte befindet. Wenn die aktiviert wird, indem der Druckkontakt der Scheibe ausgelöst wird, beginnt sie zu strahlen. Wahnsinnig einfach im Grunde, nur hat das eben noch nie jemand vorher so gemacht.«

Um das Eis bei ihrem Gespräch brechen zu können, hatte sich Ben, nachdem er von Seewald das Okay für den Besuch in der Untersuchungshaftanstalt bekommen hatte, in einer Fachbuchhandlung einen Band über Götzens bisherige Arbeiten gekauft, einen Hochglanz-Katalog mit beeindruckenden Farbaufnahmen. Darin war ihm vor allem ein Projekt ins Auge gefallen, eine Art Glaskubus, den man betreten konnte und dessen einzelne Glasplatten in unterschiedlichen Farben zu leuchten begannen, wenn man darin umherging.

Ben lächelte. »Ich habe mir inzwischen auch noch mal eingehender einige der Bauten angesehen, die Sie in den letzten Jahren in Berlin realisiert haben. Viel Stein, viel Masse, solide gefügt – eine Formensprache, die eher an die dreißiger Jahre erinnert, an den Flughafen Tempelhof oder das heutige Finanzministerium. Umso überraschter war ich über die Farben bei diesem Entwurf, über seine Durchsichtigkeit, das Flirren von

Transparenz und Bewegung. Wirklich eine Raumgestaltung, die ich mir sehr aufregend vorstelle.«

Götz ließ ihn nicht aus den Augen.

Ben lächelte. Sollte er vielleicht weniger um den heißen Brei herumreden?

»Seewald hat gesagt, dass Sie mich sprechen wollen«, meinte Götz schließlich trocken und offensichtlich ganz unberührt davon, wie unhöflich er damit zum Ausdruck brachte, auf Bens Schmeicheleien verzichten zu können.

Ben richtete sich auf. »Es geht um Ihren Fall, Herr Götz«, erwiderte er ohne Umschweife. »Ich möchte ein Buch darüber schreiben. Ich glaube, es ist eine Geschichte, die sehr vielen Menschen sehr viel zu sagen hat.«

»Ach ja? Und was?«

Ben sah kurz zu dem Fensterschlitz in der oberen Ecke des Raumes. Er war vergittert, und die Scheiben waren seit Monaten nicht mehr geputzt worden. Hinter sich hörte Ben das entfernte Hallen eines Gitters, das zugeschlagen wurde. Ein leichter Kohlgeruch lag in der Luft.

»Dass wir alle auf einer nur sehr dünnen Schicht leben, unter der etwas kauert, das jeden Moment hindurchbrechen kann.«

Als er zurück zu Götz schaute, sah der ihn prüfend an.

»Sie haben das Leben gelebt, nach dem sich jeder sehnt«, fuhr Ben fort. »Sie hatten eine großartige Frau, zwei süße Töchter. Sie haben in einem Haus gelebt, das Sie selbst entworfen haben. Sie haben eine eigene Firma, sind einem Beruf nachgegangen, der sie ausgefüllt hat. Es war beinahe wie ein Traum. Ein Traum, in den von einem Augenblick zum nächsten das Grauen eingeschlagen hat. Ohne Ankündigung, ohne Recht, ohne Gnade. Es hat in einem Moment alles zerstört, was Sie sich über Jahre hinweg aufgebaut hatten. Jetzt sitzen Sie hier, wie herabgestürzt aus den Wolken. Ein Mann, der darum kämpft, dass er für den Schicksalsschlag, den er erlitten hat, nicht auch noch verantwortlich gemacht wird.« Ben nickte langsam, bevor er fortfuhr. »Seit langem schon bin ich auf der Suche nach einem

Stoff, der mehr ist als nur ein gewöhnlicher Krimi, ein beliebiger Thriller. Ein Stoff, in dem Wahrheit steckt – Wahrheit und Emotion. Sie können es wahrscheinlich nicht so sehen, Herr Götz, aber für mich ist Ihre Geschichte das Größte und Packendste, was ich jemals gehört habe.«

Götz' Kopfhaut schien sich ein wenig nach hinten zu schieben. »Sie wollen aus meinem Leben ein Buch machen«, sagte er. »Sich ranhängen an das, was ich erlebt habe. Es zu Geld machen. Sehe ich das richtig?«

Es kribbelte Ben am ganzen Körper. Er hatte nicht damit gerechnet, dass Götz sofort derart auf Konfrontation gehen würde. Wenn er kein bisschen an dem Buchprojekt interessiert war, warum hatte er dem Treffen dann zugestimmt? Seewald hatte ihm doch mit Sicherheit gesagt, in welcher Angelegenheit Ben ihn sprechen wollte.

»Ich hänge mich ran, von mir aus können Sie das so sagen – aber ich hätte es nicht gewagt, Sie um ein Gespräch zu bitten, wenn ich nicht fest davon überzeugt wäre, dass mein Projekt für uns beide Vorteile hat – auch wenn das vielleicht ein wenig herzlos für Sie klingen mag.« Wenn Götz die Dinge beim Namen nannte, würde er es auch tun, dachte Ben.

»Und wie?«

»Das habe ich schon versucht, Herrn Seewald zu erklären: Indem ich die Ereignisse aus Ihrer Sicht darstelle. Egal wie der Prozess ausgeht, mit meinem Buch haben Sie eine in sich stimmige Beschreibung der Zusammenhänge, die nur einen Schluss zulässt: Dass Sie unschuldig sind.«

»Woher wissen Sie das?«

Ben hatte das Gefühl, Fuß zu fassen. »Sie sind ein begnadeter Baumeister, Herr Götz, kein durchgeknallter Mörder.«

Götz' Mund war nur ein Strich.

»Haben Sie mal einen meiner Filme gesehen?«

»Was schreiben Sie, TV-Zeug?« Götz schnalzte mit der Zunge. »Tut mir leid, ich schaue mir so was nicht an.« Und dann geschah etwas, womit Ben nicht gerechnet hatte. Götz stand auf. Die



Stuhlbeine schabten über den Linoleumboden. »Sorry, Herr Lindner –«

»Ich schreibe den Anfang, okay?«, fiel Ben ihm hastig ins Wort. »Ich schicke Ihnen das hierher, und Sie sehen sich das in Ruhe an.« Seine Stimme klang hell. »Und wenn es Ihnen gefällt, helfen Sie mir, die Fakten richtig hinzubekommen.«

Götz war am Tisch stehen geblieben, seine Augen, die jetzt beinahe indisch wirkten, so dunkel und groß waren sie, blinkten. »Sie sind ja mächtig motiviert, Junge, das muss ich Ihnen lassen.«

Lass mich jetzt nicht im Stich, stieß Ben innerlich hervor. »Sie kennen meinen Namen nicht, aber Seewald kann Ihnen eine Vita von mir vorlegen. Ich habe eine ganze Reihe von Drehbüchern zu Filmen geschrieben, die gut gelaufen sind. Doch es hat begonnen, mich zu langweilen, verstehen Sie? Ich habe von Ihrem Fall gehört und gewusst: Das ist es. Das ist, wonach ich gesucht habe! Ich habe alle Aufträge abgesagt und begonnen, Ihrem Prozess zu folgen.«

Götz schien noch immer nachzudenken.

»War er es – oder nicht? Das Rätsel, das sich darin verbirgt, ist wie eine Droge. Niemand kann sich dem Sog, der davon ausgeht, entziehen.« Ben spürte, wie eindringlich er klang. »Jeder, der einmal von Ihrem Fall gehört hat, wird von so etwas wie einer inneren Unruhe gepackt. Denn es kann nicht *beides* wahr sein: Dass Sie ein unschuldiges Opfer sind – und dass Sie ein Mörder sind, der nicht davor zurückschreckt, seine beiden Töchter zu erschlagen. Was aber *ist* wahr? Das ist es, was einem keine Ruhe lässt.« Ben hatte sich vorgebeugt, den Blick auf Götz' Gesicht geheftet. »Wir werden den Menschen das geben, wonach sie sich mehr als nach allem anderen sehnen. Wir werden ihnen zeigen, dass Sie *nicht* zugeschlagen haben! Dass es dieses Monstrum nicht gibt, dass niemand jahrzehntelang erfolgreich sein Leben lebt und plötzlich aus heiterem Himmel beginnt, die hilflosen Liebsten um sich herum zu erschlagen. Wir werden den Menschen zeigen, dass die Welt genau das ist: so heil, wie sie

sich das immer vorgestellt, ja, gewünscht haben! Dass es den Abgrund des Bösen zwar gibt: Jemand hat Ihre Familie ausgelöscht. Aber das Böse trägt nicht die Maske des Guten, es verbirgt sich nicht hinter einer Fassade des Erfolgs, das Böse lauert nicht unter der Oberfläche des Julian Götz – es lauert nicht in einer Villa in Wannsee. Der Täter hat ein anderes Gesicht, wer ihn sieht, erkennt ihn sofort. Mit uns erlebt der Leser, wie die Dinge wieder geradegerückt werden. Und dafür werde ich Sie, Herr Götz, in langen Interviewpassagen in dem Buch selbst zu Wort kommen lassen.«

Götz stützte die Hände auf die Lehne des Stahlrohrstuhls, hinter dem er stehen geblieben war. »Ich will als Architekt weiterarbeiten«, sagte er nach einer Weile. »Das ist alles, was mich interessiert. Wenn Seewald den Prozess für mich gewinnt, wenn ich freikomme, will ich nicht, dass all das, was ich aufgebaut habe, in Trümmern liegt. Ich will weitermachen, an genau dem Punkt, an dem ich am 25. September aufhören musste. Können Sie das mit Ihrem Buch erreichen?

Ben glühte. »Es ist perfekt. Genau das ist die Haltung, die wir brauchen. Wissen Sie was? Hier in der U-Haft, wissen Sie, woran Sie arbeiten sollten? An einem Bau für Häftlinge, einem modernen Gefängnis. Entwerfen Sie ein Gebäude, in dem sich die U-Haft ertragen lässt. Ich werde in meinem Bericht ja Ihre Geschichte erzählen, aber auch von der Zeit berichten, die Sie in der U-Haft verbringen. Und diese Zeit können wir anhand Ihres Entwurfs strukturieren, verstehen Sie? Immer wieder kommen wir darauf zurück, wie Ihr Gefängnisprojekt wächst. Der Architekt, der Welten in seinem Kopf entstehen lässt, auch wenn man ihn gewaltsam daran hindert, einen Fuß vor die Tür zu setzen. Und am Ende – stiften Sie den fertigen Plan der Stadt!«

Götz' Augen ruhten auf Ben.

»Währenddessen hält Ihre Familie natürlich zu Ihnen. Das ist ein wichtiger Punkt.« Ben sprach schneller, als er denken konnte. »Ich brauche Termine mit Ihrer Schwägerin, Ihren Eltern, Schwiegereltern. Ich muss berichten, wie sie sich treffen,

beraten, wie sie Ihnen helfen können.«

»Haben Sie einen Verlag dafür?«, unterbrach ihn Götz.

»Natürlich! Ich habe denen ein Exposé geschickt, die haben sofort ja gesagt.«

»Bevor sie wussten, ob ich mitmachen würde.«

Ben lachte. »Ja, na ja, da haben sie sich ein Hintertürchen offen gehalten, das stimmt schon ...« Ich werde einen Verlag finden, schoss es ihm durch den Kopf, lass dich davon jetzt nicht ablenken. »Aber Sie müssen auch mit Seewald reden, Sie müssen ihm klarmachen, dass ich dabei sein will, wenn er und sein Team die Verteidigungsstrategie weiterentwickeln. Ich will danebensitzen, wenn das Team die Vernehmung der Zeugen vorbereitet, ich will im Auto sein, wenn Sie, Herr Götz, am Abend nach der Urteilsverkündung vom Gerichtsgebäude wieder nach Hause fahren!«

»Unmöglich.« Götz schüttelte Kopf.

»Hören Sie, Götz«, Bens Stimme durchschlug die Luft, »meine Fernsehsachen, die ziehen fünf, sechs Millionen Zuschauer an, begreifen Sie das? Ich weiß, wie man die Menschen fesselt, so wie Sie es verstehen, ein eindrucksvolles Gebäude zu schaffen. Es gibt ein paar Gesetze der Dramaturgie – ja, warum nicht! –, und die müssen befolgt werden. Wir wollen doch keine leblose Pressemitteilung veröffentlichen, die niemand liest, richtig? Wir wollen einen Bestseller! Der Stoff ist da, aber wir müssen ihn auch richtig aufbereiten! Und das heißt, dass wir nicht nur ein Eckchen zeigen können und den Rest nicht. Das merkt der Leser. Wir müssen die Karten offen hinlegen, wir müssen den Leser überallhin mitnehmen, ihn durch jede einzelne Wendung des Mordprozesses regelrecht hindurchführen. Dann wird das Buch ein Erfolg, wie man ihn hierzulande mit einem Gerichtsprozess noch nicht erlebt hat! Das wird verfilmt, das sage ich Ihnen, die Verhandlung wird bekannt werden als der Prozess des Jahrzehnts. Wissen Sie, was das bedeutet? Das Besteck, jede Türklinke, die Sie entworfen haben? Der Wert wird sich verzehn-, verhundertfachen!«

Plötzlich hatte Ben das Gefühl, nichts könne ihn mehr aufhalten, das Gefühl, er könne den Mann, der da vor ihm stand, regelrecht um den Finger wickeln.

»Sie sind in der Branche bekannt, in Berlin, in Deutschland, meinetwegen unter Kennern auch in anderen Ländern – aber mit diesem Buch wird aus Ihnen Kult! In Japan, Italien, Spanien, Frankreich, das ist eine Story, die katapultiert Sie weit über die Grenzen des Landes hinaus. Der Verlag hat gute Kontakte in die USA. Wollten Sie nicht schon längst einmal ein Hochhaus, einen richtigen *Skyscraper* bauen? Die Amerikaner hatten doch schon immer ein Faible für Killer!«

Es war, als würde die Luft in dem Raum schockgefroren. Hatte er das wirklich gesagt? Ben lachte, richtig laut, wie von Herzen. »Ach, kommen Sie, Götz – das war ein Scherz!«

Er hält das aus, rauschte es in seinem Kopf, der Mann ist kein Jammerlappen, er wird einfach darüber hinwegspringen. Aber Ben spürte, dass der Schwung, in den er sich geredet hatte, schlagartig verfliegen war.

Götz' Gesicht war blass, er hatte den Stuhl losgelassen, sich aufgerichtet.

»Überlegen Sie es sich«, lenkte Ben ein, noch selbst erschrocken darüber, wie plötzlich er abgestürzt war.

»Doch, doch«, kam es da leise von Götz, »was Sie da sagen, ist vielleicht gar nicht so falsch.«

Ben zögerte, konnte die Augen nicht von seinem Gegenüber abwenden. Da war es wieder, dieses Spitze ins Götzens Gesicht, als ob jemand die Haut an seinem Hinterkopf zusammenziehen würde.

»Es eilt ja nicht«, stammelte Ben, dem all seine Überlegenheit fortschwamm, »wir brauchen das ja nicht heute zu entscheiden.«

Und plötzlich war es da, ein anderes Gefühl, aufgeplatzt in ihm genau in dem Moment, in dem Götz auf seinen Vorschlag eingegangen war. Das Gefühl, dass er vielleicht einen Fehler beging, dass er sich vielleicht niemals auf diesen Mann hätte einlassen dürfen. Und für einen Augenblick kam es Ben so vor,

als würde ein mannshoher Raubvogel vor ihm stehen und seine schwarzen Flügel ausbreiten.

»Ist schon okay«, zischelte es, »ich rede mit Seewald. Ich will mit Ihnen arbeiten, Lindenberger. Sie haben mich überzeugt.«

NEIN, brauste es in Ben auf. Und die Angst, die ihn die ganze Zeit über dazu getrieben hatte, auf Götz einzureden, als ginge es um sein Leben, schien mit einem Mal in sein Herz gesprungen zu sein.

Als hätte ihr verändertes Äußeres auch das Wesen der Gäste vollkommen verändert, herrschte eine seltsam beruhigte, gedämpfte, auch lauernde Stimmung in dem Saal, den Mia betreten hatte. Die Köpfe hatten sich wieder abgewandt, man bewegte sich vorsichtig und wie eingegossen in einen zähflüssigen Sirup. Die Augen aber, die durch die Öffnungen der Gummihäute hindurchsahen, waren wach, scharf, feucht.

Mia fühlte, wie ihr Atem heiß unter die Maske fuhr, wenn sie ausatmete. Eine dünne Schweißschicht hatte sich unter der Plastikhaut bereits gebildet. Und obwohl der Raum gut belüftet war, glaubte sie auch den Dunst der anderen Körper riechen zu können, der sich unter der schwarz verlorenen Kuppel des Saals zunehmend verfang.

»Warum Masken?«, hatte sie Dunja gefragt, als man ihnen die Gummihäute gegeben hatte, aber Mia hatte Dunjas Antwort auch selbst schon gekannt.

»Weil es sich einige Gäste nicht leisten können, dass man sie erkennt«, hatte Dunja gesagt. »Deshalb müssen alle so ein Ding aufziehen, genau wie du.« Dann hatte sie den Gummibezug über Mias Gesicht gestreift, und die zweite, künstliche Haut hatte sich an Mias Kopf festgesaugt.

Ihr Blick glitt an dem eng anliegenden Stoff hinunter, den sie trug, wanderte zu der Kleidung der anderen Menschen um sie herum. Fast alle waren geschmackvoll angezogen – nachlässig, aber teuer. Es kam Mia so vor, als hätte jeder einzelne von ihnen, ob Frau oder Mann, gerade weil man das Gesicht dem Blick entzogen hatte, besondere Sorgfalt auf die Kleidung verwendet.

Was waren das für Leute? Sie kamen hierher und stritten es zugleich ab, hier zu sein. Die Masken erlaubten es ihnen, eine Art Parallelexistenz zu führen, eine zweite Existenz, maskiert, ihrer

Verantwortung enthoben und doch mit ihrem Körper anwesend, bereit, sich das zu gönnen, was es hier für sie zu holen gab.

Mias Zeigefinger glitt in eine der beiden Augenhöhlen ihrer Maske, unter die Stirnpartie, verfang sich dort zwischen Schweiß, Gummi und Haut. Sie zog ihn wieder hervor, aber ihre Augenbraue juckte noch immer.

Sie drehte sich um. Die Plastikgeruch verströmende Maske eines Gastes blickte sie aus dem Dämmerlicht heraus an. Eine Hand hob sich. Einen Augenblick lang kam es Mia so vor, als steckte die Hand in dem hauchdünnen Latex eines OP-Handschuhs – dann aber sah sie, dass sie entblößt war. Eine Hand, die Mia zugleich sensibel und kräftig vorkam, vertrauenerweckend, robust und gepflegt. Die Maske beugte sich zu ihr hinab. Die Mundpartie war geschlossen, nur eine Reihe von Löchern war dort hineingestanz, wo sich die Lippen befinden mussten.

»Sind Sie neu hier?«, drang es aus den Löchern zu ihr herüber. Mia wich ein wenig zurück, spürte, wie die Mauer hinter ihr auftrug.

Der Mann vor ihr wandte sich ab. Ihr fiel auf, dass hinter seiner Maske schwarzes, kräftiges Haar hervorquoll.

»Sie auch?«, stammelte sie und sah, wie sich das Plastikantlitz ihr wieder zuwandte.

Die Gartenpforte, die sich neben dem breiten Tor für die Auffahrt befand, war nur angelehnt. Ben ließ sie hinter sich ins Schloss schnappen, als er den kleinen Hügel zur Villa hinaufging.

Er hatte sich telefonisch am Vormittag bei Sophie Voss gemeldet und gesagt, dass er sich mit ihr über ihren Schwager unterhalten wollte. Sie hatte zuerst ein wenig erstaunt geklungen, als er ihr jedoch berichtet hatte, dass Götz mit ihm zusammenarbeiten würde, hatte sie ihn spontan eingeladen. Am Nachmittag würden auch ihr Bruder Sebastian mit seiner Familie und ihre Eltern zu einem sonntäglichen Kaffeetrinken vorbeikommen, ob er nicht Lust hätte, sich ihnen anzuschließen und von dem Projekt zu berichten. Ben hatte zugesagt, nicht ohne klarzustellen, dass er sich – nach der Zusage von Götz – nun wohl ein wenig umorientieren werde und nicht länger ein Buch über das Kriminalgericht im Ganzen plane, sondern nur noch eines ausschließlich über den Fall Julian Götz.

Während er auf das Haus zuing, fielen ihm Kinderstimmen auf, die aus dem dahinterliegenden Garten zu ihm herüberdrangen. Kurzerhand wandte Ben sich nach rechts, durchschritt eine schmale Lücke in der Hecke und folgte einem mit Steinplatten ausgelegten Weg, der an dem Haus vorbei in den hinteren Teil des Grundstücks führte.

Sophie hatte nicht zu viel versprochen. Mitten auf dem frisch gemähten Rasen war eine größere Tafel aufgebaut, um die herum sich Kinder und Erwachsene tummelten, zum Teil auf weißen Korbstühlen sitzend, zum Teil am Tisch stehend oder über den Rasen tollend.

»Herr Lindenberger!«

Ben blieb etwas verlegen stehen. Er kam sich vor, als würde er in ein Familienfest eindringen. Man wandte ihm den Kopf zu.



Sophie eilte ihm entgegen. Sie trug ein lustiges, buntes Kleid, hatte ihre Haare raffiniert achtlos mit einem breiten Band zusammengenommen und – wie Ben zu seinem Erstaunen bemerkte – die Schuhe abgestreift, so dass sie barfuß über den Rasen lief.

»Schön, dass Sie kommen können.« Sie lächelte ihn an. Es kam ihm freundlich und aufgeschlossen vor.

»Danke für die Einladung.«

»Kommen Sie.« Es hätte wohl nicht viel gefehlt und sie hätte ihn an die Hand genommen. Aber das tat sie dann doch nicht, sondern nickte nur vage in Richtung Tisch. »Ich stelle Ihnen meine Familie vor.«

Bald hatte Ben die Hände geschüttelt. Ihrem Vater, Gebhart Voss, einem großen, hellhäutigen Mann um die siebzig, der auch bei diesem Gartentee im Kreis der Familie nicht darauf verzichtet hatte, eine weinrote Krawatte umzubinden. Ihrer Mutter, Franziska Voss, die Ben mit einem Hauch der gleichen Distanziertheit musterte, die ihm schon der Vater entgegengebracht hatte, deren Gesicht Ben jedoch mehr als dem ihres Mannes anzusehen meinte, dass sie den Kummer über das, was in diesem Hause vor nicht allzu langer Zeit geschehen war, noch längst nicht verwunden hatte und vielleicht auch niemals verwinden würde. Schließlich Sophies Bruder Sebastian und seiner Frau Katharina, die – beide fast schon ein wenig zu auffällig in helle, frühlingshafte Farben gekleidet – sich anscheinend von Sophies freundlicher Begrüßung hatten anstecken lassen und ihn ganz aufgeräumt in ihre Mitte nahmen. Valentin, Frieder und Antonia, die drei bemerkenswert altmodisch herausgeputzten Kinder – Ben schätzte sie auf ein Alter zwischen acht und zwölf –, hatten kurz zu ihm herübergeschaut, es jedoch vorgezogen, sich weiter mit den Goldfischen im Gartenteich zu beschäftigen, statt ihm ebenfalls artig die Hand zu schütteln.

»Ein Autor – wirklich? Das muss faszinierend sein.« Sebastian hatte seine hellblauen Augen, die er von seinem Vater geerbt

hatte, auf Ben geheftet, nachdem dieser auf einem freien Stuhl in ihrer Runde am Tisch Platz genommen hatte. »Oder, Kati?«

Sebastian sah seine Frau an. Sie lächelte.

»Hätte ich das nicht auch werden sollen?«, insistierte er.

»Was treiben Sie, wenn ich fragen darf?«, schaltete sich Ben ein, als deutlich wurde, dass Sebastians Frau nicht genau wusste, was sie ihrem Mann darauf antworten sollte.

»Ich«, er winkte ab, »furchtbar. Fast schäme ich mich, es zu sagen.«

»Na hör mal«, ließ sich seine Mutter vernehmen. »Basti, was soll denn das?«

Er lachte. »Nicht doch, Mama, Kati weiß schon, wie ich es meine.«

»Wie viele Angestellte habt ihr jetzt?«, brummte Gebhart und sah seinen Sohn an.

»Hundertvierzig ... fünfzig.« Sebastian schüttelte den Kopf, den Blick bescheiden auf die Tischplatte gesenkt. »Ich weiß es nicht immer so ganz genau, es gehört ja auch die Putzkolonne dazu, da ändert sich das hin und wieder.«

»Das ist eine enorme Verantwortung.« Franziska Voss wandte den Blick von ihrem Sohn zu Ben, um zu sehen, ob er ihr zustimmte.

»Ja, das ist es«, meinte Sebastian, den Blick nun ebenfalls auf Ben gerichtet. »Aber ich sage immer: Was würde ich nicht für ein wenig Freiheit geben? Und Sie haben sich das ganz einfach selbst ausgesucht? Ist das nicht großartig! Sie wachen eines Morgens auf und denken: Julian Götz – eine tolle Geschichte. Warum mach ich daraus nicht etwas?« Sein Blick sah plötzlich nicht mehr ganz so freundlich aus.

»Ist das wahr? So ist das gekommen?« Sebastians Mutter wirkte ein wenig hilflos.

»Ich habe gestern lange mit Herrn Götz gesprochen«, beeilte sich Ben zu sagen. »Wir sind uns da vollkommen einig. Bei dem Buch kann es nur um eines gehen, und zwar darum, deutlich zu machen, was für eine unvorstellbare Tragödie am 25. September

letzten Jahres über diese Familie hereingebrochen ist.«

»Versteht ihr?«, warf Sebastian dazwischen. »Herr Lindenberger hier hat es sich zur Aufgabe gemacht, eine Art Familienchronik zu schreiben ...«

»Das würde ich so nicht sagen«, fiel Ben ihm ins Wort. Er merkte, dass er aufpassen musste, wenn er von Sophies Bruder nicht in eine Ecke gedrängt werden wollte, in der er sehr schnell Schwierigkeiten bekommen konnte. »Nicht die Familie steht bei diesem Bericht im Vordergrund, sondern das, was am 25. September geschehen ist. Wie es dazu kommen konnte, dass Herr Götz nicht nur festgenommen und befragt, sondern schließlich auch vor Gericht gestellt wurde.«

Sebastian schwieg. Ben sah zu Sophie, die betroffen wirkte. Er stand auf. »Es tut mir leid, ich wollte mich hier nicht aufdrängen.«

»Aber nein, um Himmels willen.« Sebastian erhob sich ebenfalls. »Setzen Sie sich, Herr Lindenberger, ich bitte Sie. Sie sind doch eben erst gekommen.«

»Es war vielleicht keine so gute Idee –«

Ben bemerkte, dass Gebhart sich unwillig abwandte, während seine Frau Sebastian verunsichert ansah.

»Sophie, sag deinem Freund, dass wir ihn so nicht gehen lassen«, ereiferte sich Sebastian, und seine Schwester kam ihm zu Hilfe. »Sie haben ja nicht einmal eine Tasse Kaffee getrunken, Ben«, zwitscherte sie und war schon dabei, aus einer silbernen Kanne in eine noch saubere, von Götz selbst entworfene Tasse einzuschenken.

»Setzen Sie sich, setzen Sie sich!«, nötigte ihn Sebastian, in einem Ton, der Ben eigentlich unangenehm war. Andererseits hatte er das Gefühl, dass er seiner Sache vielleicht am meisten schadete, wenn er sich jetzt tatsächlich entfernte, und nahm wieder Platz.

»Wie gehen Sie vor?«, nahm Sebastian den Faden wieder auf. »Haben Sie schon viel Material beisammen?«

Ben nickte, die Tasse an den Lippen, um nicht gleich

antworten zu müssen.

»Und was ist Ihr Eindruck? Wird es ein spannendes Buch?«

Versuchte der Mann, sich über ihn lustig zu machen? Wahrscheinlich will er seinen Eltern signalisieren, dass sie sich auf ihren Sohn verlassen können, dachte Ben, dass er mir Eindringling schon klarmachen wird, wer ich bin und wie weit ich gehen darf. Was sollte er auf Sebastians Frage antworten? »Ja, es wird ein spannendes Buch?« Würden sie sich dann nicht darüber empören, dass er aus ihrer Familientragödie einen spannenden Krimi machte? Und wenn er nein sagte? Das konnte er ja wohl schlecht von seinem eigenen Buch behaupten!

»Spannend ...« Ben stellte die Tasse zurück auf den Tisch. »Wissen Sie, es geht mir nicht so sehr darum, das habe ich ja eben schon versucht anzudeuten, Spannung zu erzeugen. Es geht mir eher darum, anhand einer wahren Geschichte und unterstützt von einem der Betroffenen im Detail aufzuzeigen, wie das Justizsystem wirklich funktioniert.« Bullshit!, dachte er. Das ist das Letzte, worum es mir geht!

»Das ist natürlich sehr wichtig«, meldete sich jetzt Frau Voss wieder zu Wort.

Hassen sie Götz?, musste sich Ben plötzlich fragen. Hassen sie ihn, weil sie glauben, dass er ihre Tochter, ihre Schwester, ihre Enkelkinder erschlagen hat? Oder halten sie ihn für unschuldig? Und können sie wirklich glauben, dass er es *nicht* gewesen ist?

»Das denke ich auch«, sagte Ben. »Mit dem Buch möchte ich einen Beitrag dazu leisten, dass einer breiteren Öffentlichkeit bekannt wird, was mit jemandem passiert, der Opfer eines entsetzlichen Verbrechens ist und dafür dann auch noch angeklagt wird. Der unschuldig mit dem Justizsystem in Konflikt gerät. Und zwar gerade nicht ...« Ben merkte, dass er den Löffel, mit dem er seinen Kaffee umgerührt hatte, beinahe wie einen Zeigefinger in die Luft hielt. »... und zwar gerade nicht«, wiederholte er und nahm den Löffel herunter, »nur im Rahmen eines schlecht gemachten Fernsehbeitrages von einer Minute vierzig Sekunden, sondern im Rahmen einer Publikation, die

sorgfältig recherchiert ist und genug Raum bietet, um Hintergründe und Zusammenhänge angemessen zu beleuchten.«

»Das finde ich gut.« Frau Voss nickte.

Ihr Mann sah weniger überzeugt aus.

»Was denkst du, Papa«, rief Sebastian ihm zu. »Das ist doch großartig, oder? Für Julian, meine ich, für das Opfer, wie Herr Lindemberger sagt.«

»Das Opfer? Was ist mit meiner Tochter?«, schnaubte Gebhart. »Ist sie kein Opfer?«

»Aber nein, nicht doch«, Sebastian wedelte mit den Händen, »so hat Herr Lindemberger das doch nicht gemeint!«

»Natürlich nicht«, stellte Ben klar, obwohl er auf die Unterstellung, er könnte Christine *nicht* als Opfer bezeichnen wollen, am liebsten gar nicht eingegangen wäre.

»Sie werden also auch auf meine Schwester zu sprechen kommen, ja?!« Sebastian lächelte ihn an. »Auf Svenja und Pia ebenfalls?«

Ben spürte, wie seine Handflächen kalt wurden. »Selbstverständlich.«

»Werden Sie Abbildungen in dem Buch bringen? Von den beiden, meine ich?«

Vorsicht! »Ich ... das werde ich mit Herrn Götz noch besprechen müssen.«

»Das wäre sicher das Beste, oder?« Sebastian ließ ihn nicht aus den Augen. »Wenn die beiden Mädchen zu sehen wären, nicht wahr? Um das Schicksal der Familie am besten darzustellen, meine ich.«

»Wie gesagt, da ist das letzte Wort noch nicht gesprochen.«

»Und wir?« Sebastian schlug die Rechte vor den Mund wie eine Frau, nahm sie aber gleich wieder herunter. »Papa, hast du das verstanden? Er wird ja auch uns beschreiben in seinem Buch!«

»Wie, ›uns‹?« Gebhart hatte sich aufgesetzt und etwas steif zu Ben gedreht.

»Na, mich, dich, Mama ... Wollen Sie auch eine Aufnahme von

meinen Kindern –«

»Sebastian«, entfuhr es seiner Frau, »bist du wahnsinnig!«

»Natürlich nicht!« Energisch stellte Ben die Kaffeetasse auf den Tisch zurück. »Das ist doch Unsinn! Selbstverständlich werde ich Ihre Kinder nicht in diese Geschichte hineinziehen. Es tut mir leid, aber, ich meine ... Wie kommen Sie denn darauf?«

»Ja, gehört das denn nicht dazu?«

»Basti, nun hör schon auf!« Sophie hatte ihrem Bruder eine Hand auf den Arm gelegt. »Natürlich werden eure Kinder nicht erwähnt.«

»Ich finde die ganze Idee, diese Geschichte auf den Markt zu werfen, eine, entschuldige, Franziska, ausgemachte Schweinerei.« Gebhart hatte sich nach vorn gebeugt, den Ellbogen auf den Tisch gestützt. »Und ich möchte auch nicht, dass Sie mich in Ihrem Buch erwähnen.« Der alte Mann zögerte. »Tut mir leid, wenn ich Ihnen damit einen Strich durch die Rechnung mache. Normalerweise bin ich ein Freund von Büchern, aber, nein, das ist doch zu schmerzlich, zu hässlich, zu traurig, das muss nicht sein. Das hilft niemandem.«

»Das sieht Julian Götz anders«, wandte Ben vorsichtig ein. »Entschuldigen Sie, wenn ich Sie unterbreche, aber für ihn ist es natürlich von größter Wichtigkeit, dass durch dieses Buch sozusagen wieder Vernunft einkehrt.« Er nahm den alten Mann in den Blick. Etwas am Gesicht Gebharts störte ihn. Es wirkte stolz, aufrecht, beinahe edel – und doch war der vordergründigste Zug darin vielleicht, dass Gebhart sich nur allzu bewusst war, wie stolz, aufrecht und edel er wirkte. Wie sehr er Wert darauf legte, so zu wirken.

»Ich will nur sagen«, fuhr Ben fort, »dass man sich von einem Mann, von dem man nichts weiß, sehr schnell vorstellen kann, dass er seine Familie erschlägt. Na klar! Das passiert ja immer wieder. Lernt man den Mann aber besser kennen, erfährt man etwas über seine Herkunft, seine Familie, seine Freunde, über das, was er sein Leben lang gemacht hat, dann bekommt die Plausibilität dieser Vorstellung sehr schnell Risse. Schließlich hat

jeder sein Leben lang die Erfahrung gemacht, dass jemand, der sich ganz normal benimmt, auch nicht plötzlich um sich schlägt. Deshalb ist es für Herrn Götz und mich – wir ziehen da absolut an einem Strang – auch sehr wichtig, dass wir so viel wie möglich von seinem Umfeld zeigen. Je mehr man darüber erfährt, desto deutlicher sieht man, wie absurd es ist zu glauben, er könnte seine Frau und seine beiden Töchter getötet haben.«

Gebhart schwieg, ohne seine Position zu ändern.

»Und warum sind Sie so sehr davon überzeugt, dass er es nicht war?« Sebastian hatte das Kinn nach oben gereckt und sah Ben über die Wangenknochen hinweg an.

»Sind Sie es nicht?« Ben hielt dem Blick stand.

Sebastian holte Luft und sah seinen Vater an.

»Natürlich sind wir das!«, sagte Franziska. »Julian ... Ich erinnere mich, als er das erste Mal bei uns war, das ist über fünfzehn Jahre her, oder?« Sie sah zu Sophie, die nickte.

»Christine war noch ein Teenager. Es ging um einen Erweiterungsbau von Gebharts Firma. Julians Entwurf hat meinem Mann so gut gefallen, dass er ihn gleich mit nach Hause gebracht hat.«

Gebhart brummte.

»Wir waren sofort sehr angetan von ihm.«

»Sie verstehen sich sicher auch schon deshalb so gut mit ihm, weil Sie beide so kreative Berufe haben«, rief Sebastian dazwischen. »Autor und Architekt – ich möchte nicht wissen, zu welchen Höhenflügen Sie sich gemeinsam emporschwingen, wenn Sie in der U-Haft zusammensitzen.«

»Genug!«, entfuhr es Gebhart zu Bens Linker. Er stieß sich vom Tisch ab, stand auf und schritt, ohne sich noch einmal umzusehen, zu den Kindern, die noch immer am Goldfischteich hockten und mit Stöcken die Fische anlockten.

»Christine fehlt ihm«, sagte Sophie halblaut zu Ben, wie um die schroffe Reaktion ihres Vaters zu entschuldigen.

»Papa!« Sebastian war ebenfalls aufgesprungen und lief ihm nach. Aber Ben kam es so vor, als würde sich der alte Mann

unwillkürlich abwenden, als sein Sohn ihn erreichte und ihm eine Hand auf die Schulter legte.



»Wenn du sie herunternimmst, mach ich es auch.«

Mias Lippen hatten fast sein Ohr berührt, das unter den schwarzen Locken hervorsah. Sie hatten sich in eine Ecke des Saals zurückgezogen. Fast zehn Meter von ihnen entfernt befand sich die Tanzfläche, auf der einige Gäste begonnen hatten, sich zu dem stampfenden Sound zu bewegen, der, aus unsichtbaren Lautsprechern kommend, über den Boden zu fließen schien. Einzelne heruntergedimmte, niedrig platzierte Stehlampen warfen Licht auf Gruppen von Sesseln und Sofas, auf denen weitere Gäste nur als Silhouetten zu erkennen waren.

Der Mann wandte den Blick nicht von der Tanzfläche. »Behalt deine auf«, hörte Mia ihn sagen. Dann sah sie, wie er eine Hand hob und die ausgestreckten Finger unter den Rand der Maske schob, die sich unterhalb seines Kinns in die Haut bohrte. Es quietschte, seine Wangen wurden durch das Gummi noch tiefer eingeschnitten, sein Arm spannte sich. Dann bog er die Maske über das Kinn hinweg, ließ sie zwischen Oberlippe und Nase auf das Gesicht zurückschnalzen. Seine Lippen waren ebenmäßig. Mia konnte sehen, wie sauber und großzügig seine Mundpartie geschnitten war. Seine Augen hinter den Sichtlöchern glänzten im Dunkeln. Er hob ihre Hand an die Lippen. Sie waren kühl und trocken, drückten sich vorsichtig auf ihre Finger. Fast wäre ihr Körper gegen seinen gesunken. Sie fing sich jedoch rechtzeitig ab und verlagerte ihr Gewicht auf das andere Bein.

»Weiter.« Ihre Stimme war kaum zu hören.

Sein Mund verzog sich zu einem Lächeln, ein spöttischer, schalkhafter Ausdruck.

»Mach du es.«

Vorsichtig griff sie nach dem Gummi, das sich unterhalb seiner Nase fest an sein Gesicht presste. Sie zog es hoch, spürte, wie es

sich verformte, dehnte, spannte, hob es über die Nasenspitze, achtete darauf, die Augen nicht zu berühren, ließ es auf die Stirn schnappen.

Er lachte sie an. Sein Gesicht passte gut zu den schwarzen Locken. Sie schätzte, dass er Anfang dreißig war, vielleicht jünger.

Sie griff nach ihrer eigenen Maske, wollte sich ebenfalls entblößen, gleichziehen, auf eine Stufe stellen, aber er hielt ihre Hand fest, führte sie wieder an die Lippen, küsste sie.

»Nicht ...« Und noch einmal, noch leiser, vorsichtiger, bittend beinahe. »Nicht, okay?«

»Aaaaaaaahhh!« Antonia kreischte freudestrahlend, so laut sie konnte, und rannte über den Rasen. Hinter ihr Sebastian. »Uuuuuuuuhhhh!« Er hatte die Arme ausgebreitet, die Hände nach unten geklappt, die Finger gespreizt und gekrümmt, als würde er sich jeden Augenblick auf seine Tochter stürzen und sie mit seinen Klauen zerreißen wollen. Ben sah ihnen vom Tisch aus zu, an dem er sitzen geblieben war. Katharina und ihre Schwiegermutter standen etwas abseits an einem Rosenbeet und schienen sich über den Schnitt der Pflanzen zu unterhalten. Gebhart hatte sich schon seit einer halben Stunde nicht mehr blicken lassen, und Sophie war kurz zuvor ins Haus gegangen, um, wie sie sagte, noch etwas zu holen.

»Hab dich!« Sebastian packte seine Tochter in vollem Lauf und warf sie in die Höhe. »Rrrrrrrr«, knarrte er, klemmte sie sich unter den Arm und lief mit ihr im Kreis um den Goldfischteich. »Hast du gesehen, was ich mit Tante Christine gemacht habe?«, schnarrte er. »Jetzt bring ich dich in dein Zimmer und schlag dir den Kopf ein!«

Bens Kopf sackte nach vorn. *Was?*

»Neiiiiin«, Antonia juchzte. »Nicht, Papa, bitte nicht!«

»Doch! Und dann schnapp ich mir deinen Bruder Frieder und erschlag ihn in seinem Bett.« Sebastian rollte mit den Augen und begann, auf Frieder zuzurennen, der, etwas weniger vergnügt als seine ältere Schwester, seinem Vater entgegenstarrte.

Ben stand auf. Das war ja völlig grotesk.

»Das kann doch wohl nicht wahr sein«, kam es ihm unwillkürlich über die Lippen, als er sah, wie Sebastian seine Tochter auf den Rasen legte und sie mit einer Hand festhielt, während er die andere – umklammerte er eine imaginäre Messinglampe? – hoch über den Kopf hob und mit großer

Geschwindigkeit heruntersausen ließ.

»Los, du musst die Hände vors Gesicht halten, dich zu schützen versuchen«, schnaufte er Antonia Regieanweisungen zu. »Es ist doch schon alles voll Blut!«

Ben wandte sich ab. Das war ja grauenvoll! Er marschierte auf die Terrassentür zu, durch die Sophie im Haus verschwunden war.

»Ach, kommen Sie!« Sophie stand an dem polierten Eichenholztisch in der Küche und war dabei, einen Sektkübel mit Eiswürfeln zu füllen. »Das haben Sie falsch verstanden.«

»Nein!« Ben ärgerte sich. Was heißt hier falsch verstanden? »Ich hab's doch genau gesehen. Er hat so getan, als würde er sie mit einer Messinglampe erschlagen.«

»Messing? Und woran haben Sie gesehen, dass die Lampe nicht aus Stahl war?« Sophie atmete hörbar aus. »Sebastian ist verrückt, daran besteht kein Zweifel. Fragen Sie meine Eltern. Aber so etwas macht er nicht.« Sie ließ frisches Wasser in die Behälter laufen, aus denen sie die Eiswürfel genommen hatte, und schob sie zurück in das Gefrierfach.

»Denken Sie, ich habe mir das ausgedacht?«

»Nein, natürlich nicht.« Bevor Sophie das Gefrierfach wieder verschloss, zog sie eine Flasche Champagner daraus hervor. »Er spielt mit seinen Kindern, das kam Ihnen nur so vor.« Sie bohrte die Champagnerflasche in die Eiswürfel. »Basti war vorhin ja wirklich nicht sehr freundlich zu Ihnen.« Sie unterbrach sich. »Wollen wir uns duzen? Ich bin Sophie.«

Ben lächelte und gab ihr die Hand. »Ben.«

»Wo bleibt der Sekt?«

Sophie ließ ihre Hand noch einen Augenblick in Bens Hand liegen und sah durch das Küchenfenster in den Garten. Es war Sebastian. Er stand vor dem Fenster, Frieder auf dem Arm, und gestikulierte.

Sophie ließ Bens Hand los. »Kommen Sie, komm ...« Sie lächelte. »Wir trinken noch ein Glas zusammen.«

In Bens Hand glühte das Gefühl der Berührung nach. »Gleich, ich müsste nur rasch noch einen Anruf erledigen.«

»Okay.« Sie griff nach dem Tablett, auf das sie bereits Gläser und Sektkübel gestellt hatte, und schüttelte den Kopf, als er Anstalten machte, es ihr abzunehmen. »Das geht schon, danke. Telefonier nicht zu lange!«

Während Ben durch das Fenster hindurch verfolgte, wie Sophie mit dem Tablett barfuß über den Rasen zum Gartentisch schritt, lauschte er in das stumme Handy an seinem Ohr. Schon bei seinem ersten Besuch in der Küche vor ein paar Tagen war ihm aufgefallen, dass es außer dem Durchgang zur Haupthalle ein paar Stufen gab, die in eine Art Seitenflügel der Villa zu führen schienen. Er nahm das Handy herunter, ließ es in die Innentasche seines Jacketts gleiten und ging die Stufen hinab. Sie brachten ihn in ein großes, lichtdurchflutetes Wohnzimmer, das, wie das Schlafzimmer der Eheleute, ganz in Weiß gehalten war und an dessen Wänden sorgfältig in Aluminium gerahmte Plakate von Kunstausstellungen der letzten Jahre hingen. An der gegenüberliegenden Wand befand sich ein weiterer Durchgang, durch den hindurch Ben einen großen hölzernen Tisch sehen konnte.

Wenn sie mich hier beim Herumstöbern ertappen, ist es aus, dachte er, während er rasch durch das Wohnzimmer in den angrenzenden Raum ging und sich über den Tisch beugte.

Die riesige Platte war über und über mit Papieren in allen erdenklichen Größen und Farben bedeckt. Grundrisse, Aufrisse, Entwürfe, Bauzeichnungen, Skizzen.

Ben richtete sich auf, und sein Auge wanderte durch den Raum. Es musste sich um eine Art Arbeitszimmer handeln. An der Wand stand ein senkrecht gestellter Architektentisch mit den charakteristischen, rechtwinklig verbundenen Linealen, die durch zwei Schienen über den Tisch hinweg bewegt werden konnten. Das Gerät hatte Götz – Ben zweifelte keine Sekunde daran, dass die Arbeiten von ihm stammten – zuletzt verwendet,

um darauf die großartige Vision einer Küstenstadt zu entwerfen, eine Stadtkulisse, die wirkte, als würde sie sich im 24. Jahrhundert an den Gestaden eines Meeres erheben, das es heute noch gar nicht gab. Dabei machte der Entwurf einen umso erhabeneren Eindruck, als Götz nicht nur detailgenau die hoch aufragenden Wolkenkratzer eingezeichnet hatte, sondern mit spitzem Stift diesen zu Füßen auch Passanten, die über eine mindestens dreihundert Meter breite Promenade hinwegschritten.

Neben und hinter dem Architektentisch waren große Bögen mit Stecknadeln an die Korkoberfläche der Mauer gepinnt. Ein Plan, der für Ben zuerst nur wie ein schwarzweißes Meer von Punkten und Flecken ausgesehen hatte, entpuppte sich bei näherer Betrachtung als Schwarzbild des kaiserlichen Rom, auf dem die Grundmauern aller antiken Bauten, so wie sie zu Neros Zeiten ausgesehen haben mochten, eingezeichnet waren. Daneben hing ein Aufriss der Küstenmetropole, wobei die Stadt diesmal jedoch nicht von schräg oben zu sehen war, sondern streng technisch aufgeschnitten, so dass jede einzelne Wohnung in den durchteilten Hochhäusern zu erkennen war. Und in den verschiedenen Wohnungen konnte Ben, als er sich der Zeichnung näherte, sogar einzelne Möbelstücke ausmachen, einzelne Figuren, die in einer Küche am Herd standen oder in Wohnzimmern auf flachen, breiten Sofas lagen und einer Projektion an der Wand zuschauten. Aufgrund der ungeheuren Verdichtung der Stadtmasse auf engstem Raum wurde der Eindruck einer luftigen Stadt am Meer, den die Aufsicht hervorgerufen hatte, in dieser Darstellungsform jedoch von dem Eindruck eines Molochs verdrängt, eines Ungeheuers, in dem die Menschen wie Ameisen wirkten, die sich in den Schornsteinen zurechtfinden mussten, zu denen die Straßenschluchten verwachsen waren.

Ben wandte sich ab und bemerkte, dass sich unter dem Tisch in der Mitte eine vier Meter breite Kommode befand, in die ein Dutzend flacher Schubladen eingelassen war. Er warf einen Blick

in Richtung Wohnzimmer, durch das er in den Arbeitsraum gelangt war. Suchten sie ihn schon?

Alles war ruhig.

Vorsichtig zog er an der obersten Schublade der Kommode. Geschmeidig, wie auf geölten Rollen, glitt sie ihm entgegen. Ein Entwurf kam zum Vorschein, dessen Farbigkeit Ben nach all den schwarzweißen Zeichnungen, die er bisher gesehen hatte, fast blendete, so grell und phosphoreszierend wirkte er. Dabei behandelte das Blatt nicht mehr die riesenhaften Dimensionen eines komplett durchgestalteten Stadtpanoramas, sondern im Gegenteil die winzigen Details einer extravaganten Schmuckkollektion. Jeder Ring, jede Kette wurde in einer Größe von fast einem mal einem Meter präsentiert, und erst durch diesen Maßstab war es Götz gelungen, die beinahe mikroskopischen Einzelheiten der Stücke dem unbewaffneten Auge zu erschließen. Verblüfft sah Ben, dass in den grünen Stein des Rings nichts anderes als die Skyline der Küstenstadt hineingeritzt werden sollte. Ein Detail, das man, sähe man den Ring in seiner echten Größe, unmöglich erkennen konnte.

Unter den Bögen der Schmuckkollektion kam ein Projekt zum Vorschein, das Ben zunächst nicht einordnen konnte, bis er im Gewirr und Geflecht der Linien ein Element ausmachte, das ihm bekannt war: die spitze Silhouette des Fernsehturms auf dem Alexanderplatz. Schon wollte er weiter durch die Entwürfe und Zeichnungen blättern, als er plötzlich so etwas wie ein Flackern am unteren Rand seines Sichtfeldes wahrnahm.

»Haben Sie das schon gesehen?«

Er fuhr herum. Das Flackern nahm zu, für einen Augenblick meinte Ben regelrecht zu stürzen, als hätte sich der Fußboden unter ihm aufgetan.

»Das hier – unter Ihnen?«

Sebastian stand am Durchgang zum weißen Wohnzimmer und deutete mit der flachen Hand auf den Boden, von dem Ben erst jetzt bemerkte, dass er es war, der flackerte. Ein Effekt, der sich jedoch, kaum dass Ben ihn einordnen konnte, schon wieder

verflüchtigte, weil sich das Licht, das unter dem Boden aus Glas angegangen war, stabilisierte.

»Berlin, ja, ja.« Sebastian schien vollkommen ignorieren zu wollen, dass er ihn hier ertappt hatte. »Götz hat es anfertigen lassen, als er begann, sich mit Stadtplanung zu beschäftigen.«

Staunend begriff Ben, dass unter dem gläsernen Fußboden des Arbeitsraums ein gewaltiges Modell Berlins aufgebaut war, das die ganze Fläche des Zimmers einnahm.

»Alles da. Reichstag, Brandenburger Tor, sogar den Zoo hat er modellieren lassen.« Sebastian feixte. »Hat Ihnen Sophie das nicht gezeigt?«

Ben kniete sich auf den Glasboden. Direkt unter ihm stach die Spitze des Fernsehturmes bis knapp unter die Scheibe in die Höhe. »Wahnsinn.«

»Sie brauchen sich nicht hinzuknien, Ben. Hier, sehen Sie sich das an.«

Sebastian durchquerte den Raum und drückte neben dem Architektentisch gegen die Korkwand. Eine Tür öffnete sich, die Ben dort nicht vermutet hätte, weil ein großer Papierbogen sie ganz bedeckte.

»Hier können wir nach unten zum Modell!« Sebastian trat in die Lücke, die sich in der Wand aufgetan hatte. »Wollen Sie es sich einmal von unten anschauen?« Er hielt die Tür mit seinem Rücken auf und wies ein paar Steinstufen hinab, die dahinter nach unten liefen.

Ben trat an Sebastian vorbei in den Zwischenraum, in den die Tür führte. Ein relativ schmaler Spalt von nicht mehr als einem Meter Breite, der sich zwischen der Innenwand des Arbeitszimmers und der Außenwand der Villa befinden musste.

»Götz hat das Haus ja selbst entworfen«, meinte Sebastian und trat zur Seite, so dass die Tür hinter ihm zufiel. »Da konnte er sich so eine Spielerei natürlich einbauen.«

Jetzt, da die Tür geschlossen war, sah Ben, dass die Treppe, die nach unten zum Modell führte, auf der anderen Seite, hinter Sebastian, auch nach oben verlief.



»Und wo kommt man da hin?« Er nickte die Treppe hinauf.

»Wollen Sie sich nicht erst mal das Modell ansehen?«

Das kannte er doch jetzt schon. »Sind Sie schon mal dort hochgegangen?« Ben machte ein dümmliches Gesicht.

»Um ehrlich zu sein, nein«, antwortete Sebastian und sah nun ebenfalls die Treppe hoch.

»Lassen Sie uns doch mal gucken«, meinte Ben und machte Anstalten, an Sebastian vorbeizugehen.

Aber der wollte sich anscheinend nicht überholen lassen, denn er begann, selbst die Stufen emporzusteigen.

»Faszinierend, oder?«, hörte Ben ihn sagen, während sie hintereinander die Treppe erklommen. »Wissen Sie, worauf mich das bringt?« Sebastian blieb stehen und drehte sich zu Ben um. Die in die Wand versenkten Leuchten zeichneten auf sein Gesicht mehr Schatten als Helligkeit. »Wenn Götz es nicht war, und er war es ja nicht, nicht wahr ...«

Ben zuckte mit dem Kopf ein wenig zur Seite.

»Wer war es dann?« Sebastian beugte sich nach vorn. »Haben Sie sich das schon mal gefragt?«

»Hm.« Nimm dich in Acht vor ihm, ermahnte sich Ben.

»Ich meine, wer kommt denn dafür überhaupt in Frage?«

Du, schoss es Ben unwillkürlich durch den Kopf. Aber er sagte nur: »Keine Ahnung.«

Sebastian drehte sich um und stieg die Treppe weiter nach oben. Nach zehn, fünfzehn Stufen endete sie an einem Absatz. Sebastian wandte sich nach links.

»Hier ist noch so ein Zwischengeschoss wie unten bei dem Modell«, verkündete er und betrat geduckt die nur knapp eineinhalb Meter hohe, unbeleuchtete Zwischenebene.

Ben hatte hinter ihm inzwischen ebenfalls den Treppenabsatz erreicht. Das Zwischengeschoss wurde nur durch den Widerschein beleuchtet, der vom Treppenaufgang aus hineinfiel.

Ben zog den Kopf ein und folgte ihm.

»Das gefällt dir, was? Hier herumzuzschnüffeln.«

Ben fuhr zurück. Hatte er sich verhört? Er sah nach vorn.

Sebastian hatte ihm den Rücken zugewandt und lief weiter gebeugt durch das Geschoss.

»Im Dreck zu wühlen, dich in Betten zu wälzen, in denen du nichts verloren hast, hm? Je schmutziger, schmieriger, desto besser, was?«

Ben war stehen geblieben. »He, was soll das?« Er ließ sich hier doch nicht beleidigen!

Jetzt wandte sich Sebastian um. »Gib's doch zu. Manch einer fühlt sich erst wohl, wenn er seine Nase tief in den Dreck anderer Leute stecken kann!«

Ben war so überrumpelt, dass er sich aufzurichten versuchte. Hart schlug sein Hinterkopf gegen die unverputzte Betondecke.

»Soll ich dir das Zimmer der Kinder zeigen? Das Zimmer von Pia. Von Svenja. Willst du dich in ihre Betten legen? Vielleicht kann Sophie ja noch mal die blutigen Laken für dich aufziehen!«

Die Worte trafen Ben wie Pfeilspitzen. Er war viel zu empört, als dass er gewusst hätte, was er antworten sollte. Er wollte nur noch raus aus diesem Zwischengeschoss, aus der Dunkelheit, in der er glaubte, kaum noch Luft zu bekommen. Da war Sebastians quälende Stimme erneut zu vernehmen.

»Oder was ist es, was du hier willst, hm?«

Er ist verrückt, dachte Ben, und gleichzeitig platzte es aus ihm heraus: »Was denn? Wollen Sie mich so lange in die Enge treiben, bis ich nicht mehr anders kann? Bis ich es Ihnen ins Gesicht schreien muss – dass ich *Sie* für den Täter halte?!«

Ben stand geduckt in dem viel zu niedrigen Stockwerk. Er hatte die Hände auf die Oberschenkel gestützt, sein Rücken war schmerzhaft verkrampft.

Die Vorstellung, nach unten in den Garten zu den anderen zu gehen und so zu tun, als wäre nichts geschehen, erschien ihm unerträglich. Von der Luft, der Enge in dem niedrigen Geschoss kam er sich regelrecht verdreht und staubig vor. Und doch machte er nicht gleich kehrt, um Sebastian zu folgen, der, ohne noch etwas zu sagen, an ihm vorbei zum Ausgang gegangen war. Die Neugier hatte Ben gepackt. Er wollte sehen, wohin ihn das Zwischengeschoss führte.

Kurz darauf gelangte er an die Mauer, die das Geschoss abschloss. Bens Hände glitten über den Putz, der ihm den Weg versperrte und ihm merkwürdig unregelmäßig vorkam. Er spürte, wie der Mörtel unter seinen Fingern bröckelte, klopfte dagegen, hörte, wie der Putz auf den Boden rieselte. Das Material darunter fühlte sich anders an. Holz?

Er holte sein Handy aus der Tasche und ließ den kleinen Bildschirm aufleuchten. Jetzt war es deutlich zu erkennen: Ein Holzlädchen mit einem Griff. Vorsichtig rüttelte Ben an dem Knauf. Das Lädchen ließ sich zur Seite schieben! Dahinter kam eine Scheibe zum Vorschein.

Ben hielt inne, wartete, bis das Handydisplay wieder verlosch. Dann drückte er den kleinen Holzladen, der sich gerade auf Augenhöhe befand, ganz zur Seite.

Das Fensterchen dahinter war trübe und verschmiert. Ben starrte auf das Glas. Erst nach und nach begann er, Umrisse auszumachen, die er durch die Scheibe hindurch erkennen konnte. Das Fensterchen schien nicht nach draußen zu führen, sondern in einen anderen Raum des verschachtelten Baus.

Er stutzte. Schräg unter ihm waren Möbel zu erkennen. Ein Schrank, ein Tisch, ein Sessel – und auf dem Sessel, mit der Rückenlehne zu Ben, ein Mann. Er hatte den Kopf weit in den Nacken gelegt, seine Hände ruhten auf den Armstützen.

Schlagartig erkannte Ben ihn. Es war Gebhart Voss.

Ben stieß mit der Nase gegen die trübe Scheibe. Gebhart war nicht allein dort unten. Jetzt nahm er eine Hand von der Armlehne und legte sie ...

Was war das? Hatte er eine Katze auf dem Schoß? Ben konnte nur schlecht erkennen, was es war, der Sessel stand zu ungünstig dafür. Gebhart schien etwas zwischen den Beinen zu haben, etwas, das sich bewegte – der Kopf einer Frau! Ben konnte ihre langen Haare sehen. Sie hockte vor dem Alten, ihre Arme lagen links und rechts auf seinen gespreizten Beinen, das Gesicht über seinen Rumpf gebeugt ...

Mit einer entschlossenen Bewegung zog Ben das Holzlädchen wieder zu. Das Gefühl, sich beschmutzt zu haben, war überwältigend. Benommen und ärgerlich darüber, dass er sich von Sebastian im Arbeitszimmer hatte erwischen lassen, dass er sich nicht längst aus diesem Haus verabschiedet hatte, stapfte er durch das Geschoss zur Treppe.

Als er die Tür unten an der Treppe erreicht hatte, ließ sie sich jedoch nicht öffnen.

»Was soll das!« Die Wut schoss Ben mit solcher Macht zu Kopf, dass er mit voller Wucht gegen das Holz trat. Der Schmerz pulsierte durch seinen Fuß. Er riss an der Klinke. Die Tür sprang auf. Sie hatte nach oben und nicht nach unten gedrückt werden müssen!

Der Zorn, der Ben für einen Moment geschüttelt hatte, ebte ab. Wie gerädert und doch erleichtert, dass ihm die Tür den Weg freigab, trat er ins Arbeitszimmer.

»Haben Sie jetzt genug gesehen?« Sebastian kam ihm lachend über den Rasen entgegen, als Ben kurz darauf in den Garten schritt. »Meine Schwester hat sie schon überall gesucht.«

Ben zwang sich, ruhig zu bleiben. »Wo ist Sophie denn?« Er sah sich um und unterdrückte den Impuls, Sebastian ins Gesicht zu schlagen.

»Sie holt sich einen Pullover aus ihrem Zimmer. Ihr war ein wenig kalt.« Sebastian lächelte. Sein Gesicht schien das Verschattete, das Ben in dem Zwischengeschoß aufgefallen war, nicht mehr loszuwerden. »Denken Sie immer noch, dass ich Christine getötet habe, Herr Lindenberger?«

»Ich bewundere, wie gefasst Sie mit diesem Vorwurf umgehen«, brachte Ben hervor. »Ich sollte jetzt wirklich gehen ...«

Aber darauf schien sich Sebastian nicht einlassen zu wollen. »Mit welchem Vorwurf? Dass ich meine Schwester erschlagen haben soll und meine beiden Nichten dazu?« Er machte einen Schritt nach vorn und stand nun so dicht vor Ben, dass der nicht anders konnte, als Sebastians Geruch einzusatmen, einen Geruch, der etwas Abgestandenes an sich zu haben schien, etwas Muffiges, dachte Ben, als müsste ... der ganze Mann mal gelüftet werden.

Verwirrt drehte sich Ben um die Achse. Was war nur los mit ihm!

Hatte Sebastian das wirklich gesagt? »Dass ich Christine erschlagen haben soll und meine beiden Nichten dazu?« Oder war es ihm gerade nur so vorgekommen? So wie es ihm doch nur so vorgekommen war, als wäre die Tür am Fuß der Treppe verschlossen gewesen! Und vielleicht nur so vorgekommen war, als spielte Sebastian, er würde sein Kind erschlagen!

»Hm?«

Sebastian sah ihn mit spöttisch gekräuselm Mund an. Bens Blick wischte an ihm vorbei.

Ich kann jetzt nicht kopflos die Flucht ergreifen, dröhnte es in seinem Schädel. Was würden sie denn Götz erzählen? Wenn er Pech hatte, rieten sie Götz noch davon ab, das Buch zu machen.

Ben zwang sich, die Wellen von Verwirrung niederzukämpfen, die in ihm hochstiegen. Er war doch praktisch schon am Ziel, er

brauchte doch nur noch aufzuschreiben, was weiter geschah, er brauchte sich keine Gedanken mehr zu machen.

*Er durfte nur jetzt nicht alles vermässeln.*

Da sah er ihn aus dem Haus kommen. Deutlich aufgeräumter als zuvor schritt Gebhart Voss über den Rasen auf ihn zu.

»Herr Lindenberger – noch immer bei uns?«

»Ich wollte mich noch von Sophie verabschieden.«

»Ist sie nicht hier?« Gebhart zog seine Augenbrauen in die Höhe. »Sebastian, was denkst du? Können wir Herrn Lindenberger vielleicht bei der Suche helfen?«

Plötzlich erfasste Ben Panik. War Sophie die Frau in dem Zimmer gewesen, die Frau, die sich über Gebhart gebeugt hatte?

Er bemerkte, wie Sebastian sich ans Kinn fasste und mit hochruckendem Kopf seinen Vater ansah. Unwillkürlich flog Bens Blick zu Gebhart. Ein Krümel klebte dem Alten am Kinn, ein Krümel, auf den ihn sein Sohn mit Sicherheit hinweisen wollte. Schon verspürte Ben den Drang, den Krümel selbst mit einer zupackenden Bewegung fortzuwischen, herunterzuschlagen.

»Was ist?« Gebhart zog die Stimme lang, Betonung auf »iiiiist«, und schüttelte den Kopf.

»Du hast dort ... es ist nur ein Krümel.« Sebastian wand sich.

»Sophie?« Ben trat von den beiden zurück. Sie werden sich noch ineinander verbeißen, dachte er, der Länge nach auf den Boden schlagen.

»Sophie!« Er schrie fast und bemerkte, dass Franziska und Katharina, die wieder am Tisch Platz genommen hatten, ihm den Kopf zuwandten. Aber er hatte Sophie doch gesehen, dort hinter der Terrassentür!

Tatsächlich trat eine Frau durch die Glastür nach draußen – Ben taumelte zurück. Es war nicht Sophie – aber es war die Frau, die er vor wenigen Minuten noch vor dem Sessel hatte knien sehen, die Frau, deren Haare über die Beine des Alten geflossen waren wie in Urzeiten versteinertes Wasser, die den Alten dazu gebracht hatten, die Hände in die Armlehnen zu krallen. Eine Frau, die Ben bekannt vorkam – aber woher?

»Frau Lenz!« Geschäftig eilte Sebastian an Ben vorbei der jungen Frau entgegen. »Da sind Sie ja, ich habe meinem Vater versprochen, dass Sie uns noch kurz Gesellschaft leisten, bevor wir gehen.« Er wirbelte herum, eilte zurück zu seinem Vater. »Papa? Siehst du, ich habe es dir doch gesagt, Frau Lenz ...« Er unterbrach sich, sah wieder zu ihr. »Dürfen wir Hanna sagen, wie die Kinder?« Er achtete nicht darauf, wie ihr Blick sich verschleierte, drehte sich wieder um, trat noch einen Schritt näher an seinen Vater heran. »Sie heißt Hanna, Papa, und ich wusste, dass sie noch kurz zu uns nach draußen kommen würde.«

Ben schaute zu Gebhart und blickte in das selbstgefällige Gesicht eines Mannes, der sich an einem Anblick weidet.

»Ach, halt den Mund, Basti, was redest du nur wieder für dummes Zeug.« Nachlässig wischte er mit der Hand nach hinten. »Auf Wiedersehen, Herr Lindenberger, auf Wiedersehen.« Seine Hand ruckte kurz hin und her. »Wir sagen Sophie, dass Sie gehen mussten. Sie brauchen wirklich nicht mehr auf sie zu warten.«

Am nächsten Morgen blieb Ben lange im Bett liegen. Eigentlich war es nur eine Matratze, die auf dem Boden lag. Er hatte seine Wohnung immer geliebt, putzte sie gründlich einmal die Woche, allein schon weil er allergisch reagierte, wenn sich zu viel Staub ansammelte, aber an diesem Morgen erschien sie ihm leer und unfertig, beinahe schäbig.

Immer wieder kehrten seine Gedanken zu der Villa zurück, zu Sophies Familie, Sebastian und Gebhart. Was er dort erlebt hatte, kam ihm vor wie ein Alptraum. Auch wenn er sich Mühe gab, gelang es ihm nicht, ihre Gesichter anders als in die Länge gezogen und seltsam deformiert vor sich zu sehen. Ihre Stimmen klangen in seiner Erinnerung gepresst, beinahe quäkig. Hatte er sich vor seinem Besuch den Magen verdorben? Als hätte er zwei Medikamente gleichzeitig genommen, die sich nicht vertrugen? Aber er nahm keine Medikamente.

Ben schlug die Decke zurück und stand auf. Er sollte sich einen Kaffee machen und so schnell wie möglich an die Arbeit setzen.

Den Vormittag verbrachte er mit konzentriertem Schreiben. Während die ersten Passagen des Buches, die er in den vergangenen Tagen bereits abgefasst hatte, persönlicher geraten waren und Ben darin geschildert hatte, wie er mit dem Fall Julian Götz in Berührung gekommen war, handelten die Kapitel, an denen er inzwischen arbeitete, weniger von ihm und mehr von der Gerichtsverhandlung. Von den Zeugenbefragungen, den Meinungen und Expertisen der Sachverständigen.

Von der Schlinge, die sich langsam um den Hals von Julian Götz zusammenzog.

Bens Finger tanzten über die Tastatur. Es gab Momente, da



meinte er, ihnen wie losgelöst dabei zuschauen zu können, wie sie hinabstießen, jeweils den richtigen Buchstaben trafen, elastisch wieder in die Luft flogen, wie sie ein-, zweimal auf und ab wippten, bevor sie erneut zum Sturzflug auf den nächsten Buchstaben ansetzten, abwechselnd rechts und links. Wie von Zauberhand gesteuert, setzten sie Passagen zusammen, in denen der Leser eine komplette Welt auferstehen sehen würde.

Die Welt des Gerichtssaals, die Welt der Bauten des Julian Götz, eine Welt, in der nur eine von zwei Möglichkeiten wahr sein konnte: Entweder war derjenige, der Christine Götz, Svenja und Pia getötet hatte, auch derjenige, der auf der Anklagebank saß. Oder es war jemand anders, ein Täter, der frei herumlief, der jeden Tag, jeden Morgen aufstand, seinen Geschäften nachging und sich abends mit dem Wissen zu Bett legte, dass Götz in einem Prozess steckte, der eigentlich ihm, dem wahren Täter, galt.

Doch wer, wenn nicht Götz selbst, konnte dieser Täter sein? Wer konnte Christine und die beiden Mädchen ermordet haben? Sebastian? Unsinn! Dass Ben überhaupt auf diese Idee gekommen war, konnte er sich inzwischen nur noch durch die seltsame Wahrnehmungsverschiebung erklären, die gestern über ihn hereingebrochen zu sein schien.

Aber wer dann?

Bens Blick wanderte zum Fenster hinaus, in den grauen, verhangenen Himmel über der Stadt.

Oder war es Unsinn, überhaupt von einem anderen Täter auszugehen?

Nach vier Stunden versunkener, geradezu verschütteter Arbeit, an deren Ende es ihm vorgekommen war, als würde er aus den Abgründen eines kilometertiefen Schachts im Ozean wieder an die Oberfläche tauchen, stieß Ben sich von der Schreibtischplatte ab und stand auf. Er hatte etliche Tassen Kaffee in sich hineingeschüttet, wie viele genau, hätte er gar nicht zu sagen gewusst, aber den ganzen Tag noch nichts gegessen. Es war ihm

nicht aufgefallen, doch jetzt hatte er das Gefühl, kurz vor einer Ohnmacht zu stehen.

Etwas wacklig auf den Beinen, ging er zu dem Haken gleich neben der Eingangstür an der Wand, nahm seinen Regenmantel und verließ die Wohnung.

Beim Araber an der nächsten Ecke kehrte er ein und bestellte einen Schawarma-Teller, den sie in diesem Imbiss mit Hühnerfleisch und für vier Euro so zubereiteten, dass ihn Ben schon immer für den besten der Stadt gehalten hatte.

Als er sich wenig später heißhungrig über das Gericht hermachte, begannen sich seine Gedanken ein wenig zu klären, und er erinnerte sich an die Entwürfe, auf die er im Arbeitszimmer der Villa gestoßen war. Arbeiten, die Ben auf Anhieb großartig vorgekommen waren und ihn tief beeindruckt hatten.

Aus dem Prozess wusste er, dass Götz ein Architekturbüro namens »Götz Town Structures« leitete. Bisher war es Ben nicht in den Sinn gekommen, sich dort einmal umzusehen. Doch jetzt beschloss er, dass es höchste Zeit war.

Götz Town Structures. Das funkelnde Messingschild mit dem Logo der Firma prangte neben einer gut sechs Meter hohen Glastür, dem Eingang in ein mit Steinquadern verkleidetes Hochhaus. Steil ragte die Fassade hinauf in den noch immer verhangenen Himmel über der Stadt und erinnerte mit ihren hineingemeißelten, überdimensionalen Buchstaben und den vergoldeten Mauervorsprüngen an Bauten in New York oder Chicago kurz nach der vorletzten Jahrhundertwende. Die unteren zwölf Stockwerke des Turms waren von einem Luxushotel belegt, vor dessen pompösem Eingang ein livrierter Portier den Chauffeuren dabei zusah, wie sie an ihren Limousinen lehnten und sich gegenseitig ihre Armbanduhren zeigten. Die Glastür neben dem Messingschild von Götz' Firma jedoch führte nicht in das Hotel, sondern in einen Seiteneingang, der den Besuchern der übrigen Stockwerke des Hochhauses vorbehalten war.

Unterhalb des Schildes war eine Klingel in die Mauer eingelassen, die Ben kurzerhand betätigte.

»Ja?« Metallisch klang die Stimme einer Frau zu ihm nach draußen.

»Henning Jacoby hier, es geht um den Alexanderplatz.«

Es surrte. Ben drückte gegen das Glas, es klickte und die Tür gab nach.

Das Foyer passte zum Neo-Art-déco-Schick der Fassade. Marmorverkleidungen, in die Höhe aufragende Steinplatten, Chrom. Ein Schild zeigte an, dass Götz Town Structures im vierzehnten Stockwerk des Hauses untergebracht war.

Ben ging zum Fahrstuhl und rief die Kabine. Er vermutete, dass sich direkt vor den Fahrstuhltüren im vierzehnten Stock ein Counter mit der Dame befinden würde, die ihm gerade die Tür geöffnet hatte. Dort würde er nicht so einfach damit durchkommen, dass er in Sachen Alexanderplatz unterwegs wäre. Sie würde wissen wollen, mit wem er einen Termin habe, um den Mitarbeiter rufen zu können, der ihn abholen sollte.

Die Fahrstuhltüren öffneten sich. Ben trat in die Kabine und drückte auf die Taste mit der Zahl 17.

Als die Türen nach lautloser Fahrt wieder zurückwichen, erschien eine ganz im Stil des Gebäudes gestaltete Vorhalle. Linker Hand befand sich eine blickdichte Tür aus Rauchglas, an der Wand daneben ein dezentes Schild. Eine Anwaltskanzlei.

Ben trat aus der Fahrstuhlkabine heraus und sah sich um. Neben dem Fahrstuhl lag eine weitere Tür, die, wie einem Piktogramm zu entnehmen war, zu einer Sicherheitstreppe führte. Ben zückte sein Handy und wählte die Auskunft. Als er verbunden war, verlangte er mit gedämpfter Stimme, an das Architekturbüro Götz Town Structures weitergeleitet zu werden. Während die Verbindung aufgebaut wurde, öffnete er die Tür zum Notausgang und blickte eine einfache, kahle Betontreppe hinab, die so aussah, als würde sie nie benutzt werden.

»Götz Town Structures.«

»Jaschke, vom Hotel nebenan.« Diesmal verstellte er seine

Stimme ein wenig. »Spreche ich mit dem Empfang des Architekturbüros?«

»Ja?«

»Bei uns ist versehentlich ein Paket für Sie abgegeben worden. Könnten Sie bitte jemanden runterschicken, um es abzuholen?«

Er hörte, wie die Frau aufstöhnte.

»Ach, und schicken Sie mir bitte keinen Praktikanten«, ergänzte er mit Chefrezeptionistenstimme. »Es muss die Empfangsbestätigung unterschrieben werden. Am besten, Sie kommen gleich selbst, ja?«

»Ja, vielen Dank.« Sie legte auf.

Ben verließ das Treppenhaus wieder und begab sich zum Fahrstuhl. Über der Tür zeigten Zahlen an, in welchem Stockwerk sich die Kabine befand. Keine der Zahlen leuchtete.

»Und wenn sie gerade zu tun hat – und sich erst in einer halben Stunde auf den Weg macht?«

Die Rauchglastür der Anwaltskanzlei knackte leicht. Ben sah sich um. Ein Herr in Anzug und Mantel, Aktentasche in der Hand, trat heraus und schaute mit leicht irritiertem Blick zu ihm herüber.

»Tag«, warf Ben betont achtlos über die Schulter und wollte gerade den Fahrstuhl rufen, als er sah, wie oben die 16 aufleuchtete. Gedämpft war durch den Spalt zwischen den Türen zu hören, wie die nach unten sinkende Kabine die Luft verdrängte.

15.

14.

Bei der Vierzehn blieb die Anzeige stehen.

»Haben Sie schon gedrückt?« Der Anzugtyp neben Ben hatte das Gesicht verzogen.

Das Licht wanderte weiter. 13, 12 ...

»Ja, ja, natürlich«, murmelte Ben, ohne den Mann anzusehen, und wandte sich zur Treppe. Er war ungeduldig, lief lieber, als ewig auf den Fahrstuhl zu warten, das war doch offensichtlich, oder?

Dampf klappte die Feuertreppentür hinter ihm zu. Zwei Stufen auf einmal nehmend, lief er nach unten. An der mannshohen, dunkelblauen 16 vorbei, der 15, bis zur hellblauen 14. Dort stieß er die Treppenhaustür auf.

Ein kleiner Vorraum. Auf der linken Seite wieder eine Glastür, diesmal jedoch eine, durch die man hindurchsehen konnte. Der hellbraune Teakholzcounter dahinter war leer.

Ben schob die Glastür auf.

Das Großraumbüro, das sich hinter dem Counter eröffnete, nahm das gesamte Stockwerk des Hochhauses ein. Auf allen vier Seiten gaben Fenster den Blick auf die Stadt frei. In der Mitte des Raumes waren in regelmäßigen Abständen große Tische aufgestellt, an denen schlaksige, junge Männer mit Dreitagebart und Glatze sowie energisch wirkende Frauen in minimalistischen Designer-Outfits arbeiteten.

Gruppen von drei, vier Kollegen beugten sich über einen Plan oder einen Computerbildschirm, vereinzelte Mitarbeiter tüftelten an Zeichnungen oder Tabellen. Auf halbhohen Cupboards, die rings um das Büro und in einer Kreuzform quer durch es hindurch verliefen, waren Modelle der verschiedensten Projekte ausgestellt.

Ben lief am Cupboard in der Mitte entlang und betrachtete die Modelle. Das Modell eines Turms, einer ganzen Lagerhallenlandschaft, des Gebäudes, in dem er sich gerade befand. Daneben eine maßstabgetreue Miniaturausgabe des Projektes, auf das er in dem Buch über Götz gestoßen war. Das Dach war hochgeklappt, und die Miniatur sah aus wie eine Puppenstube, in deren bunte, glitzernde Innenkonstruktion aus Glas man hineinschauen konnte.

Eine Frau, die an einem Tisch gleich neben dem Cupboard saß, sah von ihrer Arbeit auf und warf Ben einen Blick zu. Er nickte freundlich, wanderte weiter. Sie dachte nicht einmal daran, ihn aufzuhalten. Natürlich nicht. Wer konnte schon wissen, ob er nicht ein wichtiger Auftraggeber war?

Erst jetzt fiel ihm auf, dass auf der rechten Seite des Büros mehrere Glaskästen vom übrigen Raum abgetrennt waren. In einem der Kästen stand ein ovaler Tisch, um den herum einige Mitarbeiter saßen, Jacketts über den Stuhllehnen, einer von

ihnen hatte die Hände hinter dem Kopf verschränkt. Am vorderen Ende des Tisches stand eine etwas ältere Dame neben einem Projektor, der hinter ihr ein Bild an die Wand warf.

In dem Glaskasten direkt daneben befand sich eine Teeküche, und in dem letzten der drei Kästen stand nichts als ein gewaltiger Schreibtisch, der aussah, als habe Göring persönlich dort den Bau Carinhalls mit Speer besprochen.

Ben atmete aus, löste sich von dem Cupboard mit den Modellen und schlenderte durch den Raum auf den Glaskasten mit dem Schreibtisch zu.

Ein junger Mann in engen Stoffhosen kam ihm entgegen. Ben lächelte. Der Mitarbeiter blieb ernst, grüßte flüchtig und ging an ihm vorbei. Ben erreichte die Tür des Kastens, sah sich nicht mehr um, schob sie einfach zurück. Er fühlte, wie sein Rücken aufglühte, als würde er von Blicken durchbohrt, ließ sich davon jedoch nicht einschüchtern, sondern ging um den Schreibtisch herum und setzte sich wie selbstverständlich in den breiten Stuhl dahinter.

An der Wand, die seinen Kasten von der Teeküche trennte, hingen mehrere Pläne, so dass man ihn vom Konferenzraum aus nicht sehen konnte. Von den Blicken aus dem Großraumbüro jedoch wurde er nur durch den riesigen Monitor des Computers abgeschirmt, der auf dem Tisch stand. Flüchtig schaute Ben über den Bildschirm hinweg. Kein Blick war auf ihn gerichtet. Niemand hatte ihn in den Glaskasten hineingehen sehen. Doch lange würde sein Eindringen sicher nicht unbemerkt bleiben.

Bens Blick flog über den Schreibtisch, sein Atem hatte sich merklich beschleunigt. Götz hatte offensichtlich nicht mehr die Zeit gefunden, Ordnung zu schaffen. Grundrisse, Skizzen, Kalkulationen, Briefe und Bücher stapelten sich wild durcheinander auf der Arbeitsplatte. An der linken Ecke des Tisches gleich bei der Tür lag ein größeres, gelbes Kuvert, adressiert an Julian Götz, noch verschlossen. Es musste dorthin gelegt worden sein, nachdem Götz bereits nicht mehr ins Büro gekommen war. Ohne nachzudenken, zog Ben das Kuvert an sich,

schob einen Finger unter die Lasche, riss es mit einer raschen Bewegung auf. Das Geräusch des aufreißenden Papiers ließ ihn zusammenzucken wie ein Pistolenschuss. Jetzt musste alles ganz schnell gehen.

In dem Kuvert befanden sich mehrere DIN-A2-Bögen, fachmännisch zusammengefaltet. Ben klappte den ersten auf. Ein Grundriss, nicht nur eines Gebäudes, sondern eines ganzen Stadtviertels. »Bülow Quartier – Heidestraße/Humboldthafen« war in der oberen Ecke vermerkt. Darunter das Logo von Götz Town Structures. Es war eine Kopie. Hunderte, Tausende von Maßen, Zahlen, Eintragungen, Vermerken tanzten vor Bens Augen. Ein gelber Post-it-Aufkleber war auf dem Plan befestigt. »Lass uns noch mal sprechen«, hatte jemand mit rotem Kugelschreiber darauf notiert. Mit dem gleichen Kugelschreiber, mit dem an mehreren Stellen des Grundrisses Details eingekreist waren. Mauern? Ecken?

»Hallo?«

Ben fuhr hoch.

Eine junge Frau in einem schwarzen Pullover stand in der noch immer geöffneten Tür des Glaskastens. Sie sah ihn freundlich und doch auch irgendwie irritiert an. »Warten Sie auf jemanden?«

Ben schoss aus dem Stuhl empor. Dank des Computerbildschirms konnte sie nicht gesehen haben, was er machte. Seine Gedanken flogen.

»Nein!«, hörte er sich sagen.

Ihre Augen spiegelten Unverständnis.

Seine Hand schnellte nach vorn, während er auf sie zutrat.  
»Ben Lindenberger, ich arbeite mit Herrn Götz zusammen.«

Ihr Gesicht hellte sich auf. »Ja?«

»Entschuldigen Sie, dass ich hier so eindringe. Hat Herr Seewald mich nicht avisiert?«

»Seewald?« Sie verstand nicht.

»Der Anwalt von Herrn Götz.«

Ihr Gesicht verrutschte ein wenig, Ben konnte sehen, wie



unangenehm es ihr war, auf den Prozess angesprochen zu werden. Ben senkte die Stimme, kam sich fast selbst schon schmierig vor. »Wir schreiben an einem Buch, Herr Götz und ich, wissen Sie, über die Verhandlung. Ich bin ihm da ein wenig behilflich.«

»Eine Art Ghostwriter?« Da konnte sie wieder mitreden.

»Na ja, es ist jetzt keine Autobiographie, eher ein Buch von mir über den Prozess. Aber Herr Götz hat sich bereit erklärt, mitzuarbeiten. Eine Art offizielle Version, wissen Sie.« Das klang gut, das hieß, dass er ganz nah an Götz dran war, aufs engste mit ihm zusammenarbeitete.

»Deshalb wollte ich mich auch einmal in seinem Büro umsehen, das ist ja im Grunde genommen für ihn das Wichtigste. Was er hier mit Ihnen, mit seinen Mitarbeitern, schafft und geschaffen hat. Davon redet er sehr viel.« Ben ließ seine Stimme leicht nachdenklich ausklingen.

Sie freute sich – und hatte es zugleich ein wenig eilig. »Ja, grüßen Sie ihn doch unbedingt von mir«, sagte sie, ohne ihren Namen zu nennen. »Das ist ja alles nicht auszudenken, aber ...«

Ben nickte.

»Wissen Sie, wir wussten ja nicht, dass Sie heute –«

»Meine Schuld!«, fiel Ben ihr eilfertig ins Wort. »Ich hätte bei Herrn Seewald natürlich noch einmal nachfragen müssen, ob ich bereits angekündigt worden bin. Wirklich, es tut mir leid, es war eine ganz spontane Idee heute.«

Sie schaute sich um. Ein paar Mitarbeiter hatten jetzt doch mitbekommen, dass er im Arbeitszimmer des Chefs stand, und blickten zu ihnen herüber.

»Wir führen Sie natürlich gern einmal herum«, meinte sie und wandte sich wieder zu Ben. »Es gibt ja eine ganze Reihe von sehr spannenden Projekten zur Zeit. Herr Götz hat da sicherlich auch schon das ein oder andere erwähnt ...«

Gedankenverloren brach sie ab, riss sich dann jedoch zusammen. »Im Moment allerdings sind wirklich alle besonders eingebunden.«

»Wollen wir einen Termin ausmachen, vielleicht nächste Woche?«, schlug Ben vor, um ihr die Qual zu ersparen, einen engen Mitarbeiter ihres Vorgesetzten hinauswerfen zu müssen. »Oder ... Lassen Sie mich in meinem Büro noch mal die Termine überprüfen. Dann rufe ich Sie an, und wir verabreden einen Tag. Wäre das okay für Sie, Frau ...?«

»Rufen Sie beim Empfang an, das Sekretariat dort koordiniert die Termine.« Bei aller Höflichkeit wollte sie offensichtlich nicht wirklich etwas mit ihm zu tun haben.

»Selbstverständlich.« Er trat an ihr vorbei aus dem Glaskasten. »Vielen Dank!«

Bevor er sich jedoch ganz von ihr gelöst hatte, blieb er noch einmal stehen und drehte sich um. »Ach ja, das wäre natürlich toll, wenn das ginge: Ich habe gehört, Herr Götz geht abends sehr gern noch etwas im Tiergarten spazieren, wenn er bei einem Projekt nicht weiterkommt.« Ben glückte. »Wie um die Gedanken ein wenig zu lüften. Und wo er dann entlanggeht, das würde ich auch gern einmal ablaufen, wissen Sie, das ließe sich sehr stimmungsvoll in den Bericht einbauen.«

Die randlosen Brillengläser der zierlichen Frau wirkten plötzlich wie beschlagen. Sie sah ihn ratlos an.

Ben drehte die rechte Hand einmal im Kreis, wie um zu sagen: Nicht so wichtig. »Ein Zeitungsmann, der immer mal wieder über Ihre Projekte berichtet, hat mir davon erzählt. Er meinte, er würde Herrn Götz sehr gut kennen und wüsste deshalb auch von diesen nächtlichen Spaziergängen.«

Sie sah ihn verblüfft an. »Ach ja?«

»Das sagt Ihnen nichts?«

»Nein.«

»Gleich hier unten im Tiergarten?«

Sie lachte verächtlich. »Wer hat Ihnen denn das erzählt? Herr Götz ist ein vielbeschäftigter Mann! Wir haben zurzeit allein in Berlin drei Baustellen, er hat Lehrverpflichtungen, jeden Tag stehen im Prinzip Hunderte von Millionen auf dem Spiel. Zeit, um im Park zu flanieren«, sie zog ihre Augenbrauen spöttisch

zusammen, »bleibt da nicht. Zumindest wäre mir das neu.« Sie sah ihn an, stolz darauf, es so viel besser zu wissen als dieser Schmierfink, dieser Journalist, den er da erwähnt hatte.

Ben atmete auf. »Oh! Okay ... gut, vielen Dank, dass Sie das sagen, dann weiß ich Bescheid.« Doch als er sich abwandte, fühlte er sich, als hätte jemand die Innenseite seiner Stirn als Gong benutzt.

Mia bewegte sich im Rhythmus der Musik auf der Tanzfläche. Um sich herum, durch die verborgene Lichtanlage von unten raffiniert beleuchtet, spürte sie die anderen Gäste, deren erstarrte Gesichter etwas von ihrer beunruhigenden Wirkung verloren hatten, seitdem sie einem von ihnen unter die Maske geblickt hatte.

Der Mann war noch immer in ihrer Nähe. Nur dass sie sich ihm noch nicht gezeigt hatte, irritierte sie weiterhin, als wäre sie ihm noch nicht als Mensch, sondern bisher nur als Puppe, als Plastik entgegengetreten.

»Du brauchst keine Angst zu haben«, hatte er zu ihr gesagt und sie auf die Tanzfläche geführt, nachdem er seine Maske wieder heruntergezogen hatte. Ein wenig hatte sie sich wie mit ihm verschworen gefühlt, weil sie sein Gesicht gesehen hatte, und ihren Aufenthalt in diesen Räumen zum ersten Mal wie einen Spaß empfunden. Einen Spaß – wie es ein Spaß sein kann, zusammen Cocktails zu trinken, nachts schwimmen zu gehen oder in ein teures Hotel.

Sie hatten eng getanzt, wenn es die Musik zuließ, und sich auch dann nicht aus den Augen verloren, als sich die Körper, die sie umspülten, einem schnelleren Rhythmus angepasst hatten.

Sie sah, wie er sich erneut zu ihr vorbeugte. »Ich habe die Maske kurz abgenommen«, hörte sie ihn gerade so laut in ihr Ohr sagen, dass er die Musik übertönte, »jetzt bist du dran, etwas für mich zu tun.«

Was soll ich denn machen?, schoss es ihr durch den Kopf.

»Komm mit in den Trichter.« Seine Stimme hatte plötzlich eine seltsame Eindringlichkeit.

Sie bog den Kopf zurück und suchte seine Augen hinter der Maske. Das Wort allein stieß sie ab. ›Trichter‹. Ein Gefühl der

Beklemmung, der Beengung, der Atemnot und des Erstickens durchfuhr sie.

Dann hörte sie es. Es klang wie ein Schmatzen, das er mit seinem Mund machte, ein Saugen, Schnalzen, Schlucken, das Geräusch von etwas Weichem, Feuchtem, Klebrigem. Es sprang sie an, als ob ihr jemand einen eiskalten Waschlappen ins Gesicht geklatscht hätte – oder ein blutiges Steak.

Erschrocken suchte sie seine Augen hinter den Löchern der Maske. Doch als sie sie endlich gefunden hatte, wirkten sie plötzlich wie vereitert, geschwollen.

»Und? Haben Sie mir ein Kapitel mitgebracht?« Götz' aquamarinblaue Augen funkelten.

»Ach so!« Ben lehnte sich ruckartig auf seinem Stuhl zurück.  
»Ich dachte, das hätte sich jetzt erledigt!«

»Ja? Na, ich meine, bringen Sie mir ruhig ab und zu etwas mit, was Sie in der Zwischenzeit geschrieben haben. Dann sehe ich auch besser, was genau wir brauchen. Also Sie, meine ich, für das Buch.«

»Ja.« Ben lächelte dem Wachmann zu, der wieder auf seinem klapprigen Stuhl am Ausgang des Besucherzimmers Platz genommen hatte. »Soll ich«, er schaute zurück zu Götz, »gleich noch mal was holen, bevor wir –«

»Unsinn! Neiiiin, bei nur einem Termin in der Woche lassen Sie uns die Zeit lieber nutzen, Ben!« Götz' Stimme vibrierte. »Ich darf doch Ben sagen?«

»Gern, Julian.«

»Ja, natürlich, Julian ...« Er zeigte die obere Reihe seiner Schneidezähne.

Ben senkte den Blick wieder auf das Papier, das vor ihm lag und auf dem er sich ein paar Notizen gemacht hatte. »Gut. Kindheit, Schule, Studium, erste Aufträge ... das ist ja alles schon ganz gut, ich würde gern noch mal auf den Anfang Ihrer Arbeiten hier in Berlin zu sprechen kommen. Das erste Gebäude, am Kottbusser Tor, ein Mietshaus, wenn ich das richtig sehe?« Er schaute auf.

Götz sah ihn aufmerksam an.

»Sie haben viel in Berlin gebaut über die Jahre. Gab es da so etwas wie einen einheitlichen Gedanken, ein Leitmotiv?«

Götz hatte den Kopf etwas auf die Seite gelegt. »Ben ... Ben«, er schien seiner Stimme einen besonderen Hall verleihen zu

können, »so hat das doch keinen Sinn. Was wollen Sie den Leuten denn groß von meiner Architektur erzählen? Ob die Proportionen der Fenster im dritten Stock nun so oder doch eher so ausfallen – wen interessiert das, außer ein paar eingefleischten Bauexperten?«

Sicher, dachte Ben, nur das, was mich eigentlich interessiert – soll ich Sie das wirklich fragen?

»Wollen wir nicht lieber von meiner Familie reden, von Christine, Svenja, Pia. Ist es nicht das, was die Leute hören wollen? Was ich für Gefühle ihnen gegenüber habe und hatte –«

»Das hatte ich eigentlich für eine spätere Sitzung aufsparen wollen.«

»Wozu? Wir haben keine Zeit zu verlieren. Lassen Sie uns anfangen, in medias res. Sonst haben wir am Ende zehnmal über Traufhöhen gesprochen, aber damit werden wir niemanden auf meine Seite bringen. Meinen Sie nicht?«

Sein wuchtiger, kantiger Kopf mit der hohen Stirn ragte direkt vor Bens Augen auf.

»Ich war gestern in Ihrem Architekturbüro, am Potsdamer Platz.«

»Ja?«

Bens Augen hüpfen zu dem Wachmann in der Ecke. Er schien abgeschaltet zu haben, die Lider waren nur noch halb geöffnet.

»Ihr Spaziergang im Tiergarten«, Ben senkte die Stimme beinahe zu einem Flüstern, »am Abend des Fünfundzwanzigsten. Es passt nicht zusammen. Haben Sie mit Seewald darüber gesprochen?«

Götz' Mundwinkel rutschten nach unten. Als wäre er mit einem Kübel Wasser übergossen worden, lehnte er sich zurück.

Ben schwieg.

War es dumm gewesen, das Vertrauen des anderen aufs Spiel zu setzen? Er spürte, wie Ärger in ihm aufstieg. Ging es ihn etwas an, ob Götz das Gericht anlog oder nicht? Sein Job war es, das verdammte Buch zu schreiben! Und dafür brauchte er Götz. Er brauchte das Honorar, er brauchte den Erfolg, er brauchte

den Neuanfang. Er brauchte keine Wahrheit, keinen Argwohn, keine Probleme! Was war nur über ihn gekommen, nach dem Tatabend zu fragen!

Götz hatte sein Gesicht zur Seite gedreht, sah zur Wand, schien nachzudenken.

In Bens Kopf liefen die Gedanken im Kreis. Aber es war gelogen! *Götz hatte gelogen!* Oder? Warum sollte er sich an diesem Abend nicht die Füße ein wenig vertreten haben, auch wenn er es sonst nie tat? Wie sollte er, Ben, das beurteilen können?

Er bemerkte, dass Götz ihn ansah.

»Tut mir leid, das ... Ich weiß, es hat nichts mit unserem Vorhaben zu tun. Für mich ist das auch eine ganz neue Arbeitsform, verstehen Sie?«

»Ja, nein, Ben, schon in Ordnung, ich hatte ohnehin mit Ihnen sprechen wollen.«

Und die Sache abblasen?

»Wegen meiner Aussage ...« Götz verstummte, ließ den Blick auf seine Beine sinken, die er übereinandergeschlagen hatte.

Wegen meiner *Aussage*?

»Ich bin froh, dass Sie das ansprechen.« Götz legte die Hände auf den Tisch. »Ich habe schon die letzten Tage überlegt, wie ich das am geschicktesten in die Wege leite, aber ... Im Grunde genommen wäre es vielleicht das Beste, ich würde mit Seewald sprechen. Nur ...« Seine Stimme verlor sich wieder. Es sah ganz so aus, als hätte er seine Gedanken noch nicht sortiert.

Ben wartete ab. Eben war er vorgeprescht, jetzt wollte er nicht schon wieder einen Fehler begehen.

»Können Sie mir einen Gefallen tun?« Götz sah ihn an.

Aquamarinblau, musste Ben denken.

»Hm?«

»Einen Gefallen?« Ben schluckte.

»Ja?«

Was für einen Gefallen?

»Ben? Herr Lindenberger?«



Ben hatte unwillkürlich zum Wachmann gesehen. Aber der hatte sich augenscheinlich in einen Zustand des Dösens verabschiedet.

»Natürlich, Julian, nur ... Das Manuskript muss auch fertig werden. Sie wissen ja selbst, wie die Zeit fliegt.«

»Ich würde Sie das nicht fragen, wenn es nicht wichtig wäre.«

Götz schien sich wieder erholt zu haben von der Verwirrung, in die er durch Bens Frage nach dem Spaziergang im Tiergarten gestürzt war.

»Ich will Ihnen nicht zu nahe treten, Julian, aber ich kann mich da nicht in etwas hineinziehen lassen, was schwer zu überschauen ist. Sie verstehen das doch sicher?«

Götz sah ihn spöttisch an. »Was? Das müssen Sie noch mal sagen.«

Und wenn Götz ihm etwas anvertrauen wollte, das seinem Buch erst den richtigen Pepp geben, das er ohne Götz niemals herausbekommen würde?

Bens Fingerspitzen wurden kühl. »Ich bin eine Art Chronist, mehr nicht.«

»Sie reden mit mir.«

»Um in Erfahrung zu bringen, wie die Dinge zusammenhängen.«

»Ganz recht. Und dabei werden Sie sich vielleicht nicht komplett aus der Sache heraushalten können.«

Es klang unangenehm.

»Hören Sie, Ben.« Da war er wieder, der wuchtige Kopf, nach vorne über die Tischplatte gebeugt. »Ich will nicht zu sehr darauf herumreiten, aber Sie sind mir auch etwas schuldig, das ist Ihnen doch klar, oder?«

»Ich finde es toll, dass Sie sich bereit erklärt haben, bei dem Projekt mitzuwirken.«

»Bei dem Projekt? Es geht um mein Leben, Ben. Erzählen Sie mir nicht, ich würde bei meinem eigenen Leben nur mitmachen.«

Jetzt hatte der Wachmann den Kopf gehoben, der Ton in Götz' Stimme schien ihm nicht entgangen zu sein. Ben bemerkte es aus

dem Augenwinkel, vermied es jedoch, zu dem Beamten hinüberzuschauen.

»Ja, natürlich, nicht dass wir uns da missverstehen ...«, fing er an, wurde aber von Götz unterbrochen.

»Haben Sie mit Seewald gesprochen? Dürfen Sie an den Beratungen des Anwaltsteams teilnehmen?«

»Ja, ja, natürlich.«

»Haben Sie mit Sophie gesprochen, meiner Schwägerin? Waren Sie bei mir zu Hause?«

»Ja.«

»Ich habe Ihnen gesagt, dass ich Ihnen zur Verfügung stehe, dass Sie sich auf mich berufen können.« Jetzt sahen Götz' Augen aus, als wären sie nicht länger blau, sondern eher dunkelviolett, fast schwarz. »Ich Sorge dafür, dass Sie das Buch Ihres Lebens lancieren können. Sie sind mir was schuldig, Ben. Sie kommen damit groß raus. Aber Ihre Familie musste dafür nicht erschlagen werden. Sie haben fast überhaupt nichts dafür getan. Sie hängen sich da einfach nur ran. Ganz so leicht kann ich es Ihnen aber leider nicht machen. Ich brauche jetzt auch etwas von Ihnen.«

Sonst?, dachte Ben.

»Sonst?«

»Ich will Ihnen nicht drohen«, wich Götz aus. »Das hier ist kein Spiel für mich. Aber ich möchte Sie um einen Gefallen bitten.«

Noch kannst du gehen, murmelte etwas in Bens Schädel.

Der Wachmann hatte seine Augenlider wieder auf Halbmast gesenkt.

»Also, was ist, Ben?« Die Stimme schnitt durch die Luft.

»Ich helfe Ihnen gern, Julian.«

Scheiße!

Götz nickte langsam. »Sie müssen jemanden für mich anrufen.« Seine Stimme war wieder leiser. »Sie heißt Lillian Behringer.«

Okay.

»Es geht um den Fünfundzwanzigsten.«

»Hmm.«

Jetzt drehte sich auch Götz kurz zu dem Wachmann um. Der Beamte zuckte ein wenig zusammen und setzte sich auf seinem Stuhl zurecht. Bevor er jedoch etwas sagen konnte, hatte Götz sich schon wieder Ben zugewandt. »Das überrascht Sie vielleicht«, sagte er halblaut zu Ben, »aber wie gesagt, ich habe lange darüber nachgedacht, und mir bleibt nichts anderes übrig. Es wird ja sowieso herauskommen ...«

Ben hatte den Blick aufs Papier gesenkt. Kritzelte »Lillian Behringer«.

»Ich war am Abend des Fünfundzwanzigsten mit Frau Behringer zusammen.« Götz machte eine kurze Pause. »Nicht im Park.«

Ben sah seinem Kugelschreiber dabei zu, wie er Kreise auf das Papier malte.

Um ein Haar wäre er in Gedanken abgeschweift. Was bedeutete es, dass er das jetzt wusste? Musste er das melden, die Staatsanwaltschaft benachrichtigen, Seewald? Machte er sich schuldig, wenn er schwieg?

»Ich wollte Frau Behringer da eigentlich nicht mit hineinziehen«, hörte er Götz weitersprechen, »und natürlich dachte ich, es würde die Dinge nur unnötig komplizieren, wenn in der Verhandlung auch noch meine Beziehung zu meiner Frau Christine in Frage gestellt würde. Wenn ins Spiel käme, dass es, ja, klar, dass es auch Schwierigkeiten in unserer Ehe gab.«

Und ich soll Kontakt zu dieser Frau aufnehmen?

»Als ich den Anruf von Hanna Lenz am Abend des Fünfundzwanzigsten abgehört habe, war ich bei Frau Behringer – nicht im Park. Ich bin von ihrer Wohnung aus nach Hause gefahren.«

Ben sah auf. Er brachte kein Wort hervor.

»Frau Behringer kann das bezeugen. Deshalb möchte ich, dass Sie Kontakt zu ihr aufnehmen.«

Bens Kopf wippte nach hinten.

»Ich dachte, man würde relativ schnell ausschließen können, dass ich mit der Tat etwas zu tun habe. Aber das scheint wohl

nicht der Fall zu sein. Also bleibt mir nichts anderes übrig, als Lillian zu bitten, für mich auszusagen.«

»Als Alibi«, kam es aus Bens Mund.

Götz sah ihn prüfend an.

»Oder?«

»Können Sie das machen?« Götz hielt es offensichtlich nicht für nötig, Bens Frage zu beantworten. »Ich könnte natürlich Seewald fragen«, fuhr er fort, »aber Sie wissen ja, wie das ist. Seewald hat wirklich genug zu tun mit der Begleitung der Hauptverhandlung. Einer seiner Assistenten – das will ich auch nicht. Das ist schon eine sensible Sache. Ich könnte einen Freund bitten, aber ... Wissen Sie, Frau Behringer ist auch nicht immer gleich anzutreffen. Sie arbeitet zum Teil im Ausland, man wird sie ein paarmal anrufen müssen, es wird nicht so einfach sein, sie zu einem Gespräch zu bekommen. Das lässt sich nicht am Telefon klären, deshalb kann ich es auch nicht selbst erledigen. Ich wüsste also nicht, wen ich um diesen Gefallen bitten sollte. Wen, wenn nicht Sie, Ben?«

»Ja.«

Ben sah, wie Götz' Zungenspitze hervorschoss und seine Lippen benetzte.

»Ich gebe Ihnen ihre Handynummer. Sie melden sich bei ihr, machen einen Termin aus, ohne ins Detail zu gehen. Wenn Sie sich mit ihr treffen, erklären Sie ihr, dass ich lange mit mir gerungen habe, sie eigentlich heraushalten wollte, aber dass das nun nicht mehr möglich ist. Dass ich sie bitte, sich mit der Staatsanwaltschaft in Verbindung zu setzen, damit sie dort zu Protokoll geben kann, dass ich bei ihr war.«

»Und wenn sie sich weigert?«

Götz wischte die Bemerkung ärgerlich mit einer Handbewegung beiseite. »Das wird sie nicht, kann sie gar nicht. Ich war ja da. Warum sollte sie lügen?«

Und wenn es nicht stimmt? Ben konnte nicht anders, der Gedanke flog ihm einfach zu.

»Natürlich wird der Staatsanwalt ihre Aussage anzweifeln.«

Götz sah ihn an, als hätte er seine Gedanken erraten. »Aber darauf kommt es mir im Moment nicht an. Mir ist jetzt wichtig, dass die Dinge endlich auf den Tisch kommen. So geht es nicht weiter.«

Ich soll ihm sein Alibi besorgen, schoss es Ben durch den Kopf.

»Können Sie sich die Handynummer notieren?«

Ben hielt den Stift hoch, den er ohnehin in der Hand hatte.

Götz diktierte ihm die Nummer aus dem Kopf. »Hinterlassen Sie ihr eine Nachricht auf dem AB«, sagte er, »sie wird Sie zurückrufen.«

»Arbeitet Frau Behringer auch in der Baubranche?«

Götz schnaubte kurz durch die Nase. »Ich bin sicher, das werden Sie sehr schnell selbst herausbekommen, Ben.« Er lehnte sich wieder zurück. »Und jetzt reden wir, wenn es Ihnen nichts ausmacht, endlich über meine Beziehung zu meinen beiden Töchtern. Dass ich Svenja letztes Jahr zu Weihnachten ein Pferd geschenkt habe, haben Sie das schon? Es steht in Düppel, Sie müssen sich das unbedingt ansehen.« Er schien den Auftrag, den er Ben gegeben hatte, bereits vollkommen vergessen zu haben. »Kann man das nicht mal fotografieren und in das Buch aufnehmen? Ich denke, das würde sich sehr gut machen, was denken Sie?«

Seine Augen hatten wieder zurück zu ihrem Blauton gefunden.

Götz hatte gelogen. Wie ein Brausen erfüllte dieser Gedanke Bens Kopf. Götz hatte den Polizisten noch bei der Vernehmung in der Nacht des 25. September gesagt, dass er im Tiergarten spazieren gegangen war. Er hatte diese Aussage über die gesamten Ermittlungen hinweg wiederholt. Er hatte sie Seewald gegenüber aufrechterhalten, er hatte sie im Laufe des Prozesses mindestens einmal bekräftigt. Aber es stimmte nicht. Oder? Was konnte man ihm noch glauben? Was war Götz' Aussage *wert*, dass er mit dem Tod seiner Frau und seiner beiden Töchter nichts zu tun hatte, wenn er in der Frage nach seinem Alibi kaltblütig log – und die Lüge kaltherzig wiederholte, wann immer die Frage danach auftauchte?

Nachdem er Götz in der U-Haft zurückgelassen hatte, war Ben direkt nach Hause gefahren, um an seinem Buch weiterzuarbeiten. Was Götz ihm anvertraut hatte, ließ ihm jedoch keine Ruhe.

War also doch Götz derjenige gewesen, der am 25. September über die Terrassentür oder vielleicht auch durch die Haustür die Villa betreten hatte? Der über die Treppe in den oberen Stock gegangen war? Vielleicht hatten sie ihn gehört, ja, warum denn nicht? Christine war an die Treppe geeilt: »Julian!«

Dass es Grund für einen Streit gab, war ja im Prozess bereits zur Sprache gekommen.

Und wer ist Lillian Behringer?

Ben krümmte sich auf seinem Sofa zusammen. Vor seinem inneren Auge sah er, wie die Auseinandersetzung in der Villa immer erbitterter wurde. Götz griff zur Messinglampe, schlug zu. Drehte sich um. Sah Svenja in der Tür stehen.

Sie muss wie erstarrt gewesen sein. Hat sie etwas gesagt? »Papa?« Sie muss geweint haben und so erschüttert gewesen

sein, dass sie nicht weggerannt ist. Vielleicht hat sie ›Mama‹ gerufen, wollte ihr helfen. Mit einem Satz ist er bei der Tür, packt sie am Handgelenk, erschlägt sie. Warum? Weil er ihre Stimme nicht erträgt. Weil er den Rausch, in den er geraten ist, nicht kontrollieren kann. Weil sie eine Zeugin ist. Er trägt sie in ihr Zimmer.

Und dann? Pia. Sie hat geschlafen. Er hätte sie am Leben lassen können. Stattdessen geht er auf Nummer sicher. Betritt ihr Zimmer. Sieht ihr Gesichtchen auf dem Kissen liegen. Die blonden, weichen Haare, die sich um die Stirn ringeln. Hebt die Lampe über den Kopf. Ein erwachsener Mann, der ein wehrloses, sechsjähriges Mädchen im Schlaf erschlägt.

Bens Oberkörper knickte nach vorn. Er vergrub sein Gesicht in den Händen. Sein Magen schien in der Bauchhöhle zu schweben. Entschlossen unterdrückte er die Szene, die ihm vor Augen stand. Er durfte nicht daran denken. Er durfte nicht an das Geräusch denken, das die Messinglampe erzeugt haben musste, als sie den Schädel des Mädchens traf. An das Keuchen des Mannes, der über ihr stand, der hineinblickte in die Wunde, die im Kopf klaffte. Durfte nicht daran denken, ob das Mädchen noch aufgewacht war, bevor es getroffen wurde. Nicht daran, was passiert war in dem bunten Kinderzimmer in jener Nacht. Welcher Dämon, welcher Gott, welcher Teufel seine Hand im Spiel gehabt hatte, als die beiden Schwestern in dieser Falte der Wirklichkeit versunken sind.

Ben stöhnte auf, erhob sich, taumelte durch das Zimmer. Das Gefühl von Schwäche und Übelkeit, das ihn noch während der Unterredung mit Götz beschlichen hatte, verschärfte sich. Er fiel zurück auf das Sofa, die Arme schlaff rechts und links von sich.

Lillian Behringer ...

Lag es nicht auf der Hand, dass Götz es gewesen war? Nur deshalb hatte Richter Hohlbeck doch beschlossen, das Hauptverfahren gegen ihn zu eröffnen. Weil er davon überzeugt war, dass die Staatsanwaltschaft hinreichend Belege für eine Verurteilung des Angeklagten beisammen hatte. Es ging in dem

Prozess doch gar nicht mehr darum, zu ergründen, *ob* Götz es gewesen war. Sondern darum, zu beweisen, *dass* er der Täter war!

Ben atmete aus. Und jetzt benutzte Götz ihn, Ben, um das Gegenteil plausibel zu machen! Um eine schlüssige Beschreibung der Zusammenhänge zu konstruieren, die besagen sollte, dass er *nicht* der Täter war. Ein in sich stimmiges Lügengebäude. Er benutzte ihn, um seine Lügen zu perfektionieren. Nicht er, Ben, benutzte Götz, sondern umgekehrt, *er wurde von Götz benutzt*. Manipuliert. Gesteuert.

Ben setzte sich etwas aufrechter hin, spürte, wie ihm der Ärger darüber, dass er sich möglicherweise von Götz hatte hereinlegen lassen, wieder Kraft gab. Wollte er das wirklich zulassen? Musste er tatenlos mit ansehen, was Götz mit ihm vorhatte und umsetzte? Nein! Musste er nicht! Er war frei in dem, was er schrieb! Er war doch nicht verpflichtet, seinen Text vorzulegen. Das stand in keinem Vertrag. *Er* konnte entscheiden, wie er die Fakten und Ereignisse darstellte und wiedergab. Da konnte Götz ihm nicht reinreden. Er, Ben, war der Herr des Textes! Götz konnte versuchen, ihn vor seinen Karren zu spannen. Aber er, Ben, konnte dem widerstehen.

Ja, er konnte es sogar noch geschickter machen! Würde Götz nicht seine Mitarbeit aufkündigen, wenn er mitbekam, dass Ben angefangen hatte, an seiner Unschuld zu zweifeln? Natürlich würde er das! Was für Götz das Ziel ihrer Zusammenarbeit war – dass Ben seine Lügen untermauerte –, musste sich ja in nichts auflösen, wenn Ben ihn für schuldig hielt. Aber er, Ben, brauchte Götz schließlich nicht zu sagen, was er dachte! Wen er für schuldig hielt und wen nicht! Gleichzeitig konnte er in seinem Buch, ganz wie er es für richtig hielt, Götz sehr wohl als den Schuldigen darstellen, wenn er davon wirklich überzeugt war.

Wenn er aber – und als Ben sich das klarmachte, durchrieselte es ihn kalt – in seinem Buch tatsächlich zu dem Schluss kommen sollte, dass Götz der Täter war, würde er diese Einschätzung für alle Zeit zementieren. Ohne sein Buch würde auch bei einer



Verurteilung immer der Schimmer eines Zweifels bleiben, ob Götz nicht vielleicht doch *unschuldig* verurteilt worden war. Gäbe es jedoch sein, Bens, Buch, bei dem Götz ja *mitgearbeitet* hätte, und käme das Buch mit dieser Innenansicht von Götz zu dem Schluss, dass er der Täter gewesen sein muss, wäre auch der letzte Zweifel an Götz' Schuld für immer ausgelöscht.

Es würde nicht das Buch über einen Prozess sein, sondern das Buch über ein Monster! Über einen Menschen, der nicht nur zu einer solchen Tat fähig war, sondern der über Monate hinweg auch noch daran festhielt, sie abzustreiten!

Ben war jetzt hellwach.

War das nicht das viel bessere Buch? Übte nicht ein Mensch, der dazu fähig war, seine Frau und seine beiden hilflosen Töchter mit roher Gewalt zu erschlagen – *und dann zu lügen und es abzustreiten* –, übte nicht so ein Mensch eine viel größere Faszination aus als ein armer Tropf, der nicht nur seine Familie verliert, sondern auch noch unschuldig dafür verurteilt wird?

»Ja!«, stieß Ben hervor, stand auf und ging mit harten, kurzen Schritten in seinem Zimmer auf und ab. Es war wesentlich fesselnder. Je länger er darüber nachdachte, desto mehr war er davon überzeugt, dass sein Buch erst dann wirklich seine Bestimmung, erst dann wirklich zu sich selbst fand, wenn sich die Hauptfigur darin als Mensch entpuppte, der gleichsam das Böse nicht fürchtete. Als ein Mensch, der selbst vor einer Tat, die an Abgründigkeit kaum zu überbieten war, nicht zurückschreckte. Das war es, das Kernstück des Buches, das er sich vorgenommen hatte. Hatten Ben vorher, bei allem Enthusiasmus, immer wieder Zweifel gequält, ob er sich vielleicht nur *einbildete*, dass dies ein großartiges Projekt sein würde, so war jetzt, bei dieser neuen Konzeption, jeder Zweifel wie fortgeblasen. Er würde seine Leser regelrecht umhauen, würde einen Menschen auftreten lassen, wie sie ihn noch nie kennengelernt hatten, würde sie hinein- und hinabführen in die Psyche einer Bestie. Aber nicht in die platte, leblose, hundertmal dargestellte Psyche einer *erfundenen* Figur, sondern in das blutdurchpulste, echte Seelenleben eines *wirklich*

*existierenden Menschen*. Oder, besser gesagt, eines *Unmenschen*, der zwar äußerlich aussah wie ein Mensch, der charmant war, brilliant, höflich, gebildet – unter dieser Oberfläche jedoch eine Tötungsmaschine verbarg, die nichts Menschliches mehr an sich hatte. Ja, so würde man als Leser denken, davon war Ben überzeugt. Zwar hatte man schon immer gehaut, dass es solche Menschen gab, vermutet, dass es unter der Oberfläche in ihrem Herzen so aussehen könnte. Nie zuvor aber hatte man das wahre Monster darunter wirklich kennengelernt. Genau das aber würde man in seinem Buch tun! Ein mehrere hundert Seiten starkes Porträt eines Wesens, bei dem ein Freund – ja, ein *Freund*, ein scheinbarer Freund! – alle Facetten der Persönlichkeit des Killers offenlegte. Eine Reise in nie zuvor betretenes Gebiet. Ein Buch, das Maßstäbe setzen würde!

Bens Blick fiel auf das Telefon, das auf seinem Schreibtisch stand, und die Begeisterung, in die er sich hineingesteigert hatte, schmolz ein wenig ab.

Er musste sie anrufen, diese Lillian Behringer. Aber was genau sollte er ihr sagen? Dass Götz ihn gebeten hatte, Kontakt mit ihr aufzunehmen? Würde sie dann nicht alles tun, um ihn *nicht* zu treffen?

Musste er Götz jedoch mitteilen, dass er Frau Behringer *nicht* getroffen hatte, würde dieser das mit Sicherheit nicht einfach hinnehmen. Schließlich erhoffte sich Götz ein Alibi von ihr. Es bestand also durchaus die Gefahr, dass Ben bei einem Misserfolg in Sachen Behringer die vertrauensvolle Zusammenarbeit mit Götz, die ja gerade erst so vielversprechend begonnen hatte, wieder einbüßte. Ausgerechnet jetzt, wo Ben die Zielrichtung seines Buches endlich glasklar vor Augen stand!

Die Stimmen, das Lachen, die Musik hatten sich zu einem zähen Brei vermengt, einem Rauschen, das sie vor sich hertrieb. Mia irrte durch die Gänge des fensterlosen Labyrinths, in dem sie gelandet war, sie wollte nicht länger bleiben. Es war falsch gewesen, hierherzukommen, sie hatte es von Anfang an gewusst. Längst hatte sie die Orientierung verloren, wusste nicht mehr, wo sie ihre Tasche abgestellt hatte, nicht mehr, in welchem Bereich des Baus sie inzwischen gelandet war, nur dass sie Dunja finden musste, dass sie sie bitten wollte zu gehen – das war ihr klar.

Bevor sie sich getrennt hatten, hatte Dunja gesagt, dass sie sich bei den Spieltischen treffen würden. Als Mia sich endlich zu den dunkelrot ausgeschlagenen Räumen durchgefragt hatte, in denen die Menschen mit ihren Plastikgesichtern zu Dutzenden an den Tischen lungerten, sah sie Dunja auch tatsächlich auf einem Stuhl sitzen. Zu beiden Seiten war sie von Männern flankiert, die sich abwechselnd oder auch gleichzeitig zu ihr hinabbeugten, während sie sich laut lachend und gestikulierend über den Tisch lehnte, um sich immer neue Karten von der Frau geben zu lassen, die das Spiel überwachte.

Als Mia an die Gruppe herantrat, wandte sich einer von Dunjas Begleitern zu ihr um. Sein Gesicht zog sich unter der halbtransparenten Maske auseinander, und sie hatte das Gefühl, seine Stimme eierte regelrecht, als er Worte in ihre Richtung hervorgurgelte, die sie nicht verstand.

»Dunja!«

Aber Dunja hielt den Kopf geradeaus auf den Tisch gerichtet.

»Dunja, bitte!«

Mia drängte den Mann, dessen Zähne sie schon an ihrer Ohrmuschel spürte, vorsichtig beiseite, um endlich die

Aufmerksamkeit ihrer Freundin zu erringen.

»Ich will gehen, ich muss raus hier, Dunja. Ich ertrage das nicht mehr«, perlten die Worte aus Mias Mund, während der Fremde sich von hinten an sie drängte, ihren ganzen Körper nach vorne schob.

Doch Dunja beachtete sie nicht. Außer sich, griff Mia ihre Freundin am Kinn, drehte ihr Gesicht so, dass sie hineinschauen konnte. Dunjas Augen hinter den Löchern der Maske wirkten, als ob sie Kontaktlinsen aus Milchglas eingesetzt hätte. Sie war wie entrückt, erkannte sie nicht.

Entsetzt ließ Mia den Kopf ihrer Freundin los. Er sackte nach hinten, aber Mia fing ihn nicht auf. Angeekelt schlug sie die Hand des Mannes beiseite, der sie von hinten bedrängte, entwand sich der Gruppe, die den Tisch umstand, und eilte aus dem Spielzimmer. Hinter sich hörte sie noch einmal das Lachen ihrer Freundin, und es klang, als wäre Dunja durch Mias Versuch, sie der gespenstischen Gruppe zu entreißen, nur kurz stehengeblieben, wie eine defekte Spieluhr.

... Lillian Behringer ...

Ben hatte seinen Computer hochgefahren und den Namen in eine Suchmaschine eingegeben. Keine Treffer. Nur ein paar Einträge aus den USA, die nichts mit der Frau zu tun haben konnten, die Götz meinte.

Er griff nach dem Telefon auf seinem Schreibtisch und wählte Seewalds Nummer. Als er einen Assistenten des Anwalts in der Leitung hatte, ließ er Seewald ausrichten, er wolle wissen, wer Lillian Behringer sei. Herr Götz habe ihn gebeten, sie zu kontaktieren.

Ben wusste, dass es vielleicht nicht in Götz' Interesse war, wenn Ben dem Anwalt gegenüber Frau Behringer erwähnte. Aber ganz ohne Absicherung wollte er sich dann auch wieder nicht von Götz beauftragen lassen.

Drei Stunden später rief Seewald zurück.

»Mein Mandant hat zugestimmt«, hörte Ben die Stimme des Verteidigers aus dem Hörer kommen. »Ich habe mich heute Nachmittag mit ihm in Verbindung gesetzt, und er meinte, dass es vielleicht wirklich besser ist, wenn Sie wissen, woran Sie sind.«

»Ja?«

»Frau Behringer arbeitet in ihrem eigenen Unternehmen.«

»Okay.«

»Man kann sie buchen, verstehen Sie? Für ein Abendessen, ein Wochenende, eine Reise. Aber nicht, was Sie denken«, sprach Seewalds Stimme weiter. »Herr Götz meinte, dass Frau Behringer nie mehr als mit einem ... also mit einem Kunden zu tun hat.«

»Nicht, was ich denke?«

»Kein Callgirl, kein Escort, nein.«

»Sondern?«

»Herr Götz hat Frau Behringer durch einen befreundeten Bauherrn kennengelernt, dessen Namen er nicht nennen möchte. Das würde auch nichts zur Sache tun, meinte er. Seitdem habe er sich ungefähr einmal die Woche mit ihr verabredet. Und er sei mehr oder weniger davon überzeugt, dass sie niemanden außer ihn getroffen habe.«

»Aber er hat sie bezahlt.«

»Ja.«

Nachdem er aufgelegt hatte, lag Ben eine Weile unentschlossen auf dem Sofa. Sollte er sich vom Thailänder etwas zu essen bestellen? Kurzerhand griff er zum Telefonhörer, wählte dann aber nicht die Nummer des Thailänders, sondern die Telefonnummer, die Götz ihm gegeben hatte. Nach dem vierten Klingelzeichen nahm jemand ab.

»Ja?« Ihre Stimme war ein wenig rauh.

»Frau Behringer?«

»Wer sind Sie?«

»Mein Name ist Henning Jacoby«, sagte Ben. Manfred Noack habe ihm ihre Nummer gegeben.

»Wer?«

Es war einer der Bauherren, die Ben in dem Buch über Götz erwähnt gesehen hatte. »Noack. Er baut das Quartier in der Heidestraße, das Julian Götz entworfen hat.«

»Und?«

In Bens Kopf jagten sich die Gedanken.

»Das würde ich sehr gern persönlich mit Ihnen besprechen, Frau Behringer. Nicht am Telefon.«

Sie schien einen Moment zu überlegen.

»Darf ich einen Fahrer vorbeischicken, der Sie abholt?«

»Ja, das ginge natürlich auch ...« Es klang, als hätte seine letzte Äußerung ihre Antwort fast wie einen Reflex ausgelöst.

»Ich habe einen Tisch im Four Seasons reservieren lassen«, versuchte Ben, den Sack zuzumachen. »Um acht? Das würde

mich wirklich sehr freuen.«

Er wusste, dass er sie überfiel, aber er hatte sich eher auf seinen Instinkt verlassen als gegrübelt, wie er am besten vorgehen sollte.

»In Ordnung.«

»Großartig! Ich erwarte Sie dort.«

Der Saal des Restaurants verfügte über mehrere schaufenstergroße Glasscheiben, die auf den Gendarmenmarkt hinausgingen. Halbhohe weiße Vorhänge schirmten die Speisenden vor den Blicken der Passanten ab, über die Vorhänge hinweg konnte man jedoch die beiden Kirchen und das Konzerthaus auf dem Platz sehen.

Ben nippte an einem Weißwein, den er sich hatte kommen lassen. Er war unruhig und gespannt. Nach dem Telefongespräch hatte er einen Limousinenservice herausgesucht und der Vermittlung eingeschärft, der Fahrer solle sich als Angestellter eines gewissen Henning Jacoby ausgeben. Dafür war Ben bereit gewesen, fünfzig Euro extra zu zahlen. Dann hatte er geduscht und seine frisch gewaschenen, abgetragenen Jeans angezogen, die er für den Anlass am angemessensten hielt, dazu ein sauber gebügeltes, weißes Hemd.

»Möchten Sie schon etwas bestellen?« Der Kellner lächelte nicht und wirkte doch absolut dienstfertig.

»Ich warte noch einen Augenblick, danke.«

Mit einem Nicken entfernte sich der Ober wieder.

Ben warf einen Blick auf die Uhr. Viertel nach acht. Und wenn sie nicht kam? Er zog sein Handy aus der Tasche, checkte das Display. Keine Anrufe.

Er spürte, wie die zwei Geschäftsleute am Nachbartisch aufsahen. Und blickte hoch. Eine Frau, Ben schätzte sie auf Anfang dreißig, war am Eingang beim Kellner stehen geblieben. Ihren Mantel musste sie bereits abgegeben haben, denn sie trug nur ein einfarbiges, geripptes Wollkleid, das bis knapp über das Knie reichte. Ihr Haar war am Hinterkopf zu einem dicken Knoten zusammengebunden, in der Hand hielt sie eine Tasche, die nicht größer war als ein längliches Buch.



Der Kellner nickte und setzte sich in Bewegung, direkt auf den Tisch zu, an dem Ben saß. Bens Eingeweide zogen sich zusammen. Einen kurzen Augenblick verdeckte der Kellner die Frau. Ben hörte nur das Klicken ihrer Absätze auf dem Steinfußboden, dann sah er, wie der Kellner zur Seite trat, mit der Hand auf Bens Tisch deutete – und stand auf. Sie blickte ihm geradewegs ins Gesicht.

»Frau Behringer?« Ben spürte, wie er leuchtete.

»Herr Jacoby.«

Ihre Hand glitt in seine.

»Freut mich sehr.«

Sie lächelte. Ihre Augen waren dunkel, glänzten, ihre Lippen waren dezent geschminkt.

»Ich hoffe, ich habe Sie nicht zu lange warten lassen.«

Ben ließ ihre Hand los. Sie war etwas kleiner als er, das Kleid umfloss ihren Körper wie die Fischhaut eine Meerjungfrau.

»Aber nein«, seine Hände zitterten ein wenig. »Bitte, setzen Sie sich.«

Sie nahm ihm gegenüber Platz, legte ihre Handtasche neben sich auf das gestärkte weiße Tischtuch. Ben hatte vorgehabt, ihr möglichst gleich zu eröffnen, wer er in Wirklichkeit war, kaum dass sie zusammen am Tisch sitzen würden. Jetzt aber, als er sie vor sich sah, ihre Augen, ihre Ausstrahlung ihn unmittelbar berührten, ja, er auch wahrnahm, wie die beiden Business-Typen am Nebentisch auf ihre Erscheinung reagierten, war er sich nicht mehr so sicher, ob es wirklich das Beste war, gleich damit anzufangen, dass Götz derjenige war, der ihn schickte. Riskierte er damit nicht, dass sie ihm knapp mitteilte, das gerne bereits vorher gewusst zu haben, aufstand und ging? Er konnte sie ja schlecht am Arm festhalten. Auf der anderen Seite aber zeigte ihr Kommen doch, dass sie durchaus bereit war, ein wenig Zeit mit ihm zu verbringen. Und könnte sie ihm nicht einiges über Götz erzählen?

»Sind Sie auch im Baugeschäft?« Sie hatte den Kopf ein wenig geneigt und sah ihn von unten herauf an.

»Nein!« Ben suchte noch nach seiner Rolle. »Anwalt.« Genau. »Ich gehöre zum Team von Steffen Seewald.«

»Ach ja?« Ihr Körper schien sich etwas anzuspannen.

»Sie kennen Seewald? Er vertritt Julian Götz, den Inhaber von Götz Town Structures in dessen Prozess. Manfred Noack war so freundlich, Herrn Götz unsere Kanzlei zu empfehlen.«

Ihre Finger trommelten leicht auf die Handtasche. »Noack, Sie erwähnten ihn schon am Telefon. Aber der Name sagt mir nichts.«

»Nein?« Nicht verunsichern lassen! »Da haben Sie was verpasst. Ein Bär von einem Mann. Man spricht doch von Baulöwen? So einer ist Noack«, erfand Ben munter drauflos. »Er spekuliert, kauft Grundstücke in besten Lagen, entwickelt sie, baut darauf, alles aus eigener Tasche. Und dann verkauft er die Gebäude, manchmal Hunderte von Wohnungen. Es ist ein hochriskantes Geschäft, und er versteht es besser als jeder andere.« Das musste doch die Art von Klientel sein, die sie kannte.

Sie sah ihn an, schien nachzudenken. Natürlich war unklar, wie er auf sie gekommen war, wenn sie Noack nicht kannte.

»Ich dachte, er wäre Ihnen schon einmal persönlich begegnet«, fuhr Ben fort. »Aber es kann natürlich auch sein, dass er nur von Ihnen gehört hat.«

»Was wollen Sie, Herr Jacoby?«

Das war direkt. Ben lächelte. »Gleich, gleich, Frau Behringer. Entschuldigen Sie, dass ich mich so unklar ausdrücke.« Er hob die Hand, machte dem Kellner ein Zeichen. »Möchten Sie vielleicht einen Aperitif, ein Glas Champagner?«

»Warum nicht.« Sie stützte die Ellbogen auf den Tisch, verschränkte die Finger ineinander und legte das Kinn auf die so entstandene Fläche.

»Es geht um ein Essen, nächste Woche«, sagte Ben, nachdem er zwei Gläser Champagner bestellt hatte. »Ein Geschäftsessen, hier in Berlin. Die Einzelheiten will ich Ihnen ersparen. Nichts Besonderes, es wird sicher sehr nett werden. Die beiden Herren,

mit denen ich mich treffe, werden ihre Frauen mitbringen. Und ich habe keine Lust, als Einziger ohne Begleitung zu kommen. Würden Sie mir Gesellschaft leisten?»

Einigermaßen zufrieden mit sich sah er sie an. In seinen Ohren hatte es überzeugend geklungen. Weiter hinten in seinem Kopf gab es zwar eine Stimme, die ihm zuraunte, dass er es sich nur immer schwerer machte, je länger er ihr etwas vorspielte. Aber er wollte auf diese Stimme nicht hören.

»Wann wäre das?« Sie hatte das Kinn von den Händen gehoben, die Ellbogen aber auf dem Tisch gelassen.

»Nächsten Mittwoch. Um acht. Der Fahrer würde Sie wieder abholen.«

Sie griff nach ihrer Handtasche, holte ein kleines Handy hervor, tippte ein wenig darauf herum. »Ja, das ließe sich machen«, sagte sie vorsichtig und legte das Gerät neben sich auf den Tisch.

»Großartig!« Ben lehnte sich zurück. »Wie handhaben Sie Ihr Honorar?«

Sie lächelte, und ihre schönen Augen funkelten. »Haben Sie eine Mailadresse? Dann kann ich Ihnen die Kontoverbindung mailen. Oder auch nachher per SMS schicken.«

»Das Gleiche gilt für heute, nehme ich an.«

»Ja.«

»Gut«, sagte Ben, dachte, dass er jetzt zum entscheidenden Schlag ausholen musste – und tat es. »Ich könnte Ihnen den Betrag für beide Aufträge natürlich auch bar aushändigen, das wäre mir fast lieber.«

Sie schien fast ein wenig zusammenzuzucken. »Nicht hier am Tisch!«

»Natürlich nicht«, beruhigte er sie. »Ich habe ein Zimmer hier im Hotel.« Er musste sie nicht ansehen, um zu wissen, wonach das klang. »Verstehen Sie mich nicht falsch«, beeilte Ben sich hinzuzufügen. »Es gibt noch ein paar Einzelheiten, die ich ganz gern besprechen würde.« Er sah sich um. »In einem ruhigeren Rahmen.«

Der Kellner trat mit den Gläsern und der Flasche Champagner an ihren Tisch. Ben lehnte sich zurück, damit er die Gläser hinstellen konnte. Im gleichen Augenblick war ein Handyklingeln zu hören. Das kenne ich, dachte Ben, irgendeiner hat wieder vergessen, sein Handy auszuschalten.

»Danke.«

Er nickte dem Kellner zu, beobachtete, wie der Champagner in Lillians Glas floss, aufsprudelte, sich wieder setzte – während das Handy erneut klingelte.

»Ach so!«

Erschrocken griff Ben in die Tasche seines Jacketts. Als er endlich das Telefon in der Hand hielt, klingelte es zum dritten Mal. Diesmal war der Ton jedoch unvergleichlich viel durchdringender, es dröhnte geradezu in seinen Ohren.

»Entschuldigen Sie.« Er warf Lillian einen Blick zu, spürte, wie der Kellner versuchte, ruhig die Gläser weiter vollzuschenken, sah aufs Display. Es war eine Nummer, die er erst vor ein paar Tagen eingetippt hatte. Sophie Voss.

Es klingelte erneut. Der Kellner sah ihn an. Wenn ich sie wegdrücke, muss ich das erklären, schoss es Ben durch den Kopf. Er streckte dem Kellner die Handfläche entgegen, als wolle er Protest im Vorhinein beschwichtigen, und nahm den Anruf an.

»Sophie? Entschuldige, ich bin gerade in einer Besprechung. Kann ich dich zurückrufen?«

»Ja, sorry, natürlich.« Er konnte ihr regelrecht anhören, wie der Ton seiner Stimme sie erschreckt haben musste. »Ich wollte nur mal kurz durchrufen, ruf mich an.« Es klickte.

»Sorry«, sagte jetzt auch Ben und schaltete demonstrativ sein Handy aus, während der Kellner sich bereits vom Tisch entfernte. Dann bemerkte er Lillians belustigten Blick. »Nein wirklich, ich würde sehr gern etwas mit Ihnen besprechen.«

»Besprechen.«

Er überhörte den spöttischen Klang ihrer Stimme. »Ja, genau.« Zwar hatte er bereits erhebliche Ausgaben getätigt, sein eigentliches Anliegen jedoch nicht einmal erwähnt. Dass sie

mitspielte, war wichtig für ihn – es durfte nicht schiefgehen.  
»Wäre das okay für Sie?« Ben lächelte sie freundlich an.

Sie lehnte sich zurück.

»Es ist eine, wie soll ich sagen, etwas delikate Angelegenheit. Ich dachte, ich könnte mit Ihnen hier am Tisch darüber sprechen, aber jetzt, wo wir hier sind, sehe ich, dass das doch keine so gute Idee wäre.« Er hob das Glas. »Was sagen Sie?«

Lillian ließ ihres stehen. »Ich weiß nicht, ob ich wirklich gespannt bin.«

Ben lachte. »Das sollten Sie aber sein, Frau Behringer.« Und er hatte den Eindruck, als würde sich seine Überzeugtheit auf sie übertragen.

Mia versuchte, sich zu orientieren.

Die Menschen um sie herum wirkten trunken, wie benommen, verzaubert.

Sie ragten vor ihr auf, zu Gruppen verschlungen, aus denen sie nur hin und wieder ein übernatürlich glattes Plastikgesicht hervorblitzen sah. Leiber, Arme, Hälse, die sich umeinander rankten, hinabgebogen zu einer liegenden Frau, einem knienden Mann. Die in der Dunkelheit durchweg schwarz wirkenden Kleider waren zu Faltenbergen zusammengefasst, aus denen eine Hand, ein Bein, ein Bauch hervorsahen, Glieder, die nach Mia griffen, während sie versuchte, sich fernzuhalten.

Verzweifelt bemühte sie sich darum, in dem Gewirr der Räume die Stelle wiederzufinden, an der sie mit Dunja das Labyrinth betreten hatte. Den Punkt, an dem sie durch die Tür hindurch zurück in das Parkhaus gelangen würde. Aber je länger Mia umherirrte, desto mehr verwirrte sie das verschachtelte System der nur durch vereinzelte Lichtschimmer und Reflexionen beleuchteten, fast beweglich wirkenden Räume.

Mit der Schlüsselkarte für Zimmer 412 in der Hand schritt Ben durch den blitzsauberen Hotelflur im vierten Stock. Das Zimmer hatte er vorsorglich reserviert. Er hatte sich schon gedacht, dass es schwierig werden könnte, die Dinge, die er mit Lillian Behringer zu besprechen hatte, unter all den anderen Menschen im Restaurant vorzubringen.

Sie hatten sich beim Essen auf einen Hauptgang beschränkt. Ben hatte darauf geachtet, dass weder er noch Lillian über ihre Arbeit reden mussten. Stattdessen hatte er unverfängliche Themen angeschnitten, hatte versucht herauszubekommen, wohin sie gern reiste, ob sie gern ins Kino ging, was sie las. Es war ihm nicht schwergefallen. Sie hatte bewiesen, dass sie Sinn für Humor hatte, das Essen war außergewöhnlich gut gewesen, und Lillian schien sich damit abgefunden zu haben, ein wenig Zeit für ihn zu opfern. So war das Essen wie im Flug vergangen, auch wenn sie nicht viel von sich preisgegeben hatte.

Zimmer 412. Ben steckte die Plastikkarte in das Schloss, die Leuchtdiode sprang von Rot auf Grün, und es knackte. Lillian hatte ihn gebeten, zuerst allein in das Zimmer gehen zu können. Vielleicht hatte sie sich überzeugen wollen, dass alles in Ordnung war. Er hatte nichts dagegen gehabt, ihr seine Schlüsselkarte ausgehändigt und sich an der Rezeption eine zweite Karte geben lassen.

Ben drückte die Klinke nach unten. Lautlos schwenkte die schwere Holztür auf. Er trat in ein kleines Vorzimmer.

»Frau Behringer?«

Keine Antwort. Er ließ die Zimmertür hinter sich zugleiten und die Chipkarte in der Seitentasche seines Jacketts verschwinden. Dann öffnete er die Zwischentür, die in die Suite führte.

Sie stand mit dem Rücken zu ihm am Fenster, das auf den

Gendarmenmarkt hinausging. Ihre Arme waren verschränkt, es roch nach der Zigarette, die sie auf der Höhe ihres Kinns in der Rechten hielt.

Sie drehte sich nicht um.

»Alles in Ordnung?«

»Ja.« Sie schaute nach draußen.

Ben holte sein Portemonnaie hervor. Zählte vierhundert Euro ab, legte sie auf den kleinen pseudoantiken Schreibtisch, der rechts an der Wand stand. Vierhundert müssten doch genügen, dachte er.

Sie hatte sich noch immer nicht umgesehen. Der Rauch ihrer Zigarette schlängelte sich träge empor. Einen Augenblick kam es Ben so vor, als würde der Verlauf des Rauchs die Linie ihres Rückens wiederholen, die sich durch das Kleid abzeichnete.

»Also?«, hörte er sie sagen.

»Mein Name ist nicht Jacoby.« Er schluckte.

»Nein?«

»Julian Götz hat mich gebeten, mit Ihnen zu sprechen.«

Sie antwortete nicht.

»Ich hatte Angst, Sie würden es ablehnen, mich zu treffen, wenn Sie erfahren, dass Herr Götz mich schickt.«

Er ließ ihr ein wenig Zeit, um sich auf die neue Situation einzustellen, dann trat er einen Schritt näher an sie heran.

»Wollen Sie nicht wissen, worum es geht?« Er stand jetzt dicht hinter ihr, konnte von hinten ihr Profil sehen, die leichte Wölbung ihrer Wange, die sich bis unter ihr Auge erstreckte. Ein paar luftige Haarsträhnen hatten sich aus dem Knoten gelöst und bewegten sich im Gleichtakt mit dem Rauch.

»Nein, ich darf ihren Hals nicht berühren.«

Es war fast, als hätte es jemand anders gesagt.

»Wie geht es ihm?«, fragte sie.

»Gut.« Feine Härchen glitzerten kaum wahrnehmbar aus dem Ausschnitt ihres Kleides hervor und zogen sich bis zum Haaransatz im Nacken. »Wir schreiben zusammen an einem Buch. Der Fall Götz. Aus seiner Sicht, verstehen Sie? Er hat mich



gebeten, Ihnen auszurichten, dass es ihm leidtut und er Sie nicht mit hineinziehen wollte, dass ihm aber nichts anderes mehr übrigbleibt. Und dass er sie bittet auszusagen. Über den 25. September.«

Jetzt wandte sie sich doch um. Ihr Gesicht war ernst geworden. Ben spürte, dass sie nicht mehr Herrin der Lage war.

»Es tut mir leid, dass ich Sie angelogen habe«, flüsterte er beinahe. »Wirklich. Aber ich wusste nicht, wie ich Sie bewegen sollte, mit mir zu sprechen. Das Buch, an dem Herr Götz und ich arbeiten ... es ist wichtig, für ihn und auch für mich. Ich wollte Sie nicht überfallen. Ich wollte in Ruhe mit Ihnen darüber reden.« »Und dich auf den Mund küssen.«

Sie drehte sich zur Seite, drückte die Zigarette aus.

Ben bemerkte, wie ihr Blick auf das Geld fiel, das er auf den Schreibtisch gelegt hatte. Ihre Augen tasteten sein Gesicht ab.

»Dein Kleid am Saum berühren und langsam nach oben streifen, über deine Schenkel, deinen Slip, die Hüften, den Bauch.«

Bens Körper brannte. Er vermeinte den weichen Druck ihrer Brust auf seiner Haut spüren zu können. Er sah es vor sich, wie er den Knoten ihres Haares löste.

»Was denken Sie?« Seine Stimme war belegt. »Haben Sie vielleicht schon einmal darüber nachgedacht?«

Sie spitzte die Lippen. »Wie heißen Sie wirklich?«

»Lindenberger. Ben Lindenberger.«

»Sind Sie verdrahtet, Herr Lindenberger?«

»Zieh mich aus, dann siehst du es.«

»Nein.«

»Ich nehme an, der Auftrag für nächste Woche hat sich damit erledigt?« Sie griff nach der Handtasche, die sie auf einem kleinen Tisch am Fenster abgelegt hatte.

»Ich kann dich nicht gehen lassen.«

Er machte eine Bewegung nach vorn und berührte ihr Handgelenk. Überrascht wandte sie den Kopf zu ihm um. Ben griff um ihre Hüfte. Es fühlte sich so an, als würde sie jedes

unausgesprochene Gefühl von ihm nicht nur verstehen und befolgen, sondern auch erwidern. Ihr Körper dehnte sich in seinen Händen. Er spürte ihre Muskeln unter dem eng anliegenden Kleid. Sie hatte den Kopf zurückgebogen, sein Mund tastete über ihren Hals, ihr Parfüm schien seine Gedanken zu überfluten. Dann fühlte er, wie seine Rechte unter ihr Kleid glitt.

Als Ben aufwachte, wurde es gerade hell. Sein Blick fiel auf den Radiowecker auf dem Nachttisch. Kurz vor halb sieben.

Sein Kopf war schwer. Sie hatten miteinander geschlafen. Der Sex war wie ein Rausch gewesen. Gegen zwei Uhr nachts musste er eingeschlafen sein.

Er schlug die Decke zurück. Das Bettzeug roch noch nach ihr.

»Lillian?«

Er wusste, dass sie nicht mehr da war. Mühsam schwang er die Beine über den Bettrand, stand auf. Ihn schwindelte. Er stapfte zu seinem Jackett, das über der Lehne des Stuhls am Fenster hing, und holte sein Handy hervor. Es war noch immer ausgeschaltet. Als er es aktivierte, zeigte es einen Anruf auf der Mailbox an. Sophie.

»Ben? Ich wollte vorhin nicht stören. Es ist ... weißt du, ich wollte dich kurz treffen, wegen meiner Familie. Ich habe das Gefühl, ich muss dazu was sagen. Morgen auf einen Kaffee vor der Arbeit? Würde mich freuen. Sophie.«

»Hey.« Gut gelaunt trat Sophie an ihm vorbei in die Fabriketage, als er ihr zwei Stunden später die Tür zu seiner Wohnung öffnete.

»In so einer Loft habe ich immer schon einmal leben wollen.« Sie drehte sich um ihre Achse.

Ben schloss die Tür. »Mir kommt es manchmal so vor, als wäre es gar nicht so schlecht, mehr als nur einen Raum zu haben.« Eigentlich hatte er sie in einem Café treffen wollen, aber Sophie hatte gemeint, sie würde am liebsten zu ihm nach Hause kommen.

»Machst du mir einen Kaffee?« Ihre Haare waren offen, umrahmten ihr Gesicht wie eine Mähne.

Ben nickte und ging in die Einbauküche.

»Ich hoffe, ich habe dich jetzt nicht zu sehr überfallen«, hörte er sie hinter sich sagen.

»Im Gegenteil, ich freu mich, dass du vorbeikommst.« Er angelte nach der Büchse mit dem Espressokaffee.

»Und? Wie geht's voran?« Er drehte sich um. Sie stand hinter dem Sofa, das zur Küche hin ausgerichtet war, sah aber zu seinem Schreibtisch hinüber, der an der Wand stand. »Mit der Arbeit, meine ich.«

»Heute nicht so doll«, gab er zu.

»Wo bist du denn gerade?«

Ben runzelte die Stirn. »Ich weiß nicht.«

»Du weißt nicht, wo du in dem Buch bist, das du schreibst?«

»Nein, ich schreibe nicht unbedingt das Buch von A bis Z durch, ich arbeite eher mal hier, mal dort, mal mehr am Anfang, dann wieder in der Mitte ...«

Sie nickte, ohne etwas zu sagen.

»Müssen wir über das Buch sprechen?«

Die paar Worte allein hatten den Kopfschmerz wieder verstärkt, der ihn schon den ganzen Morgen über plagte. Und er hatte auch eine Ahnung, woran das lag. Seitdem Götz ihm eröffnet hatte, dass er gelogen hatte, war es Ben nicht mehr gelungen, etwas zu schreiben. Sollte er Götz wirklich ins Gesicht sagen, dass er ihn als Unschuldigen darstellen würde – und hinter seinem Rücken, im Text, das genaue Gegenteil behaupten?

»Reden wir lieber von dir«, schlug er vor. »Wie läuft es bei Götz Town Structures? Kommt ihr mit euren Projekten voran?«

»Na ja«, sie ging um das Sofa herum und setzte sich. »Julian kann die Geschäfte nur sehr bedingt von der U-Haft aus leiten. Da sind ein paar Sachen natürlich ins Stocken geraten.«

Ben schraubte die Kaffeemaschine zu und stellte sie auf den Gasherd. Ein Bild von Lillian, nackt auf dem weißen Laken des Hotels, blitzte vor ihm auf.

»Hast du eigentlich eine Freundin?«

Ben warf Sophie einen Blick zu. Sie feixte ihn an.

»Geht dich das was an?«, schoss er zurück.

»Oh«, übertrieben entschuldigend hob sie beide Hände und wackelte mit den Hüften. »Ich wollte dir nicht zu nahe treten.«

Er fuhr sich durch die Haare. »Nein, schon gut. Ich bin irgendwie noch ein bisschen neben der Spur.« Er hockte sich auf den Sessel, der dem Sofa gegenüberstand. »Im Moment bin ich, wie heißt es so schön, single. Und du?« Jetzt war er es, der grinste.

»Single.« Sie schlug die Beine übereinander und nahm die Haare hinter dem Kopf zusammen, blieb mit aufgerichteten Armen und den Händen hinter dem Kopf sitzen.

»Wieso das?«, hakte er nach.

»Ich bin gern unabhängig«, sagte sie. »Aber ...«

»Aber?«

»Aber das heißt ja nichts, wollte ich fast schon sagen, habe es mir dann aber doch anders überlegt«, entgegnete sie lachend und ließ die Haare fallen.

Warum bist du hier?, dachte Ben.

Er stand auf und ging wieder zum Herd, wo die Kaffeemaschine zu gurgeln angefangen hatte.

»Du musst versuchen, sie zu verstehen«, hörte er Sophie hinter sich sagen, »meine Eltern, meinen Bruder, meine Familie. Sie sind nach dem, was passiert ist, natürlich noch ganz aufgewühlt. Und ich glaube nicht, dass sich das so bald ändern wird.«

»Ja, ist doch klar.« Er sah zu ihr hin. Sie war wieder ernst geworden. »Ich mach ihnen doch keinen Vorwurf.« Ben nahm die Kaffeemaschine vom Herd und trug sie zusammen mit zwei Tassen, Milch und Zucker auf einem Tablett zum Sofa zurück.

»Ich will auch noch mal mit Sebastian reden.« Sophie sah ihm aufmerksam beim Einschenken zu. »Das geht einfach nicht, dass ich jemanden einlade und er sich benimmt, als wäre er bei sich zu Hause.«

»Hmm.« Ben hantierte mit dem Kaffeegeschirr.

»Was ist?« Sophie schaute ihn aufmerksam an.

»Nichts ...« Er ließ sich in den Sessel fallen. »Ich habe nicht

besonders gut geschlafen. Sonst nichts.« Er lächelte, aber es schmerzte fast.

»Am liebsten würde ich es nicht sagen müssen«, begann Sophie, »aber nachher ärgere ich mich sonst vielleicht.«

»Nun spuck es schon aus.« Er nickte freundlich, wirklich neugierig jetzt. »Was bringt dich hierher?«

»Weißt du ...«

Sie brach ab, atmete aus, trank einen Schluck von ihrem Kaffee. Ihre Augen lächelten ihn an.

»Du willst, dass ich dich förmlich nötige, es zu sagen.«

»Ja.« Sie schmunzelte neckisch und stellte die Tasse zurück auf den Unterteller. »Nein! Was ich meine, ist, dass ich dich bitten wollte, nicht so schlecht über sie zu schreiben, in dem Buch, weißt du.«

Das war es also.

»Ja, nicht nur, weil es meine Familie ist, obwohl, das auch ... aber auch wegen Julian.« Sie schaute ihn prüfend an. »Es würde ihm nicht gerade helfen. Ich kann mir schon vorstellen, wie Sebastian, mein Vater, wie das alles auf dich gewirkt hat. Aber wenn du das so in dem Buch schilderst, werden die Leute vielleicht denken: In der Familie ist doch alles möglich. Und das wäre natürlich fatal. Und außerdem falsch. Es sind sehr liebe Menschen, weißt du, und Julian ... Er hat zwar Christine geheiratet, aber er hat mit meiner Familie nicht wirklich etwas zu tun. Ich meine, er ist nicht für sie verantwortlich, verstehst du? Es täte mir leid, wenn es ein schlechtes Licht auf ihn werfen würde, nur weil ich neulich nicht in der Lage war, meinen Bruder zu bändigen.«

Ben sah ihr beim Sprechen zu. Was er darauf antworten sollte, wusste er allerdings nicht.

»Du sagst ja gar nichts.«

»Nein, doch ... ich meine, okay.« Er brach ab. »Ich versteh schon, was du meinst.«

»Aber?«

»Nichts aber.«

»Wie ›nichts aber‹?«

Er schwieg.

»Du willst mir nichts versprechen, ist es das?«

Er holte Luft. »Na ja, so einfach ist es nicht, ein Buch zu schreiben. Ich weiß ja selbst noch nicht genau, wie ich alle Einzelheiten anlegen werde. Da ist es dann schwierig, wenn man sich von vornherein auf eine bestimmte Richtung festlegen muss. Das beschränkt die Freiheit, ja? Wenn man dann grübelt, wie man es machen will, kann man die ganze Zeit nur daran denken, was man *nicht* machen darf. Ich weiß wirklich nicht, ob ich bereit bin, mich auf so eine Einschränkung einzulassen.« Er sah, wie sich ihr hübsches Gesicht ein wenig verdüsterte. »Aber das heißt nicht, dass du Angst haben musst«, beeilte er sich, hinzuzufügen. »Ich werde schon nicht gemein zu ihnen sein. Keine Sorge.«

Sie setzte sich wieder etwas aufrechter hin. »Meinst du?«

»Na klar.«

Hab ich mich jetzt doch festgelegt? Ben merkte, wie ihn dieser Gedanke ärgerlich machte. »Wie gesagt, ich kann im Grunde genommen nicht wirklich darüber reden. Ich muss mir einen gewissen Spielraum frei halten.«

Sie runzelte die Stirn. Es war klar, dass er sich nicht festnageln lassen wollte, und sie somit nicht erreicht hatte, worauf sie eigentlich abzielte.

»Aber«, fing Sophie noch einmal an, »hast du dich nicht auch festgelegt, als du gesagt hast, dass dein Buch ganz klar von Julians Unschuld ausgeht? Also nicht nur ausgeht, sondern dass du seine Unschuld ganz klar belegen wirst? Dass das sozusagen der Sinn des Buches ist?«

Es kam Ben so vor, als hätte sie mit einer glühenden Nadel in eine offene Wunde gestochen.

»Hast du das eigentlich mitbekommen, von Seewald«, fragte er ausweichend, »dass Götz an seiner Aussage darüber, was er zur Tatzeit gemacht hat, nicht festhält?« Er war sich nicht sicher, ob es okay war, darüber zu sprechen. Aber es ging jetzt nicht darum, was für Götz das Beste war, sondern dass er sein Projekt

nicht gefährden durfte. Und dazu gehörte auch, dass er sich mit Götz' Familie nicht überwarf.

Sie nickte vage. »Er hat etwas erwähnt, nichts Genaueres.«

»Soll ich dir sagen, dass dein Schwager deine Schwester mit einer Art Callgirl betrogen hat?«

»Ich weiß auch nichts Genaueres.« Ben suchte nach Worten.  
»Aber eines weiß ich schon: Dass er gelogen hat, als er gesagt hat, dass er im Tiergarten war. Gelogen, verstehst du? Ich meine, ich habe mich, ehrlich gesagt, schon gefragt, wo er sonst noch überall gelogen hat, als ich das gehört habe.«

Sie sah ihn erschrocken an.

»Na ja, geht dir das nicht so?«

»Wie? Was soll das denn heißen?«

Ben senkte die Stimme. »Hast du dich das nie gefragt? Ob es nicht auch sein könnte, dass ... er es gewesen ist?«

»Dass er Christine und die Kleinen ...?«

Ben ließ den Kopf kurz nach unten wippen. »Ja?«

Jetzt stand ihr der Schreck deutlich ins Gesicht geschrieben.  
»Nein«, hauchte sie, »natürlich nicht. Bist du wahnsinnig? Ich kenne Julian. Ich habe fast drei Monate lang mit ihm unter einem Dach gelebt, kenne ihn seit über fünfzehn Jahren. Julian ist alles, was du willst, egoistisch, anmaßend, reizbar, mehr oder weniger besessen, okay. Aber er hat ... das hat er nicht ... Er könnte es nicht. Niemals.«

Ben schwieg.

»Zweifelst du wirklich daran?« Ihre Stimme klang alarmiert.  
»Was heißt denn das für dein Buch?«

Ihre Bestürzung übertrug sich auf Ben. Wenn sie Götz gegenüber erwähnte, dass er angefangen hatte, an Götz' Unschuld zu zweifeln, wäre das Projekt ernsthaft gefährdet. Er musste ein Vertrauensverhältnis zu ihr aufbauen, aber er durfte nicht zu weit gehen.

»Nein«, Bens Hand legte sich auf ihre, »das ist es ja nicht. Ich zweifle nicht an seiner Unschuld. Im Gegenteil, das steht doch völlig außer Frage. Das ist die Stoßrichtung des Buches, daran



wird sich nichts ändern. Aber, verstehst du, aus rein dramaturgischen Gründen muss ich beim Leser ja ein-, zweimal den Eindruck erwecken, dass es natürlich im Prinzip auch Götz selbst gewesen sein *könnte*. Um es dann, am Ende, umso überzeugender zu widerlegen.« Er spürte, wie seine Worte mäanderten. »Das ist reine Spiegelfechterei, sicher, aber wenn eine Story ein paar hundert Seiten lang tragen soll, dann kann man, oder kann ich, oder möchte ich auf solche Tricks nicht verzichten.«

Sie sah ihn noch immer beunruhigt an.

»Das ändert aber nichts daran, dass Götz Opfer eines Irrtums geworden ist. Davon bin ich hundertprozentig überzeugt. Das macht ja gerade den Kern des Buches aus. Er verliert seine gesamte Familie – und wird dann für diese Tat, die sein Leben vernichtet hat, auch noch vor Gericht gestellt!«

Ihre Finger hatten sich um seine Hand geschlossen. Er konnte ihren Puls spüren, der unter seiner Berührung leicht pochte. Zugleich fühlte Ben jedoch, wie er blass wurde. Schweiß trat ihm auf die Stirn. Die vergangene Nacht mit Lillian schien noch immer seine ganze Haut zu überziehen.

Sie runzelte die Stirn. »Alles okay?«

»Na klar.« Er zog die Hand zurück.

»Ich kann auch gehen, wenn dir nicht gut ist.«

»Nein, alles gut«, sagte er und lehnte sich zurück.

»Ist irgendwas?«, fragte sie. »Du siehst etwas angestrengt aus.«

»Wie gesagt, ich hab nicht so gut geschlafen.«

Sophie lächelte und stand auf. »Na gut. Ich glaube, ich lass dich mal.«

Matt erwiderte er ihr Lächeln. »Meinst du?«

Sie nickte und ging zur Tür, an der sie sich noch einmal umdrehte, bevor sie sie öffnete. Ben stand hinter ihr, und sie stellte sich auf die Zehenspitzen. Er beugte sich vor und wollte ihr die Wange hinhalten. Aber sie griff mit der Hand an seinen Hinterkopf und berührte mit ihren Lippen sein Kinn, öffnete die

Lippen leicht, ließ sie bis knapp vor die Unterlippe wandern, wo sie sich wieder von ihm löste.

»Bis bald, Ben.« Ihre Hand strich über seine Wange. »Ruf mich an, wenn es dir wieder bessergeht.«

Als es klingelte, fuhr Ben heftig zusammen.

Sie kommt, ratterte es in seinem Kopf. Lillian. Wir schlafen miteinander, jetzt, hier, sofort.

Er spürte, wie die Vorfreude von seinem ganzen Körper Besitz ergriff. Mit wenigen Schritten war er an der Tür, öffnete sie ungestüm.

Nachdem Sophie gegangen war, hatte er Lillians Nummer gewählt, jedoch nur den Anrufbeantworter erreicht. »Ben hier«, hatte er in den Hörer gesprochen, und der Gedanke an sie hatte ihn förmlich durchtränkt. »Ich muss dich sehen.«

Er hatte kaum glauben können, dass er das wirklich gesagt hatte. Aber da war es bereits zu spät gewesen, und er hatte nur noch den Hörer auflegen können. Danach hatte er den ganzen Tag lang vollkommen versunken an seinem Schreibtisch gearbeitet.

»Herr Lindenberger.« Es war Seewald, der vor der Tür stand. »Kann ich reinkommen?«

Ben versuchte, sich die Enttäuschung nicht anmerken zu lassen. »Wie spät ist es denn?«

Seewald warf einen achtlosen Blick auf seine Armbanduhr. »Ich weiß, aber Herr Götz bat mich, unbedingt bei Ihnen nachzufragen.« Er ging einfach an Ben vorbei in die Wohnung.

Ben warf die Tür hinter dem Anwalt ins Schloss. Er kam sich dämlich vor, barfuß und in schlabbrigen Hosen.

»Habe ich Sie geweckt?«

»Was wollen Sie, Seewald?«, stieß er hervor.

Seewald schmatzte kurz mit den Lippen. Ein Mann, der dazu in der Lage ist, eine Beleidigung wegzustecken, ohne mit der Wimper zu zucken, dachte Ben.

»Haben Sie denn inzwischen mit Frau Behringer Kontakt

aufnehmen können?«

»Ja, habe ich.«

»Und?«

»Sie hat sich bisher nicht geäußert.«

Seewald ließ sein Gesicht sprechen. Ach so? Was soll das heißen?

»Ich habe ihr gesagt, um was es geht. Sie hat sich bisher nicht festgelegt. Ich werde sie noch einmal treffen«, führte Ben aus.

Seewald nickte nachdenklich.

»Die Sache ist heikel, das weiß Herr Götz ja sehr genau«, sagte Ben. »Ich denke, es wäre ein Fehler, Frau Behringer unter Druck zu setzen. Wenn sie blockt, kommen wir nicht weiter. Sie muss selbst davon überzeugt sein, dass es das Richtige ist, für Herrn Götz auszusagen.«

Seewald stülpte die Lippen nach außen, während er Ben zuhörte.

»Noch was?« Ben musterte ihn.

»Haben Sie eine Vorstellung, wann Sie sie noch mal sprechen werden?«

Ben schüttelte den Kopf.

Seewald hob kurz die Arme. »Gut, ich werde es Herrn Götz ausrichten.« Er wandte sich zum Gehen.

Zurück am Computer, war die Konzentration, aus der Seewald ihn herausgerissen hatte, nicht wiederherzustellen. Lustlos klickte sich Ben im Internet durch die Sites. Es gab ein paar Artikel zum Fall Götz, aber nichts, was ihn irgendwie weitergebracht hätte. Ihm fiel auf, dass am Vortag eine Mail eingetroffen war, die er noch nicht gelesen hatte, weil er zu sehr mit seinem Text beschäftigt gewesen war. Eine Nachricht vom Verlag, den er für das geplante Buch inzwischen hatte gewinnen können. Der angepeilte Veröffentlichungstermin sollte vorverlegt werden. Noch vor Weihnachten dieses Jahres. Ob das zu schaffen wäre.

»Sie sind richtig heiß auf das Buch.«

Ben klickte sich auf die Webseite seiner Bank, gab seine Geheimnummer ein, sah sich die Kontostände an. Auch wenn er alle Ausgaben drosselte, würde das Geld, das er noch zur Verfügung hatte, höchstens für ein Jahr reichen. Wenn das Buch kein Geld abwarf, sah es schlecht aus. Den Drehbuchauftrag hatte er längst endgültig abgesagt.

Das Klingeln des Handys riss ihn aus seinen Überlegungen.

»Kommst du zu mir?« Ihre Stimme wirkte wie eine Dosis von dem, wonach er süchtig war.

Das Wohnzimmer war geräumig und weiß getüncht. Goldgelbes Parkett auf dem Boden, Stuck an der Decke. Durch die Fenster sah man im Abendlicht die Stuckfassaden der Schöneberger Altbauten auf der gegenüberliegenden Straßenseite.

»Ich habe dir ein Bier mitgebracht.«

Lillian stellte die Flasche auf den Esstisch, eine Mineralwasserflasche und zwei Gläser daneben. Ben setzte sich ihr gegenüber auf einen Stuhl.

»Ich habe nachgedacht über das, was du gesagt hast«, sagte sie, und ihm fiel auf, dass sie sorgfältig darauf bedacht war, jede Erinnerung an das, was in dem Hotelzimmer vorgefallen war, zu unterdrücken.

»Und?«

»Es ist wahr, Götz war bei mir an dem Abend. Ich werde aussagen.« Ihre grünen Augen ruhten auf ihm.

»Okay?« Er hob die Stimme am Ende, wie um anzudeuten, dass sie das ruhig ein wenig erklären könnte.

»Du kannst ihm Bescheid geben. Er soll seinen Anwalt vorbeischieken, dann besprechen wir die Einzelheiten.«

Das heißt ... Nur langsam sickerte in Ben die Erkenntnis durch, dass er damit eigentlich schon wieder entlassen war. Seine Hand schloss sich ein wenig fester um die Bierflasche. Plötzlich bemerkte er wieder, dass er vorhin nur kurz geschlafen hatte. Dass die Schwäche und das Unwohlsein, die ihn schon den ganzen Tag über gequält hatten, noch immer in ihm steckten. Er rieb sich mit der rechten Hand über die Stirn. »Ich will aber noch nicht gehen.«

Sie trank von ihrem Wasser.

»Lillian, ich ... gestern«, fing er an, aber sie ließ ihn nicht ausreden.

»Es war ein Fehler, Ben. Ich war verwirrt. Wegen Julian.«

Er schob seine Arme über den Tisch zu ihr. »Es war kein Fehler, ich kann an nichts anderes mehr denken.«

Es knallte. Ben zuckte heftig zusammen. Versehentlich hatte er mit dem rechten Arm die Bierflasche vom Tisch geschoben.

»Ah, nee!« Er stand auf.

»Lass nur, lass es einfach!« Ärger schwang in ihrer Stimme mit. Sie ging zur Tür. Bens Blick saugte sich förmlich an ihren Hüften fest. Er sah, wie sich ihr schmaler Körper beim Gehen wiegte. War es ein Spaltbreit ihrer Haut, der zwischen Pullover und Hosenbund aufblitzte? Schon war sie aus dem Zimmer.

Die Gedanken jagten durch seinen Kopf. Er spürte, dass er dabei war, die Kontrolle über sich zu verlieren. »Ich kann sie bezahlen.« Er griff in seine Tasche, holte die Scheine hervor, die er auf dem Weg zu ihr aus einem Automaten gezogen hatte. Vierhundert. Legte sie auf den Tisch.

Als sie mit einem Lappen zurück ins Zimmer kam, stand er so vor dem Tisch, dass sie das Geld nicht sehen konnte.

Sie hockte sich vor die zerbrochene Flasche, er sah ihre Hand mit dem Lappen über den Boden wischen. Dann rauschte es. Er spürte ihre Haare unter seiner Hand, sah ihre Augen aufleuchten, den Mund, der sich öffnete.

»Vielleicht ist es besser, du gehst jetzt«, sagte sie und blickte auf. Ben keuchte. Er stand noch immer am Tisch, hatte sich nicht bewegt, das Geld hinter sich.

»Ja.«

Sie richtete sich auf. »Was soll das denn?« Ihre Augen blinkten genervt. Sie hatte die Scheine hinter seinem Rücken auf dem Tisch entdeckt.

Ben wurde regelrecht rot. »Ich ...« Plötzlich musste er lachen. »Hatten wir nicht zwei Treffen verabredet?«

Ihr Ärger verflog, sie lächelte. »Steck das Geld ein, Ben.«

Es gelang ihm, vorsichtig nach der Hand zu greifen, in der sie den Lappen hielt. »Lillian, ich weiß, es ist fast schon lächerlich ... Ich habe den ganzen Tag an dich denken müssen –«

»Das hast du schon gesagt.« Sie entwand ihre Hand seinem Griff. »Hör zu, Ben, die Sache mit Götz reicht mir vollkommen. Ich dachte, es wäre eine Art Auftrag, als wir uns gestern getroffen haben. Auch wenn du glaubst, du wüsstest jetzt alles über mich: Du weißt überhaupt nichts, und ich habe nicht vor, mich von nun an regelmäßig mit dir zu treffen. Steck das Geld ein, oder ich werde ärgerlich.«

Ben hockte sich auf den Boden und begann die Scherben aufzusammeln, die sie liegen gelassen hatte, als sie sich aufrichtete. Einen Moment lang sah sie ihm stumm zu.

»Lillian«, die Worte kratzten in seinem Hals, »ich habe so etwas noch nie gemacht. Ich will dich nicht beleidigen.« Er wandte den Blick nicht von den Glassplittern ab, die er vom Parkettboden aufklaubte und in der hohlen Hand sammelte. »Ich ... wie viel ... nein, ich will das nicht sagen.« Er hob den Kopf, sah sie über sich stehen. »Ich will dich, Lillian. Das ist nichts Böses. Die Nacht im Hotel gestern, ich habe so etwas noch nicht erlebt. Ich will dich spüren, will deine Haare berühren. Dich riechen, streicheln, küssen, mit meinen Fingerspitzen über deine Haut gleiten.«

Sie sah auf ihn herab.

Er schloss die Hand, die er offen gehalten hatte. Das Glas schnitt ihm in die Haut, es war ihm egal. »Ich will mit der Handfläche über deine Hüfte fahren, die Kühle deiner Pobacken an meinem Bauch spüren.« Die Worte drangen aus ihm hervor. Er wusste, dass er sich zwingen konnte, sie für sich zu behalten, aber das wollte er nicht. Er ließ sie fließen, strömen, denn er verlangte nach ihr.

Das Blut tropfte aus seiner geschlossenen Hand auf den Boden. Er sah, dass sie es bemerkt hatte.

»Ich hab Angst, Ben«, sagte sie leise. »Bitte geh jetzt.« Sie wandte sich ab und lief aus dem Zimmer.

»Warum hat sie mich zu sich nach Hause gebeten?«, hämmerte es in seinem Schädel, während er in der Küche stand und kaltes



Wasser über die Innenfläche seiner verletzten Hand laufen ließ. Am Ende des Flurs, der vom Wohnzimmer kam und an der Küche vorbeiführte, hatte eine Tür geschlagen. Er vermutete, dass sie in ihr Schlafzimmer gegangen war. Wahrscheinlich hatte sie Erfahrung mit solchen Situationen. Wusste, dass es rasch eskalieren konnte, wenn man versuchte, so jemanden wie ihn hinauszuerwerfen.

Ben drehte den Wasserhahn zu. Warum ging er nicht einfach? Was war los mit ihm? Warum ließ er sie nicht endlich in Ruhe? Er sah sich nach etwas um, womit er sich die Hand verbinden konnte. Ein Geschirrtuch wollte er nicht nehmen. Kurzerhand riss er einen Streifen von einer Küchenrolle ab und wickelte ihn um die Hand.

Als er die Tür zu ihrem Schlafzimmer öffnete, lag sie mit dem Gesicht auf dem Bett, das mit einer Tagesdecke zugedeckt war.

Er sah die Wölbung ihres Gesäßes, die Schultern, die Haare und fühlte, wie der Drang unbezwingbar wurde.

»Warum hast du Angst, Lillian? Vor wem? Vor mir?« Er kniete neben ihrem Bett, bemerkte, dass ihr Kopf auf der Seite lag und ihre Augen durch die Haare hindurch zu ihm schauten.

»Nicht vor dir, Ben.«

»Vor wem dann?«

»Vor Julian.«

»Deshalb hast du dich bereit erklärt, für ihn auszusagen? Aus Angst?« Da war er wieder, der Schwindel, sein Sichtfeld schien sich einzuwölben, zu fließen.

Sie nickte.

»Warum? Was ist mit Götz?«

»Er ist ein gefährlicher Mann, Ben.«

Ben ließ sich gegen das Bett sinken.

»Er hat mir Dinge erzählt, die ich nicht wissen wollte. Aber er hat sie mir trotzdem anvertraut. Was weiß ich, um sich mächtig zu fühlen, nehme ich an. Und dann ...« Ihre Stimme wurde leiser. »... hat er sehr deutlich gemacht, dass ich es für mich behalten muss.« Sie drehte sich auf den Rücken. »Du kannst dir nicht

vorstellen, worum es bei ihm geht, Ben.«

Ben spürte das Pochen seines Herzens in den Ohren. »Was für Dinge? Wovon redest du?«

»Er steckt voller Hintergedanken, Ben. Du kannst ihm nicht trauen.«

Ben wischte sich über die brennenden Augen. »Er sitzt im Gefängnis, Lillian. Wieso hast du Angst? Wovor? Was soll er denn machen?« Er verstand einfach nicht, was sie sagte.

Sie antwortete nicht. Ben sah zu ihr hoch, sie lag noch immer auf dem Rücken. Er richtete sich auf, schob sich zu ihr auf das Bett. »Du brauchst keine Angst zu haben«, flüsterte er. »Das kommt dir vielleicht albern vor, aber wenn etwas ist, kannst du mich jederzeit anrufen.«

Sein Blick wanderte über ihr Profil. Es verlockte ihn, mit der Fingerspitze über den Rücken ihrer Nase zu streichen, aber er zwang sich, es nicht zu tun. »Was für Hintergedanken, was meinst du denn?«

Sie drehte sich zu ihm. Ihre Augen waren dicht vor seinen, ließen sich von ihm anblicken und schienen zugleich ein wenig zu schimmern. »Julian ist ein merkwürdiger Mann, Ben.«

»Ach ja!« Ben richtete sich auf. Er mochte es nicht, wie sie ›Julian‹ sagte. »Vielleicht gar nicht mal so sehr. Vielleicht will er nur so wirken, Lillian.« Als er sie ansah, bemerkte er, dass es ihm nicht gelungen war, ihr die Angst zu nehmen. Es ärgerte ihn. Wieso fürchtete sie sich vor Götz, obwohl er weggesperrt war?

Sanft legte er seine Hand auf ihre. Vielleicht gelang es ihm ja doch, sie ein wenig zu beruhigen. Er sah, wie sie die Augen schloss.

Im Kühlschrank lagen zwei Flaschen. Aber er hatte jetzt keine Lust auf Sekt. Ihm war nach etwas Stärkerem zumute. Er griff nach der Whiskyflasche, die neben dem Sekt lag, und kehrte mit zwei kurzen, dicken Gläsern ins Schlafzimmer zurück.

Lillian hatte die Beine angezogen, den Kopf auf ein Kissen an der Wand gestützt.

»Auch einen?« Ben schwenkte die Flasche.

Sie nickte. Er stellte die Gläser auf ihre schmale Frisiertoilette und schenkte zwei Finger hoch ein. »Hier.« Er reichte ihr das Glas. Hob seines kurz in die Höhe. Kippte den Drink.

Lillian balancierte ihren auf dem Bauch. »Hast du schon mal was von Caspar Janson gehört«, sagte sie plötzlich und sah Ben an.

»Götz' alter Freund? Ja, von ihm war im Prozess die Rede.«

»Es muss etwas sein, an dem er mit Caspar früher gearbeitet hat. Das hat er mal erwähnt.«

Ach ja?

»Es hat großen Eindruck auf ihn gemacht ...«

»Was?«

»Ich weiß nicht genau, was es war.« Sie schwenkte das Glas mit der goldenen Flüssigkeit. »Aber es muss etwas gewesen sein, das Julian nicht mehr losgelassen hat.«

»Hm.« Ben nahm auf dem Hocker vor der Frisiertoilette Platz, griff nach der Whiskyflasche und schenkte sich erneut ein.

»Er hat mal gesagt, es hat damit zu tun, wie ein Gebäude auf seine Bewohner wirkt. Dass die Gestaltung eines Baus sozusagen die Stimmung, die Seele derjenigen infizieren, ja, geradezu anstecken kann, die sich darin aufhalten. So, wie es uns anstecken kann, wenn uns jemand anlächelt. Ganz automatisch. Wie die Stimmung in einem Stadion uns anstecken kann.«

»Darüber hat er mit Caspar gearbeitet?«

Sie nickte, stellte das noch unberührte Glas ab und stützte sich mit den Armen auf der Tagesdecke auf. »Ich weiß, wie gesagt, nicht genau, was es war, aber es hat Götz beschäftigt. Mit mir hat er darüber geredet, dass bestimmte Phantasien ansteckend sind.«

»Was für Phantasien?« Ben starrte sie an.

»Na, was wohl?«

Ihre Lippen hatten sich ein wenig geöffnet.

»Sexphantasien.«

Als sie ausatmete, hörte es sich für Ben einen Augenblick lang

so an, als würde sie leise aufstöhnen. »Die Phantasien, die Götz hatte, waren jenseits von allem, was ich mir jemals hätte vorstellen können.«

Ben hatte die Flasche nicht wieder zugeschraubt, goss sich nach.

»Gewaltphantasien, verstehst du? Es hatte mit Einschränkungen der Beweglichkeit zu tun, mit der Rolle des Opfers, bestimmten Abläufen, Steigerungen. Es ging um Verzicht, um Verzögerungen, darum, zu locken, zu enttäuschen, zu hoffen, und darum, Enttäuschungen wieder aufzuheben. Das eine zu erleben und das andere zu gewähren ...«

Ben hatte das Gefühl, als hätte sich beim Reden ein hauchdünner Schweißfilm über ihrer Oberlippe gebildet.

»Er hat diese Phantasien über Tage hinweg entwickelt, er hat damit experimentiert, er hat mich dahin gebracht, es auch wissen zu wollen ...«

»Was wissen zu wollen?«

»Wie sehr ich mich in diesen Vorstellungen verlieren kann.«

Ben schwirrte der Kopf.

»Ich habe gebrüllt«, flüsterte sie. »Er hat mich entkleidet und tagelang aufgestachelt. Ich konnte es nicht fassen, wie es ihm gelang, die Erregung über Stunden zu steigern, bis der Körper ausgepumpt in sich zusammenfällt, nur um noch einmal aus seiner Erschlaffung herausgerissen zu werden. Wenn die Sinne bereits überreizt sind, zu brennen scheinen, es schmerzhaft ist ...«

Ben spürte, wie sich der Whisky in seinem Kopf ausbreitete.

»Ich weiß nicht, wie es möglich war, aber ich habe mich darauf eingelassen ...«

Sie wischte sich über den Mund. Ben beugte sich vor, ergriff ihre Hand, fühlte, dass ihre Finger ein wenig feucht waren. Vorsichtig führte er seine Hand zu ihrem Mund und berührte mit dem Handrücken ihre Lippen. Er wollte nicht mehr hören, wie sie über Götz sprach.

Dunkelgrün und weit geöffnet blickten ihn ihre Augen über

seinen Handrücken hinweg an. Sanft drückte er sie zurück auf das Bett, fing sie mit dem anderen Arm ab. Der Alkohol peitschte ihn auf. Das Gefühl, nach all den Stunden der überspannten Erwartung ihren Körper endlich zu berühren, spülte den letzten Rest von Vorsicht hinweg.

Der Laut kam gepresst unter seinen Fingern hervor, dann hatte sie sich seinem Griff entwunden. Ben katapultierte sich nach vorn, wollte sie packen, doch sie war schneller, sprang vom Bett und war aus dem Zimmer.

Er lauschte. Die Haustür schlug nicht. Sie rief auch nicht, dass er gehen sollte. Sie wartete auf ihn!

Er griff nach der Flasche, setzte sie an die Lippen, trank in tiefen Zügen. Er musste sich irgendwie zügeln, die Aufregung, die Verwirrung zerrte an seinen Nerven. Er hatte das Gefühl, sich am liebsten in der Mitte durchreißen zu wollen, um endlich zur Ruhe zu kommen.

Dann schlich er den Flur entlang. An seinem Ende blieb eine letzte Tür. Ben drückte die Klinke, doch die Tür ließ sich nicht öffnen. Er trat einen Schritt zurück, hob den Fuß, rammte ihn mit voller Wucht gegen das Holz neben der Klinke. Das Schloss platzte auf, die Tür flog nach innen.

Sie stand im Zimmer, die Haare schweißverklebt im Gesicht, die Hände hinter sich gegen die Wand gestützt. Er ging zu ihr, griff nach dem Pullover, zog den weiten Ausschnitt auseinander, so dass er den Stoff über ihre Schultern, ihre Brüste nach unten streifen konnte. Kniete sich vor sie, schob die weichen Hosen mitsamt Slip über ihr Becken zu den Knöcheln. Legte die Hände auf ihre unendlich glatten, nackten Pobacken – und versenkte sein Gesicht in ihrem Schoß.

Es war wie ein wogendes Getreidefeld im Wind, wie ein See, eine Fläche aus Gliedern. Ein verschlungenes, pulsierendes, rutschendes und wippendes Wesen, das aus Dutzenden von Leibern zu bestehen schien, die sich ineinander geschraubt, gepresst, verbissen, miteinander verzahnt hatten. Ein Geflecht, eine Wucherung, ein Gebilde, in dem der Einzelne verschmolzen war mit dem Wesen, von dem Mia, während sie zitternd in die milchige Luft des Raumes starrte, immer wieder meinte, ein Paar Augen, einen Mund, Ohren, ja, Haare erkennen zu können. Doch jedesmal stellte es sich als nur eine Körperfalte, eine Behaarung, eine Öffnung heraus, die zu einem einzelnen Menschen gehörte, dessen Kopf unter wieder anderen Gliedern versteckt war.

Mit aller Kraft hielt sie sich am Türpfosten fest, während immer neue Leiber an ihr vorbeidrängten, um sich in das hautfarbene Wesen einzugliedern, einzufügen, einzuschmiegen, dessen Wogen die Neuankömmlinge ohne weiteres schluckte, das sich an ihnen gütlich zu tun schien, sich dehnte und streckte, versessen darauf, sich die Menschen einzuverleiben, ihnen zu geben, wonach sie gierten, und sich im Gegenzug selbst immer mehr zu verflüssigen, aufzulösen, die Grenzen zwischen den Einzelwesen immer durchlässiger werden zu lassen. Der Geruch, der von dem Leibermeer aufstieg, raubte Mia fast die Besinnung, der Schweißdampf, der sich unter der niedrigen Decke gefangen hatte, überzog ihre Hände, ihr Gesicht, ihre Haare. Und doch hatte sie dem Leiberwesen nicht ausweichen können, das zum Teil schon aus dem Raum heraus auf die spiralförmige schiefe Ebene gequollen war, die im Herzen des Trichters in die Tiefe führte und über die Mia, seit Stunden, Tagen schon, wie ihr schien, einen Ausgang zu finden hoffte.

»Hier schmilzt sich jeder nur an es an«, wisperte eine Stimme

neben ihr. Sie schaute zur Seite und blickte in eine Maske, die wirkte, als sei sie von innen mit einer gelblichen Flüssigkeit vollgelaufen. »Wenn das nichts für dich ist, vielleicht im Stock drunter? Dort arbeiten sie mit klinischen Mitteln.«

Mia spürte das Wogen und Stoßen, das Rutschen und Keuchen des Wesens neben sich.

»Sie operieren dich dort, ganz so, wie du es haben willst«, fuhr die Stimme fort. »Andere Öffnungen, andere Glieder, andere Falten, andere Zungen. Es dauert nicht lang, du musst nur mit ihnen sprechen. Sie sind ganz offen.«

Der Mensch, der die Maske trug, musste durch einen Strohhalm hindurch Luft bekommen, während die gelbliche Flüssigkeit, die sich zwischen seinem Gesicht und dem transparenten Gummi gesammelt hatte, in immer neuen Schlieren sein Antlitz umfloss.

Angewidert schob Mia sich an ihm vorbei auf den Spiralgang, der in die Tiefe führte, spürte, wie die schiefe Ebene sie nach rechts kippen ließ, stützte sich auf das Geländer, das sie von dem Schacht im Zentrum des Trichters trennte. Hitze durchströmte ihren Körper, und sie riss an ihrer Maske. Hörte das glucksende Geräusch, mit dem sich das Gummi von ihrer Haut löste. Würgend warf sie es in den Schacht hinab, der in der Mitte des gewundenen Spiralgangs in die Tiefe schoss.

Eine Zeitlang sah sie das blasse, schlaffe Plastikgesicht kreiselnd durch die Luft gleiten, dann wurde es vom Dunkel verschluckt.

Mia lauschte. Die Schwärze stieg zu ihr auf. Einen Aufschlag aber hörte sie nicht.

»Sie macht es. Ich hab gestern mit ihr gesprochen.«

Götz' Augen weiteten sich.

»Es ist kein Problem«, sagte Ben. »Sie will noch heute mit Seewald reden.«

Götz zeigte mit beiden ausgestreckten Zeigefingern auf Ben, wippte mit ihnen, sagte aber nichts.

Ben grinste.

»Okay«, murmelte Götz leise und nahm die Finger herunter. Und nochmal: »Okay.«

Ben atmete aus. Es war nicht einfach gewesen, Lillian zu der Aussage zu bewegen. Aber er hatte es geschafft. Er schob das Gerät, das er mitgebracht hatte, über den Tisch. »Die Wachmannschaft hat es den ganzen Vormittag lang geprüft.« Er lächelte dem Beamten zu, der wieder an der Tür Platz genommen hatte. »Erst wollten sie nicht, dass ich es Ihnen gebe. Aber es ist Seewald gelungen, den Sicherheitsleuten klarzumachen, dass sie eine Ausnahme machen müssen, wenn sie nicht wollen, dass er ihre Ablehnung durch die Presse schleift.«

Götz nahm das Gerät und sah es sich an.

»Auf Rot drücken, dann nimmt es auf«, erläuterte Ben. »Ich brauche einfach viel mehr Material. Sprechen Sie über was immer Ihnen einfällt. Am besten chronologisch. Fangen Sie noch mal bei Ihrer Kindheit an, bei den Eltern, der Familie, der Schule. Am besten, Sie lassen nichts aus.« Er reichte Götz einige Blätter hinüber. »Ich habe auch ein paar Fragen notiert, die mir eingefallen sind. Einzelheiten, über die ich gern mehr wüsste.«

Götz sah auf die Papiere, schien in Gedanken aber noch immer bei Lillian zu sein.

»Das können Sie sich ja in Ruhe nachher ansehen«, fuhr Ben fort. »Kein Problem, wenn Sie mit der einen oder anderen Frage



nichts anfangen können.«

»Sie scheinen ja ziemlich genau zu wissen, wo Sie mit dem Buch hinwollen.« Götz legte die Seiten neben das Aufnahmegerät.

»Wissen wir das nicht beide?«

»Hmm.«

»Okay«, Ben beugte sich vor, den Stift in der Hand, das Papier für die Notizen vor sich, »wollen wir?« Er warf einen Blick auf die Uhr, die hinter Götz an der Wand hing. »Die Zeit läuft uns davon.«

Götz verengte die Augen kaum merklich. »Sie haben Frau Behringer überzeugt. Ich stehe Ihnen zur Verfügung, Herr Lindenberger.«

»Gut.« Ben hielt dem Blick des anderen stand. Lillian, blitzte es in seinem Kopf auf. Ihr Körper schien sich an seinen Bauch zu pressen. Er biss die Zähne zusammen. »Ich würde gerne über Ihre Anfangsjahre sprechen, Herr Götz, und zwar genauer gesagt über Caspar Janson, Ihren alten Freund.«

»Ah ja?«

»Soweit ich weiß, hatten Sie ein sehr enges Verhältnis zu ihm?«

Götz holte Luft, lehnte sich zurück. »Wirklich? Über Caspar wollen Sie reden? Ja, er war mein Freund, ein, wie soll ich sagen, schon ganz besonderer Mensch, aber ... Ich bin mir nicht sicher. Ich fürchte, das wirft ein eher zwiespältiges Licht auf mich. Wenn man sich mit Caspar beschäftigt, fragt man sich vielleicht, was für ein Mann muss das sein, dessen Freund so geendet ist. Also, ohne jetzt allzu sehr vereinfachen zu wollen ...«

Ben lächelte, aber er spürte selbst, dass es kalt aussah. »Herr Götz, hören Sie. Ein bisschen müssen Sie mir schon vertrauen. Wir können keine Chronik Ihrer Bauten herausgeben. Wir brauchen Emotionen, Lebendigkeit, das haben Sie doch selbst gesagt. Es muss mir gelingen, an Sie heranzukommen.« Er lehnte sich ebenfalls zurück. »Nicht dass Sie mich da falsch verstehen. Ich will Ihnen nicht zu nahe treten. Aber ich muss an Ihre ...

Gefühle herankommen, sonst wird das Buch nicht funktionieren. Es wird tot sein, steril, uninteressant, wenn wir es nicht schaffen, auch die Dinge zum Thema zu machen, die für Sie persönlich wichtig sind.« Er legte die Hände auf die Tischplatte. »Sicher, Ihre Bauten sind Ihnen wichtig. Was wir in dem Buch aber auch vermitteln müssen, ist, was Sie schmerzt, was Sie bewegt, auch wenn Sie das vielleicht gar nicht wollen.« Er nahm die Hände vom Tisch und steckte sie in die Hosentaschen. »Ich weiß, dass das nicht einfach ist, aber anders geht es nicht. Da müssen wir schon ran. Und ich denke, Caspar ist ein guter Anfangspunkt. Da könnten wir sicher viel Gold heben.«

Götz hatte ihm ruhig zugehört, sein Gesichtsausdruck jedoch verriet, dass ihm Bens Erläuterungen widerstrebten.

»Na schön«, entgegnete er schließlich, »was wollen Sie wissen?«

»Was für ein Mensch er war. Was es war, das Sie zu ihm hingezogen hat. Was Sie dazu bringt, zu sagen, dass er ein besonderer Mensch war.«

Götz' Blick ging an Bens Gesicht vorbei. »Es waren natürlich auch seine Entwürfe, seine Architektur«, sagte er nachdenklich. »Caspar hat nie was gebaut, aber er hatte großartige Ideen. Vorstellungen, die er nur mit ein paar Strichen aufs Papier warf und die sofort ein Bild im Kopf erzeugten. Ein Bild, bei dem man dachte: Genau! Das will ich sehen, vor dem Gebäude will ich stehen!« Götz fixierte jetzt Ben. »Und der Grund dafür, dass man davor stehen wollte? Die Entwürfe, also die Gebäude, die Caspar imaginierte, waren, wie soll ich sagen, *erhaben*, verstehen Sie?« Er atmete aus. »Natürlich waren viele der Auffassung, das hätte mit Architektur nichts mehr zu tun, deshalb hat Caspar auch nie ein Gebäude realisiert. Er hat einfach in Dimensionen gedacht, die jeden Rahmen sprengten. Er hat Gebäude und Strukturen konzipiert, deren schiere Größe alles übertraf, was man sonst baute – aber auch, was man *plante*! Ich meine, natürlich ist in diesem Bereich der Architekturvisionen eine Menge möglich, das ist ja ein ganz eigenes Gebiet. Das geht mehr in Richtung Poesie,

wenn Sie so wollen. Steinpoesie hat Caspar das mal genannt. Die Vorstellung einer Kuppel, die sich über eine ganze Stadt wölbt, zum Beispiel, aber auch Visionen, vor denen man zurückschaudert. Ein Gebäude so groß wie ein Kontinent, Megastrukturen, deren schiere Größe allein einen einschüchtert ...«

Bens Stift flog über das Papier.

»Diese Einschüchterung aber«, Götz hatte sich jetzt weit über den Tisch gebeugt, »ist in gewisser Weise ja ein Einfluss, den das Gebäude auf uns hat, richtig? Dieses Gefühl des Erhabenen, des Staunens, ist ja eine Wirkung, *die von dem Bau ausgeht und sich auf uns überträgt.*« Er richtete sich auf. »Und genau *das* war der Kern der Überlegungen von Caspar und mir: Wie ein Bau auf einen Besucher, einen Betrachter, einen Bewohner *wirkt.*«

Er sah Ben mit leicht verengten Augen an, als wollte er überprüfen, wie Ben aufnahm, was er sagte.

Ben nickte langsam.

»Zunächst einmal ist das ja ein ganz einfacher Gedanke«, fuhr Götz fort. »Sie können ja mit einem Gebäude ganz bestimmte Assoziationen, Stimmungen, Gefühle wecken. Sie können zum Beispiel den Eindruck eines Kellergewölbes heraufbeschwören oder einer Gefängnislandschaft, einer Bergvilla, eines urbanen Settings, einer Fabrikwüste. Das kann in alle möglichen Richtungen gehen, man könnte sich zum Beispiel auch Gebäude vorstellen, die biologistische Assoziationen hervorrufen, die zu leben, sich zu verändern scheinen, Gebäude, die mit dem Geist, dem Unterbewussten der Bewohner kommunizieren. Da gibt es ja keine Grenzen.« Seine Augen leuchteten. »Eine etwas ausgefallenerere Idee, die Caspar und ich verfolgt haben, betraf, um ein anderes Beispiel zu nennen, die Wirkung, die man mit einem Gebäude erzielen kann, wenn man den Besucher durch die Außenhülle des Baus in eine bestimmte *Erwartung* versetzt – und diese Erwartung dann, kaum dass der Besucher sich in den Bau *hineinbegeben* hat, mit einer Innengestaltung konfrontiert, die ihr diametral entgegengesetzt ist! Für mich immer noch ein

grandioser Einfall, eine Art Dramaturgie der Raumgestaltung, bei der der Weg, den der Besucher durch das Gebäude nimmt, gewissermaßen als dramatischer Bogen gestaltet ist. Ein Bogen, der bestimmt ist durch das Spannungsverhältnis zwischen innen und außen.«

Er stützte seinen rechten Ellbogen auf den Tisch, hielt die geschlossene Faust vors Kinn, während er seinen linken Arm ausstreckte und die Hand auf die Platte legte. »Sehen Sie, als ich mit Caspar damals zusammengearbeitet habe, ging es uns darum, ein Gebäude nicht wie einen Nutzgegenstand aufzufassen, sondern wie ein *Erlebnis!* Etwas, das wir erleben. Je größer die Wirkung ist, die ein Bau auf jemanden hat, desto besser! Das war die Faustregel – ein bestechend einfacher Gedanke, wie ich noch heute finde, dem aber, soweit ich weiß, kaum jemand außer uns wirklich konsequent nachgegangen ist.« Er war jetzt in Gedanken ganz bei seiner Arbeit. »Ja, im Grunde war es das, worum es uns ging: Dass ein Bau gleichsam denjenigen, der ihn betritt oder bewohnt, psychisch beeinflusst!« Seine Pupillen funkelten. »Dass er ihn regelrecht *verändert!*«

Sein Blick wanderte an Ben vorbei zum vergitterten Fenster. »Caspar hatte damit angefangen, in diese Richtung zu denken, als er von zu Hause ausgezogen war und eine Bleibe in einem Haus gefunden hatte, das damals die ›Ruine‹ genannt wurde. Das sagt Ihnen wahrscheinlich heute nichts mehr, aber die ›Ruine‹ war ein besetztes Haus, das in Schöneberg stand, in der Nähe der Yorckbrücken.« Er schaute zurück zu Ben. »Ein frei stehender, heruntergekommener Altbau, in dem unten eine Kneipe war, ein Punkschuppen namens ›Ex und Pop‹. Oben, in den Stockwerken darüber, hausten ein paar Leute in Wohnungen, die nicht mehr abgeschlossen werden konnten. Es gab Zimmer, die vollkommen zugemüllt waren, weil jeder seinen Dreck dort reinwarf, ein oder zwei Stockwerke, in denen einige Besetzer versuchten, in WGs zu leben. Aber keiner hielt es lange dort aus. Caspar hatte sich im ersten Stock gleich über der Kneipe ein paar Zimmer genommen, hatte mit Brettern an den Wänden

Regale hochgezogen und seine Bücher dort aufgestellt. Jeder konnte kommen und gehen, wie er wollte. Tagelang verließ Caspar die Wohnung nicht, verlor sich in seinen Entwürfen ...«

Götz schwieg eine Weile, sprach dann aber weiter. »Wenn man ihn sah ... Gut, es gab in Berlin schon immer schräge Typen, aber wenn man Caspar sah, dann fiel er einem sofort auf. Er war lang und hager, hatte ein sehr ausdrucksvolles Gesicht, in dem immer eine Spur von Schmerz zu stehen schien. Dass er in der ›Ruine‹ wohnte, verstand er als Experiment. Er meinte, es könnte ihm den Weg in Dimensionen eröffnen, die sonst verschlossen blieben. Es war schon immer seine Art gewesen, an die Grenzen zu gehen. Aber natürlich: Wenn man alles in Bewegung versetzt, alles auflöst, alles in Frage stellt, wo soll man dann aufhören? Er begann sich merkwürdig zu kleiden, hüllte sich in Felle, die er sich selbst zurechtschnitt. Und das Erstaunlichste daran war: Es sah nicht einmal lächerlich aus. Er trug diese Felle mit einer solchen Würde, einer solchen Entschlossenheit, dass es einem sofort Respekt abnötigte.« Götz lehnte sich zurück und verschränkte die Arme. »Zu der Zeit ungefähr bekamen wir von der Fakultät einen Raum zur Verfügung gestellt, in dem wir einige unserer Ideen ausprobieren konnten.« Er sah beinahe verträumt zu Ben. »Wir sind da sehr weit gegangen, es war sehr aufregend. Ich glaube, wir haben uns gegenseitig mit Ideen angesteckt, geradezu infiziert, wenn Sie so wollen.«

Ben horchte auf. Mit Ideen anstecken. Hatte davon nicht Lillian gestern gesprochen?

Götz schaute ihn an, doch sein Blick schien sich verloren zu haben.

»Was Sie eben beschrieben haben, diese Vorstellung, sich an einer Idee infizieren zu können ...« Ben spürte, dass er bei diesem Thema vorsichtig sein musste, dass es ihn aber in das Herz dieses Mannes und seines Geheimnisses führte. »Frau Behringer hat so etwas gestern auch erwähnt.«

»Ja? Was genau?« Plötzlich schien Misstrauen in Götz' Blick aufzuwallen.

»Dass Sie dieses Interesse an der psychologischen Wirkung von Bauwerken mit Caspar geteilt zu haben scheinen.« Ben lächelte. »Dass er Sie damit regelrecht angesteckt haben könnte.«

Götz lächelte nicht mit. »Sie hat Caspar erwähnt? Und was noch?«

Ben winkte ab. »Sie hat das nur angedeutet. Sie wusste nichts Genaues.«

»Nein? Sagen Sie doch mal, Lindenberger, was genau?«

Ben ließ die unfreundliche Nennung seines Nachnamens einen Moment lang im Raum stehen, bevor er antwortete. »Es ging mir ums Buch, Herr Götz. Ich habe sie gefragt, ob sie mir etwas über Sie erzählen kann. Ich hatte mir überlegt, dass ich das gut gebrauchen könnte –«

»Das war nicht abgesprochen.«

»Wie?«

»Es war nicht abgesprochen«, wiederholte Götz mit unangenehm metallischer Stimme. Das Entrückte, das er ausgestrahlt hatte, als er von seinem Freund sprach, war wie weggeblasen. »Ich möchte doch bitten, dass wir vorher abklären, in welche Richtung Sie recherchieren.«

»Wie stellen Sie sich das vor?«, entgegnete Ben. »Ich meine, darüber haben wir doch gerade gesprochen. Ich muss Informationen einholen –«

»Nicht bei Frau Behringer.«

Ben verstummte.

»Kommen Sie, Ben, das müssen Sie doch verstehen. Es ist meine Existenz, die Sie in dem Buch ausbreiten. Es geht schließlich darum, dass ich mein Leben zurückbekomme, nicht darum, dass ich, also, dass danach nichts mehr davon übrig ist.«

»Natürlich«, versuchte Ben einzulenken, »darüber besteht doch gar kein Dissens. Aber –«

»Kein ›aber‹.«

»Du wirst mir das nicht verbieten können.«

»Haben wir uns da verstanden?«

»Ja.«

Ben zuckte zusammen. Götz war ungestüm aufgestanden. »Ja. Was soll das denn heißen, ja? – Sie können mir schließlich erzählen, was Sie wollen, und nachher etwas ganz anderes machen!« Er warf dem Beamten, der sich ebenfalls erhoben hatte, einen schnellen Blick zu. »Nein, schon okay, ich mach ja nichts.« Götz hob beide Hände, als er sah, wie der Wachmann ihm entgegentrat. Dann aber wandte er sich, ohne den Wachmann weiter zu beachten, wieder Ben zu, stützte die Hände auf den Tisch und drückte die Arme durch. »Hören Sie, Lindenberger, ich brauche eine Garantie, dass Sie mit meinem Leben nicht umgehen wie mit einem beliebigen Stoff, den sie je nach Laune durch den Dreck schleifen können.«

Ben schaute dem Wachmann dabei zu, wie er sich wieder setzte. Auch wenn Ben es sich nicht eingestehen wollte: Er genoss diesen Moment. Er blickte zu Götz hoch und konnte es ihm regelrecht ansehen: Wie ihm zum ersten Mal bewusst wurde, dass er sich vielleicht zu sehr in Bens Hand begeben hatte.

»Beruhigen Sie sich, Julian, wir ziehen am gleichen Strang.« Was glaubte Götz denn? Dass er ihm, ganz wie es ihm gefiel, ein paar Informationsbrocken zuwerfen konnte – und dann wieder nicht? Ben hing jetzt mit drin in der Sache, er würde sich nicht einfach so abspeisen lassen.

Götz schob die Lippen vor. Ben meinte förmlich mitverfolgen zu können, wie er begriff, dass es falsch gewesen war, zu glauben, er könne Ben manipulieren. Wie er begriff, dass es durchaus möglich war, dass *Ben ihn* benutzte – und nicht *er Ben*.

Ich geh hier raus, nach Hause, duschen und dann zu Lillian, zieh sie aus, leg sie aufs Bett und feiere ihren Körper, ging es Ben durch den Kopf. Und du sitzt hier und hast Angst, dass ich dich in die Pfanne haue.

Er bog die Mundwinkel nach unten, um sich keinesfalls durch ein Grinsen zu verraten.

»Ich will, dass Frau Behringer in dem Buch überhaupt nicht auftaucht.« Mit den Händen in den Hosentaschen stand Götz vor

dem Tisch.

»Ihre Aussage wird die entscheidende Wendung in dem Prozess bringen, und ich soll sie weglassen?« Jetzt grinste Ben doch offen.

»Du kannst mich mal! Noch ist nicht entschieden, wer am längeren Hebel sitzt.«

»Entschuldigen Sie, Götz, aber sind Sie sich sicher, dass das eine gute Idee ist?«

Unter Bens Lächeln wurde Götz' Gesicht hart und böse.



Architekturvisionen. Ein Bau, der auf seine Bewohner wirkt. Ansteckende Phantasien. Ben saß am Schreibtisch und starrte auf den Bildschirm, über den hinweg ihm Leuchtpunkte entgegenflogen, die am Rand wieder verschwanden. Der Bildschirmschoner hatte sich eingeschaltet.

In Gedanken war er noch immer bei Götz in der U-Haft. Aber sosehr er auch versuchte, die einzelnen Andeutungen und Vorstellungen, die Götz ihm gegenüber erwähnt hatte, zu einem sinnvollen Ganzen zusammenzusetzen, entglitt ihm doch immer wieder der rote Faden, an dem er glaubte, alles aufziehen zu können. Immer wieder landete er bei der zentralen, alles entscheidenden Frage: Hatte Julian Götz seine Frau und seine beiden Töchter getötet? Und wenn ja, warum? Oder war es jemand anderer gewesen. Aber *warum?! Und wer?*

Als müsste er sich gegen die diffusen Gedanken und Assoziationen, die auf ihn einströmten, wehren, stemmte sich Ben in seinem Sitz hoch. Es hatte keinen Sinn, länger zu grübeln. Aber er war auch viel zu aufgewühlt, um ernsthaft weiterzuarbeiten. Er musste sich ablenken, den Kopf freibekommen. Die ganze Sache endlich einmal vergessen, und sei es auch nur für ein paar Stunden. Aber wie? Vielleicht bei einem Spaziergang durch die Stadt? Sein Blick blieb an ein paar Staubflusen hängen, die träge über den Boden rollten, während er auf und ab ging.

Laut heulte der Motor auf, als Ben den Staubsauger einschaltete. Er hatte das Gerät von der hinteren Treppe geholt, auf der es unter Scheuereimern, einer alten Leiter und Putzklappen gelegen hatte. Befriedigt fuhr er mit der Saugdüse an der Scheuerleiste entlang und beobachtete, wie die Flusen in dem Plastikstutzen

verschwanden.

Als Nächstes würde er den Boden wischen. Normalerweise putzte er die Wohnung regelmäßig. Aufgrund der sich überschlagenden Ereignisse der letzten Zeit hatte er es jedoch seit Wochen versäumt. Damit sollte heute Schluss sein! Er würde dem Dreck, der sich in allen Ecken gesammelt hatte, den Garaus machen. Fast war es, als bereitete es ihm Mühe, in dem Raum zu atmen, in dem der Staub nicht nur in hohen Flocken über das Parkett wehte, sondern auch auf den Schränken lag, auf seinen Papieren, den Büchern, dem Fensterbrett.

Ben lehnte den Saugstutzen an das Sofa, trat an die Wand und strich mit dem Finger darüber, besah sich die Fingerkuppe. Eine hauchdünne graue Schicht überzog selbst die Wand. Er würde die Wände abwischen müssen. Sein Blick fiel auf die Fenster. Es war höchste Zeit, dass er sie putzte.

In den Sonnenstrahlen, die durch die Scheiben fielen, konnte er die Staubpartikel, die sich überall in der Wohnung befinden mussten, regelrecht tanzen sehen. Er spürte, wie sich die feinen Körner unter seine Lider schoben, rieb sich die Augen und riss schon im nächsten Moment die Hände wieder herunter. Er hätte sie sich vorher waschen müssen. Jetzt hatte er sich den aufgewirbelten Staub erst recht unter die Lider getrieben!

Im Bad drehte er den Kaltwasserhahn auf und hielt die Hände unter den Strahl. Als er in den Spiegel sah, fiel ihm auf, dass seine Augen stark gerötet waren. Vorsichtig griff Ben nach dem Lid seines linken Auges und hob es an. Das verletzte Fleisch löste sich vom Augapfel. Während das Augenweiß lediglich hellrosa leuchtete, war das innere Lidfleisch tiefrot, beinahe schwarzrot gefärbt. Er ließ das Lid zurück auf den Augapfel schnappen. Und zuckte zusammen. Als hätte er es mit Pfeffer bestreut, glühte sein Auge auf.

»Verdammt!«

Sorgfältig darauf bedacht, sein Auge nicht noch einmal zu berühren, zog Ben sich die Kleider vom Leib, drehte die Dusche auf und stellte sich unter den Strahl. Er legte den Kopf in den

Nacken, zwang sich, das geöffnete Auge ins Wasser zu halten. Es ziepte und kniff, aber es kam Ben doch so vor, als würde das Wasser den Staub aus dem Auge herausspülen.

Er drehte den Strahl wieder ab, trat aus der Dusche heraus, schnappte sich sein Handtuch und trocknete sich ab. Erst als er das Tuch wieder an den Haken hängen wollte, bemerkte er, dass er seine Augen seit ein paar Minuten geschlossen gehalten hatte.

Vorsichtig versuchte Ben, sie zu öffnen. Das eine Lid hob sich ein wenig, das andere blieb gleich ganz zu. Verwirrt warf er das Handtuch auf den Klodeckel und trat vor den Spiegel. Er konnte nur durch den schmalen Schlitz des rechten Auges sehen. Aber was er im Spiegel erblickte, erschreckte ihn. Seine Lider mussten durch die Reizung ungewöhnlich angeschwollen sein. Es sah aus, als wäre ein Schwarm Wespen über ihn hergefallen und hätte ihn in die Augen gestochen.

»Scheiß Stauballergie.«

Nackt, wie er war, taumelte er zurück ins Wohnzimmer. Es wird sich gleich wieder geben, sagte er sich und ließ sich aufs Sofa fallen.

»Alles ein bisschen viel in letzter Zeit. Ruh dich aus, Ben, schlaf 'ne Runde.«

Er zog die Wolledecke, die auf dem Sofa lag, über sich und rollte sich ein. Kaum jedoch hatte seine Nase die Kissen berührt, roch er es auch schon. Staub. Auf den Kissen, zwischen den Polstern, tief in die Fasern des Stoffs eingedrungen. Ein trockener, nicht wirklich unangenehmer Geruch, und doch der Geruch von feinsten Partikeln, die sich in seine Augen bohrten, in seine Mundwinkel setzten, seine Ohren befielen.

Er riss sich hoch, tastete sich mehr mit den Händen, als dass er lief, ums Sofa herum zum Staubsauger, der noch immer gegen die Rückseite gelehnt war, und trat erneut auf den Einschaltknopf. Das laute, pfeifende Geräusch der Maschine zerrte an seinen Nerven. Ben sah den Staubbeutel, den er noch nie gewechselt hatte, förmlich vor sich. Bis zum Platzen gefüllt mit dem Dreck und den Flusen der letzten Jahre. Wahrscheinlich

passte längst nichts mehr hinein, und die Maschine wirbelte den Staub nur auf. Aber er hatte keine Wahl. Er zog das lange Saugrohr ab, ließ es zu Boden fallen und ging mit dem Schlauch und dem kurzen Saugstutzen zur Vorderseite des Sofas. Eines nach dem anderen nahm er die Kissen hoch, saugte sie ab und stapelte sie auf dem Boden. In den Ritzen! Die Fussel und Körnchen und Splitterchen mussten zwischen die Polster gedrungen sein! Er hob das rechte der beiden großen flachen Polster hoch, die die Sitzbank des Sofas bildeten, saugte es ab, ließ es auf den Boden rutschen. Dann das zweite. Jetzt die Ritzen. Langsam fuhr er mit dem sich immer wieder am Stoff festsaugenden Schlauch die Kanten entlang. Bis sich mit einem Mal das laute, aber gleichmäßige Sauggeräusch zu einem schrillen Fauchen steigerte. Ben drehte den Kopf, um mit dem nicht ganz angeschwollenen Auge das Ende des Schlauchs zu inspizieren. Ein Stück Stoff hatte sich darin verfangen. Er zog es gegen die Ansaugkraft ab, wollte es schon zu den Kissen auf den Boden werfen, um es nachher entsorgen zu können, als er stutzte. Es war kein altes Taschentuch, kein Putzlappen, keine Socke.

Unwillkürlich hielt er sich den Stoff unter die Nase. Geruchlos. Geblümt. Er breitete das Tuch aus.

Ein T-Shirt. Aber ein T-Shirt, das er noch nie gesehen hatte.

»Sie müssen mir helfen!« Mias Atem flog. Die Frau, an die sie sich gewendet hatte, trug zwar auch eine Maske, aber irgendetwas an ihrer Erscheinung hatte bewirkt, dass Mia den Mut gefunden hatte, sie anzusprechen. »Ich weiß nicht, wie es passieren konnte. Ich wollte das nicht, ich ...«

Das Maskengesicht musterte sie.

»Bitte!« Mias Beine schienen sich zu verflüssigen, sie sackte ein.

Die Frau ergriff ihren Arm. Sie wirkte auf Mia unerschrocken und ruhig.

»Ich krieg keine Luft mehr, nur einen Augenblick, bitte. Helfen Sie mir, der Ausgang ... Ich muss kurz hinaus.«

Die Maske zögerte. Sah an Mia vorbei die schiefe Ebene hinauf.

»Können Sie mir helfen? Es dreht sich alles bei mir. Mir ist nicht gut.« Mias Stimme überschlug sich. »Es tut mir leid, dass ich Sie anspreche, ich werde Ihnen keinen Ärger machen. Ich will Sie nicht aufhalten, es dauert nur einen Moment ...«

Die Frau stützte sie. Mia spürte, wie die Kraft aus ihr entwich, wie sie sich an diese Frau hängen wollte, sich ihr überantworten, bevor es zu spät war. Sie atmete schwer, fühlte, wie ihr unmaskiertes Gesicht von den Blicken, die sich aus den Masken der anderen herauswanden, abgetastet wurde.

Sie rutschte noch ein Stück tiefer, die Hand der Frau griff nach ihr. Die Hand, die Hand ...

Mia schwindelte. Das war keine Frauenhand. Sie war viel zu groß, viel zu kräftig! Verzweifelt griff sie nach dem Plastikgesicht. Ihre Fingernägel gruben sich in die weiche Gummimaske, der ganze Überzug kam ins Rutschen, aber nicht nur die Gummihaut, auch die Haare. Sie lösten sich vom Kopf der

Frau, glitten zur Seite, entblößten den Schädel – den kahlen, harten Schädel eines Mannes, der sie jetzt losließ.

Ungehindert stürzte Mia zu Boden, den Blick auf die augenbrauenlosen Wölbungen geheftet, die dem Gesicht des Glatzkopfes über ihr erst recht den Charakter von Nacktheit und Entblößtheit aufprägten.

Dann lag sie am Boden. Er schritt über sie hinweg. »Hier«, hörte sie ihn entrüstet rufen. »Entschuldigen Sie, aber das geht doch wirklich zu weit.«

Im nächsten Augenblick wurde sie gepackt. Mia fühlte, wie kräftige Arme sie hochrissen und den Spiralgang hinabschleppten.

Ben warf das T-Shirt auf den Tisch, der vor dem Sofa stand. Es war ein Kinder-T-Shirt! Wieso denn ein *Kinder-T-Shirt*? Die Verwirrung fraß sich in ihn hinein.

Hatte er nicht Lillian anrufen wollen? Aber mit dem geschwellenen Auge? Die Reizung schien ein wenig zurückgegangen zu sein, machte ihn aber immer noch wahnsinnig. So konnte er sie unmöglich treffen!

Ruhelos ging er zu seinem Schreibtisch und klickte den Bildschirmschoner weg. Wo war er denn inzwischen mit seinem Text?

Er öffnete das Schreibprogramm. Unter den zuletzt benutzten Dateien fand sich auch das Drehbuch für die TV-Serie, das er hätte umarbeiten sollen. Unwillig klickte er sich weiter bis zu dem Dokument, in dem er den Anfang des Götz-Buches niedergeschrieben hatte. Achtzig Seiten. Noch nicht sehr viel. Ihm fiel auf, wie laut die Lüftung des Rechners surrte. Das war doch lauter als sonst, oder? Er hatte schon in den vergangenen Tagen bemerkt, dass der Ventilator stetig geräuschvoller geworden war. Wahrscheinlich würde es beim nächsten Mal, wenn er den Rechner anschaltete, laut knallen und das verdammte Ding endgültig durchbrennen.

Oder war es die Festplatte? Wenn die sich zerfetzte, war nicht nur der Computer kaputt, sondern auch sämtliche Dateien verloren. Er musste dringend ein Backup machen.

Ohne sich auf den Bürostuhl zu setzen, zog er die oberste Schublade des Rollcontainers auf, der links neben seinem Schreibtisch stand. Hatte er nicht noch einen USB-Stick hier? Das würde für ein Backup doch erst mal reichen. Alte Kugelschreiber, stumpfe Bleistifte, Tintenpatronen, die nicht mehr passten, und Visitenkarten, die nicht mehr gültig waren ...

Nein, nein, den Stick hatte er doch neulich schon gesucht. Richtig, er hatte einen neuen kaufen wollen, als er auf dem Weg zu Lillian gewesen war, es dann aber vergessen.

Ben knallte die Schublade so heftig wieder zu, dass er hören konnte, wie die Stifte durcheinanderflogen.

Lillian ...

Sein Blick fiel auf den Spiegel, der am Eingang neben seiner Wohnungstür hing. Die Schwellung sah fürchterlich aus. Er konnte zwar auf beiden Augen wieder sehen, besonders das linke jedoch wirkte, als ob ihm jemand Wasser in Plastiksäckchen unter die Haut geschoben hätte. Solange er so aussah, blieb ihm eigentlich nur, sich an seinem Schreibtisch zu vergraben und zu arbeiten.

Als Ben das nächste Mal auf die Uhr sah, war die Nacht beinahe vorbei. Er war so sehr in seinen Text versunken gewesen, dass er praktisch durchgearbeitet hatte. Er stieß den Bürostuhl zurück und stand auf. Die durchwachte Nacht steckte ihm in den Knochen. Er fühlte sich wie zerschlagen. Aber er hatte viel geschafft. Zwei weitere Kapitel waren hinzugekommen. »Die Anfänge von Götz Town Structures« und »Erste internationale Erfolge«.

Ben wankte ins Bad, besah sich seine Augen. Die Schwellung war fast ganz zurückgegangen. Nur die Anstrengung der Nacht sah man ihm jetzt an, wie mit einem harten schwarzen Stift waren die Augen in sein Gesicht gezeichnet.

Er ließ kaltes Wasser in die zur Schüssel geformten Hände laufen und tauchte sein Gesicht hinein. Hatte er nicht noch Croissants zum Selberbacken im Kühlschrank? Und Kaffee?

Ungeduldig verließ er das Bad, um sich in der Küchennische ein Frühstück zuzubereiten. Erst als der espressokocher auf dem Gas stand, sah er es wieder.

Das T-Shirt.

Es lag noch immer auf dem Tisch, auf den er es geworfen hatte.



Ben ging zur Sitzecke und nahm es hoch. Jetzt, wo seine Augen wieder abgeschwollen waren, hatte er das Gefühl, das Kleidungsstück erst richtig sehen zu können. Er trat ans Fenster und hielt es ins erste Tageslicht.

Die kleinen Flecken, die auf den weißen Stellen des Blümchenmusters zu erkennen waren, waren ihm gestern Abend gar nicht aufgefallen. Er drehte das T-Shirt um und zog unwillkürlich die Luft durch die Nase ein. Auf der Rückseite des Shirts breitete sich ein brauner, größerer Fleck aus, der die rosa und hellgrünen Blümchen förmlich verschluckt hatte.

War das ...

Bens Herz setzte aus.

... Blut?

Er starrte zur Tür.

Es hatte geklingelt.

Einen Augenblick stand er bewegungslos da.

Es klingelte erneut.

Sein Herz stampfte.

Er rang nach Luft, rieb sich mit den Fingern der Rechten hart die Schläfe. Die durchwachte Nacht schien sein Gehirn wie mit Spinnweben zu verkleben.

Er gab sich einen Ruck und schlich lautlos auf Strümpfen zur Wohnungstür, hielt den Atem an. Seine Linke umklammerte krampfhaft das T-Shirt. Es kam ihm so vor, als würde man sein unterdrücktes Atmen bis weit ins Treppenhaus hinein hören. Aber das konnte doch nicht sein!

Er brachte sein Auge vor den Spion, der in die Tür eingelassen war. Dahinter war – seltsam verformt – der Kopf eines Mannes zu erkennen. Eines Mannes, den er nicht kannte.

Ben richtete sich wieder auf. Das T-Shirt in den Mund gepresst, um jeden Laut zu unterdrücken. Er hörte die Schritte des Mannes, der die Treppe wieder hinunterging. Wer war das?!

Ben hastete zu dem kleinen Seitenfenster, von dem aus er auf die Straße blicken konnte, wenn er das Gesicht an die Scheibe presste. In zweiter Reihe auf der Fahrbahn stand ein

dunkelblauer BMW aus einer kleineren Serie. Ben wartete, fast ohne zu atmen. Kaum eine Minute später sah er den Mann auf die Straße kommen. Er schlängelte sich durch die parkenden Autos hindurch, ging um den BMW herum und –

Ben prallte zurück, heiße Wellen pumpten durch seinen Körper. Der Mann hatte nach oben gesehen, genau zu dem Fenster! Für einen Augenblick hatte Ben das Gefühl, sie hätten sich direkt in die Augen geschaut.

Er hat mich nicht gesehen, stammelte es in ihm, die Reflexion ... es ist kein Licht hier drinnen ... Aber du warst ganz dicht am Fenster – das weißt du doch, dass man von außen sehen kann, was sich direkt am Fenster befindet, auch wenn innen kein Licht eingeschaltet ist.

»Ich bin doch gleich zurückgewichen«, sagte er – diesmal laut. Der Mann wird vielleicht etwas gesehen haben, aber er war in Bewegung, er wird sich fragen, ob er sich nicht getäuscht hat.

Hastig hob Ben einen Stuhl hoch, stellte ihn in die Mitte des Zimmers und stieg darauf. So konnte er bis auf die Straße hinunterschauen, ohne sich zu verraten!

Der Wagen war weg.

Er atmete aus. Aber sein Herz schien immer weiterzustampfen.

Er sprang von dem Stuhl wieder herunter, das T-Shirt noch immer in der Hand. Mitten im Raum blieb er stehen und breitete es vor sich aus. Auf der Vorderseite war zwischen den Blümchen ein weißes Oval aufgedruckt, in dem sich ein kleiner Esel und ein süßer Elefant freundlich aneinanderlehnten, die Hälsen vorgereckt, das Kinn jeweils erhoben, Wangen an Wangen, die Augen geschlossen. Gedankenverloren strich Ben das Schildchen glatt, das hinten am Kragen angebracht war. Angaben zum Waschen mit der Maschine, der Aufdruck »Made in China« und die Größe. 128. Wie alt war das Kind dann?

Er trat an den Computer und öffnete die Suchmaschine. Es dauerte etwas, bis er eine passende Tabelle gefunden hatte.

Sieben bis acht.

Ben blieb, die Arme auf dem Schreibtisch aufgestützt, hinter seinem drehbaren Bürostuhl stehen.

Gebäumt, dachte er.

Ein sieben- bis achtjähriges Mädchen.

Und plötzlich begann sich ein Gedanke in ihm zu formen.

»Nein ... nein, hör mir doch mal zu! Was?«

Ben riss das Handy herunter, um mit beiden Händen das Steuer drehen zu können. Er war auf der Stadtautobahn unterwegs, und es war Berufsverkehr. Die Fahrzeuge fuhren schnell, und manchmal kam es ihm fast so vor, als würden sie Stoßstange an Stoßstange über die sechsspurige Fahrbahn brettern.

»Sophie?« Er hatte das Handy wieder am Ohr. Im Rückspiegel sah er auf der rechten Fahrbahn einen gewaltigen Lkw herandonnern. »Es stört also gerade nicht?«

Sie sagte wieder etwas, aber er drückte sie weg, ließ das Telefon in den Schoß fallen und achtete darauf, nicht schon wieder auszuscheren. Rechts ratterte der Sattelschlepper an ihm vorbei. Vor ihm fuhr eine endlose Kette von Lieferwagen, links überholte ihn ein Taxi mit überhöhter Geschwindigkeit. Gleich musste er selbst auf die rechte Spur wechseln, um den Abzweig zur Avus zu erwischen.

Ein böses, lautes Hupen schien von hinten in seinen Kopf zu hacken. Unter seinen Achseln bildete sich Schweiß, und er riss das Steuer zurück. Aus dem Opel, der rechts an ihm vorbeirührte, sah er eine Silhouette zu ihm herüberschauen, die Gesichtszüge eines Mannes, verzerrt, wütend, der Arm fuchtelte durch die Luft.

»Arschloch! Fick dich doch selbst, du verdammtes Arschloch!«

Ben schlug mit der Hand auf das Steuerrad, gab Gas, zog hinter dem Opel endlich rechts hinüber und fuhr dicht an ihn heran, das Alarmsignal eingeschaltet, so dass beide Blinker regelmäßig blitzten. Die Bremsleuchten des Opels glühten auf. Ben trat auf die Bremse, sein Wagen fiel zurück. Er sah noch, wie der Opelfahrer ihn im Rückspiegel beobachtete. Dann schaltete

er die Warnleuchte aus, setzte den Blinker. Und fuhr rechts raus auf die Avus.

Hatte Götz ihn deshalb zu Lillian geschickt? Ausgerechnet ihn?

Während Ben weiterfuhr, rasten die Gedanken durch seinen Schädel, Gedanken, die sich überschlugen, seit er wusste, wie alt das Mädchen gewesen war, dem das T-Shirt gehört hatte.

Götz kannte ihn doch gar nicht und bat ihn dennoch, etwas so Wichtiges für ihn zu übernehmen? Das hatte Ben doch gleich gewundert! Götz hatte versucht, es zu erklären, und Ben hatte ihm zunächst ja auch geglaubt. Tatsächlich aber war es doch merkwürdig, warum Götz nicht jemanden, den er *kannte*, gebeten hatte, sich um das Alibi zu kümmern, jemanden, mit dem er seit langem vertraut war. Immerhin ging es doch um etwas, womit Götz den Prozess für sich entscheiden wollte! Hatte Götz ihn zu Lillian geschickt, weil er noch etwas anderes mit ihm vorgehabt hatte? Etwas, das Götz *ihm wohlweislich verschwiegen hatte*?

Ben ordnete sich auf der rechten Avus-Spur ein. Ein anderer Gedanke schob den an Götz beiseite. Lillian. Sie hatte ihn zu sich in ihre Wohnung eingeladen. Angeblich, um ihm zu sagen, dass sie für Götz aussagen würde. In ihre Wohnung! Wieso hatte sie ihm das nicht am Telefon gesagt, wieso hatte sie sich nicht einfach bei Seewald gemeldet? Und nicht nur das. Sie war in ihr Schlafzimmer gegangen, ja, sie hatte schließlich sogar zugelassen, dass er sie auszog, dass er sie entblößte und ihre Nacktheit spürte. Bis sie sicher sein konnte, dass er nicht mehr aufzuhalten sein würde. Bis sie sicher sein konnte, dass sich sein Verlangen nach ihr bis zum Punkt der Unumkehrbarkeit gesteigert hatte!

*Sie hat mir den Schlüssel abgenommen.*

Deshalb wollte sie, dass er mit ihr schlief. Um an den Schlüssel zu seiner Wohnung zu kommen! Oder hatte sie das schon im Hotel getan? Während er schlief, erschöpft nach dem, was sie miteinander gemacht hatten. Es war ganz einfach gewesen: Sie hatte den Schlüssel aus seiner Hose geholt und jemandem

übergeben. Der hatte ihn dupliziert, das dauerte vielleicht eine Stunde. Danach konnte sie ihn zurück in Bens Hose stecken, als wäre nichts geschehen.

Ben trat auf die Bremse. Er fuhr viel zu schnell!

Er hatte es vorhin gleich überprüft, als er zum ersten Mal Verdacht geschöpft hatte. Haarklein hatte er seine Wohnungstür untersucht. Das Schloss war vollkommen intakt gewesen. Sie mussten ohne jede Gewaltanwendung hineingekommen sein, um das T-Shirt zu plazieren.

*Es war von Anfang an Götz' Plan gewesen!* Er hatte ihn zu Lillian geschickt, damit sie ihn verführte. Damit sie an seinen Schlüssel herankamen. Damit sie das T-Shirt in seiner Wohnung ablegen konnten. Der Mann, der vorhin geklingelt hatte? Sie hatten wahrscheinlich schon die Polizei alarmiert!

Ben starrte auf das T-Shirt, das er auf den Beifahrersitz geworfen hatte. Götz hatte dafür gesorgt, dass das Hemdchen bei ihm landete. Svenjas Hemdchen! Als Ben ihn angesprochen hatte, musste es Götz zum ersten Mal eingefallen sein. *Hängen wir es ihm an, dem Trottel.*

Die Wut rüttelte förmlich an Ben.

»Du hängst mir das nicht an! Du warst es, du hast deine Töchter erschlagen – nicht ich!«

Er musste husten. Scheiße. Um ein Haar wäre er in die Leitplanke gerast.

Unwillkürlich hob er das T-Shirt an die Nase und roch daran. Als ihm bewusst wurde, was er da tat, warf er es im nächsten Augenblick jedoch erschrocken und angewidert zurück auf den Sitz.

Es hatte Svenja gehört.

Oder war er dabei durchzudrehen?

Es war der Geruch, der ihr vielleicht am meisten zusetzte. Kein scharfer Gestank nach Aas oder Kot. Eher ein dumpfer, matter Geruch von abgestandener Luft, umgewälzter Luft, zehn-, hundert-, tausendmal durch die Lungen unzähliger Menschen gegangen, Luft, die in irgendwelchen Aufbereitungsanlagen noch einmal gefiltert und aufgemischt worden war. Eine Luft, von der Mia den Eindruck hatte, sie würde sich beschmutzen, wenn sie einatmete, die klebrig und schmierig wirkte wie das Wasser, aus dem man sie gezogen hatte.

Die Zeit hatte begonnen, sprunghaft zu verstreichen. Mal schien sie sich auszudehnen zu einer schier unendlichen Ebene, mal zu verdichten zu einem flackernden Voranhetzen. Mia hatte das Gefühl dafür verloren, ob es Wochen waren oder nur Tage, die vergingen. Man hatte sie in einen Bereich gebracht, aus dem sie nicht mehr herauskam. Die Türen waren verschlossen.

In diesem Bereich des Labyrinths waren weniger Menschen unterwegs – und sie trugen auch keine Masken. Es waren Chinesen, Russen, Araber, Männer, die sich nur ein paar Tage oder Stunden in der Stadt aufhielten und anscheinend nach nichts anderem suchten als ein paar ausgelassenen Momenten. Die weder Deutsch sprachen noch Englisch. Mia hatte versucht, bei dem einen oder anderen von ihnen durchblicken zu lassen, dass sie Hilfe brauchte, dass etwas nicht stimmte, dass sie hier rauswollte, aber das hatte mit bestürzender Regelmäßigkeit zu Missverständnissen geführt, zu Ärger, Irritation, bösen, unverständlichen Worten. Auch mit ein paar von den anderen Mädchen, die sich in diesem Bereich aufhielten, hatte Mia versucht, Kontakt aufzunehmen. Aber sie wollten davon nichts wissen, winkten ab, wenn sie spürten, worauf Mia hinauswollte, machten ihr klar, dass sie selbst genug Sorgen hätten. Nicht

selten wirkten sie so, als hätten sie irgendwelche Substanzen eingenommen, die sie zwar ausgelassen und gut gelaunt erscheinen ließen, zugleich aber auch seltsam abgestorben im Inneren.



»Was ist denn mit deinem Auge?« Sophie machte eine Bewegung mit der Hand, als ob sie es berühren wollte.

Ben drehte den Kopf zur Seite, um ihr den Anblick zu ersparen. »Da muss mich was gestochen haben«, murmelte er, »vielleicht auch eine allergische Reaktion, das geht wieder weg.« Dabei war die Schwellung doch fast nicht mehr zu sehen.

Sie standen in der Küche, Sophie hatte eine Mineralwasserflasche aus dem Kühlschrank geholt.

»Und?« Sie warf ihm einen fragenden Blick zu. »Was bringt dich her?« Sie drehte sich um und stellte die Flasche zurück in den Kühlschrank, nachdem sie zwei Gläser vollgeschenkt hatte.

»Du hattest doch gesagt, dass ich mich mal melden sollte«, konterte Ben und griff nach einem der beiden Gläser. Ich muss in Svenjas Zimmer, hämmerte es in seinem Kopf.

Sie lächelte. »Auf einen Kaffee, in der Stadt, hatte ich gemeint.«

Ben grinste. »Wolltest mich sehen, weil ... weil ich dir so gut gefalle, ja?«

Sie musste lachen, setzte das Glas ab. »Na, ich hatte schon das Gefühl, ich sollte mich ein bisschen um dich kümmern. Damit du mir Julian in deinem Buch nicht so schlechtmachst.«

Ben nickte übertrieben. Das wusste er ja bereits.

»Aber ich wollte dich auch treffen, warum nicht?« Etwas schnippisch, aber es stand ihr gut, ging sie an ihm vorbei aus der Küche in die Halle.

Ben folgte ihr. »Ich schreibe gerade ein wenig über das Haus hier«, meinte er. »In dem es passiert ist.«

Sie blieb stehen und wandte sich zu ihm um. Ihre Haare waren zu einem Zopf geflochten, der schwer über ihren Rücken herunterhing.

»Deshalb bin ich gekommen«, fuhr Ben fort. »Ich wollte fragen, ob ich mich ein wenig umsehen darf.«

Sophie spitzte die Lippen.

»Es ist nicht ganz einfach, den Tatort so zu beschreiben, dass vor dem Auge des Lesers ein plastisches Bild entsteht«, führte Ben aus. Und ich muss etwas aus Svenjas Zimmer haben, dachte er.

»Hast du das mit Julian abgesprochen?«

Nein.

»Ja.«

»Gut, klar, kein Problem. Wo wollen wir anfangen?«

»Am besten dort, wo es passiert ist«, erwiderte Ben und sah zur Treppe, die von der Halle aus in den ersten Stock führte. »Wenn es dir nichts ausmacht.«

Sophie atmete aus. Plötzlich wirkte sie noch ein wenig kleiner als sonst. »Ist schon okay«, sagte sie leise, aber die schnippische, aufgekratzte Art, mit der sie ihn empfangen hatte, war verfliegen.

Er ging hinter ihr die Treppe hinauf. In seinem Kopf arbeitete es. Wenn sie dabei war, konnte er schlecht von Svenjas Sachen etwas einstecken. Er musste sie wegschicken, aber das war auffällig. Wahrscheinlich wäre es doch besser gewesen, erst unten anzufangen. Dann wäre sie oben schon ein wenig müde gewesen. So aber ...

»Hier, das ist das Schlafzimmer.« Sophie drückte die Tür zum Schlafzimmer im ersten Stock auf. Ben ging an ihr vorbei und stellte sich mitten in den Raum. Er schloss die Augen. *Wie schicke ich sie weg?* Er drehte sich leicht zur Seite, damit sie ihm nicht ins Gesicht sehen konnte.

»Ich denke, du willst dich umsehen?«

Ben öffnete die Augen. Sophie stand im Türrahmen.

Wie Svenja.

»Ben?«

Er gab sich einen Ruck.

»Bist du fertig hier?«

Ich muss schrecklich aussehen mit dem Auge, dachte er und nickte.

Sie blieb an der Tür stehen, um sie hinter ihm schließen zu können.

Sag, dass du aufs Klo musst, gleich hier oben, dort ist bestimmt noch eine Kinderzahnbürste, zuckte es in seinem Kopf. Genau das, was ich brauche. Und wenn sie sagt, geh nach unten?

»Hier ist Svenjas Zimmer.« Sophie öffnete vorsichtig die Tür, als hätte sie Angst, jemanden zu verletzen, der sich dahinter aufhielt.

Ein geräumiges, voll ausgestattetes Mädchenzimmer, mit Kinderzeichnungen und bunten Bildern an den Wänden, Regalen voller Spielzeug, einem rosa Kinderbett und einem Schreibtisch, auf dem die Stifte in breiten Behältern zusammengesteckt waren. Dienstbereit, angespitzt und sortiert, als warteten sie nur darauf, endlich wieder von Svenja benutzt zu werden.

Ben ging an Sophie vorbei in das Zimmer, während sie auch diesmal wieder auf der Schwelle stehen blieb, als würde sie etwas davon abhalten, den Raum zu betreten. Sein Blick fiel auf den Teppichboden. Es war nichts zu sehen. Dort neben dem Bett musste sie gelegen haben. Seine Augen verschleierten sich.

Er drehte sich um. Auf einer kleinen Anrichte lagen Svenjas Haargummis. Haarspangen, Haarreifen, flauschige Bänder. Kleine Ringe, Kästchen mit Steinen und Münzen, Schachteln mit Plastikschmuck, Schatullen mit Schminkspielzeug.

»Danke, dass ich mich hier umsehen darf.« Er warf Sophie einen Blick zu. Sie sah ihn gequält an. Sollte er ihr sagen, dass er ein T-Shirt von Svenja in seiner Wohnung gefunden hatte?

Ihn schwindelte, und es kam ihm so vor, als hätte er Fieber. Sie würde es nicht verstehen. Sie würde es der Polizei sagen wollen.

»Sieh mal hier«, sagte er und zeigte auf ein Bild, das über dem Bett an der Wand hing.

Jetzt kam Sophie doch ein paar Schritte zu ihm in das Zimmer.

»Das hat Svenja gemalt?«

Sie nickte. »Wir haben ihre Bilder alle geliebt.«

Ben beugte sich vor, um die Details zu betrachten. »Das ist ein Garten, oder? Mit einem Haus. Und was ist das?«

»Ein Schmetterling, siehst du das nicht?«

»Nein, das hier, hier unten.«

Sophie beugte sich ebenfalls vor, und Ben wandte sich ab, drehte sich um seine Achse. »Ah!«

Er war gegen die Anrichte mit den Schmucksachen gestoßen.

»Pass doch auf!« Sophie standen die Tränen in den Augen. »Reicht es jetzt?«

»Ja.« In seiner Hand brannte es. Sie umschloss ein Haargummi.

»Dann komm, gehen wir.«

Ben wankte zur Tür. Sein Kopf glühte, er ging wie auf einem Wasserbett.

Sophie schloss die Tür hinter ihnen.

Ben wusste, dass er bleich war und tiefe Ringe unter den Augen hatte.

»Danke«, sagte er noch einmal, etwas anderes fiel ihm nicht ein. *Sie wird denken, dass mich der Anblick des Zimmers so mitgenommen hat.*

Sophie ging über die Galerie voraus.

»Am besten, ich fahr gleich wieder«, presste er hervor, als sie die Treppe hinunterschritten. Er spürte, dass er sie verärgert hatte, weil er gegen die Anrichte gestoßen war. Vielleicht ahnte sie, dass etwas nicht stimmte, dass er ihr etwas verheimlichte.

»Ja«, hörte er ihre Stimme. Sie drehte sich nicht um. »Das ist vielleicht wirklich das Beste.«

»Es ist die Verfügbarkeit, die süchtig macht.« Die Frau hatte ihre Stimme gesenkt, die Haare hingen halb über ihr Gesicht. Sie hatte sich zu Mia heruntergebeugt, die mit dem Kopf auf ihrem Schoß lag. »Wenn man das einmal erlebt hat, will man es immer wieder haben. Man kann es nicht mehr vergessen, ist süchtig danach. Nichts anderes kommt da mehr ran.«

Mia versuchte, durch das Halbdunkel hindurch in den Augen der Frau zu lesen. Sie hatte einen klaren, aufmerksamen Blick. »Manche sagen, es ist wie ein Infekt, etwas Ansteckendes.«

Mia zog die Beine an und schlang die Arme darum. Sie fühlte, wie sie innerlich weich wurde. Sie kämpfte nicht dagegen an. Tränen traten ihr aus den Augen, benetzten ihr Gesicht. Aber sie wagte es nicht, einen Laut von sich zu geben.

Die Frau wandte den Blick nicht von ihr ab. »Ist es schlimm?«

Seit Wochen war sie die Erste, mit der Mia reden konnte. Sie nannte sich Vera und hatte Mia schon ein paarmal besucht. Was hatte Vera in diesem Labyrinth verloren, erst recht hier, in diesem Bereich, in den sie Mia gebracht hatten?

»Hm?« Die Frau sah sie freundlich an. Sie war hübsch, sah gepflegt aus, zerbrechlich.

Ist es schlimm?

Mia starrte sie an. Sollte sie fragen, ob Vera ihr helfen konnte?

»Es wird sehr darauf geachtet, wer von der Anlage hier erfährt«, fuhr Vera fort. »Man will unter sich bleiben. Natürlich ist all das hier ...«, sie sah in den Schacht hoch, der über ihren Köpfen bis in die oberen Etagen der Anlage reichte, »... *geheim*, verstehst du?« Sie blickte wieder hinunter zu Mia. »Das ist es ja gerade, was für viele den Reiz ausmacht. Den Kick, den sie brauchen, wenn alles andere ausgedient hat. Hier gibt es ihn, und hier holen sie ihn sich.«

Und du?, dachte Mia. Wieso bist du hier? Doch kaum hatte sie den Gedanken zu Ende gedacht, wurde sie auch schon von der Antwort überflutet: Um mich zu sehen, um mich zu besuchen, oder? Deshalb bist du hier!

Der Druck ihrer Arme, mit denen sie sich an Vera klammerte, musste sich verstärkt haben, denn Vera beugte sich zu ihr herunter und lächelte.

Ohne dass sie Zeit hatte, darüber nachzudenken, brach es aus Mia hervor: »Kannst du mir nicht helfen?«

»Wo bleibt sie?«

»Ich –«

»Nicht Sie, Lindenberger, Lillian? Wo bleibt sie?«

Ben saß angespannt an seinem Platz. Götz' Arme lagen auf dem Tisch, die Handflächen nach oben. Seine kurzen Haare standen vom Kopf ab, sein kantiges Gesicht leuchtete. Es ging eine Intensität von ihm aus, die Ben am liebsten mit einem Bleischild von sich abgehalten hätte.

»Seewald hat gewartet, dann hat er angerufen, wieder gewartet – sie meldet sich nicht!«

Zwei blonde, lange Haare hatten sich in dem Haargummi verfangen. Zusammen mit einem Stück von dem befleckten T-Shirt hatte Ben eines davon eingeschickt. An die Agentur, die er im Internet herausgesucht hatte. Eine Vaterschaftsagentur.

»Frau Behringer hat mir gesagt, dass sie zu Ihren Gunsten aussagen wird, Julian. Was soll ich tun?« Er sah Götz offen an.

Bevor Ben zu dem Termin mit Götz in die U-Haft gekommen war, hatte er bei der Agentur angerufen. Wenn er ihnen die Proben per Kurier umgehend zuschickte, könne er das Ergebnis noch am Abend bekommen, hatten sie ihm mitgeteilt. Das Ergebnis des Tests, ob Haar und Blutfleck die gleiche DNA aufwiesen. Ob das Blut auf dem T-Shirt wirklich von Svenja stammte.

»Sie kennen sie ja«, fuhr Ben fort. »Lillian hat sicher eine Menge um die Ohren, sie wird sich melden, sobald sie frei ist.«

»Lillian.«

Götz' Augen schillerten.

»Frau Behringer. Wie auch immer, es war nicht einfach, sie davon zu überzeugen.« Ben zog die Schultern hoch. »Sie hat Angst, nehme ich an. Aber ich meine, das hatten Sie ja bereits

vorausgesehen. Deshalb wollten Sie ja auch, dass jemand persönlich mit ihr spricht.«

»Angst *wovor*? Sie soll sagen, was war ...«

Frag ihn, frag ihn, wieso er ausgerechnet *dich* geschickt hat!

»Das Problem war ja, dass ich mich mit ihr treffen sollte, ohne zu sagen, dass Sie mich schicken –«

»Das habe ich nicht gesagt.«

»Wie hätte ich es denn sonst machen sollen? Sie hatten betont, dass Frau Behringer möglicherweise mit dem Prozess nichts zu tun haben möchte. Es bestand also durchaus die Gefahr, dass sie einem Treffen mit mir aus dem Weg gehen würde. Jedenfalls wenn sie erfuhr, dass *Sie* in Wahrheit derjenige waren, der mich schickt. Umso mehr, als vollkommen unklar war, in welcher Verbindung wir beide miteinander stehen.«

»Wer?«

»Wir beide, Sie und ich.«

»Das wissen Sie doch, Lindenberger, was soll das?« Ben sah Götz an, dass er misstrauisch wurde. Dass er Bens Gedankengängen nicht folgen konnte.

»Warum haben Sie mich geschickt, Götz?« Jetzt konnte er nicht mehr zurück. »In einer für Sie so heiklen, delikaten Sache. Sie kennen mich nicht und vertrauen mir Ihr Leben an?«

Götz' Gesicht wirkte plötzlich eingefallen. Die Tage in der U-Haft setzten ihm zu, das war nicht zu übersehen. Die Aura von Saturiertheit, die ihn auf älteren Aufnahmen immer zu umgeben schien, wirkte wie aufgelöst. Noch war ihm anzusehen, dass er Erfolg in seinem Leben gehabt hatte, dass er es gewohnt war, Anordnungen zu treffen, sich durchzusetzen, recht zu behalten. Aber die Selbstgefälligkeit war verschwunden, zurückgeblieben nur das Antlitz eines Machtanspruchs – ohne die Sicherheit, dass er auch anerkannt würde.

»Ich habe versucht, Ihnen das zu erklären, Ben, als ich Sie gebeten habe, mir diesen Gefallen zu tun.«

*Aber ich glaub dir nicht.*

»Also verstehe ich nicht, was Sie mit dieser Frage



bezwecken.« Götz atmete aus. »Ich meine, was denken Sie denn? Dass ich ein Spiel mit Ihnen spiele?«

Ben winkte ab. Es war zu gefährlich. Er konnte Götz nicht sagen, was er dachte. »Es hat mich nur gewundert, verstehen Sie das nicht? Ich muss sagen, ich habe so etwas auch noch nie gemacht.«

»Nein, nein.« Götz ließ eine Hand flach und schwer auf den Tisch fallen. Das Möbel vibrierte auf seinen dünnen Metallbeinen. »Sie haben sich doch etwas gedacht, Ben! Ich will das wissen. Ich meine, immerhin schreiben Sie an meinem Buch.«

»Es ist ein Buch über Sie, aber ... Sie sagen es ja selbst, ich schreibe es, also ist es, das können Sie nicht abstreiten, in gewisser Weise auch mein Buch.«

Der Satz blieb in der Luft hängen. Götz sah Ben abschätzend an. Dann beugte er sich wieder nach vorn. »Mein Buch, dein Buch, Scheißkopfs Buch – das ist mir doch ganz egal, Junge. Ich will Lillians Aussage. Und ich will wissen, was in deinem Kopf vorgeht, denn ich lasse dich in mein Leben, und wenn du vorhast, dort in die Ecke zu scheißen, dann hab ich für den Rest meiner Zeit ein Problem.«

*Du willst mir deine Morde anhängen. Du hast dafür gesorgt, dass das T-Shirt in meiner Wohnung plazierte wurde.*

»Was ist? Glaubst du, ich habe dich zu Lillian geschickt, weil ich einen Hintergedanken habe? Und welchen? Was kann ich von dir wollen?«

Ben versuchte, seine Gedanken zu ordnen.

»Was ist los?«, fuhr Götz ihn an, wandte sich aber gleich zu dem Beamten um, der aufgesprungen war. »Entschuldigen Sie, Wachtmeister«, er rieb sich mit beiden Händen über die Wangen, »kommt nicht wieder vor, ich hab mich wieder im Griff.«

»Ganz ruhig bleiben, ja?«, brummte der Beamte und setzte sich wieder hin.

Götz wandte sich wieder Ben zu. »Also?«

»Ich weiß nicht, was Sie meinen.« Ben fummelte in der Innentasche seines Jacketts herum, um einen Stift hervorzuholen.

»Warum machen wir nicht einfach weiter, wo wir aufgehört haben? Am besten, Sie erzählen mir, wie Sie Ihre Frau Christine kennengelernt haben.«

Er sah Götz erwartungsvoll an und hielt den Stift – ein wenig albern, wie er selbst fand – so, dass er über der linken oberen Ecke des blanken weißen DIN-A4-Papiers schwebte.

»Du glaubst, dass ich dich in irgendetwas reinziehen will.« Götz' Stimme war nur noch ein Flüstern.

*Willst du so weit gehen, darüber zu sprechen? Um mich einzulullen? Traust du dir das wirklich zu?*

»Weißt du, was das bedeutet, Ben?« Da war es wieder! Götz' Gesicht wirkte, als würde jemand von hinten die Haut zusammenziehen. »Wo hinein kann ich dich denn schon ziehen? Will ich sie dir anhängen, meine tote Frau, meine toten Töchter? Aber ...« Götz zögerte, scheinbar nachdenklich. »Wie ist es? Muss ich es dann nicht auch gewesen sein? Sonst würde ich es dir doch nicht anhängen wollen – oder?«

Ben blickte unwillkürlich zu dem Beamten, der träge auf seinem Stuhl saß.

Götz ließ Ben nicht aus den Augen. »Kann ich dir trauen, Schreiberling?«

»Hören Sie, Herr Götz –«

»Was bist du? Ein großer Drehbuchautor? Ja? Was hast du geschrieben, welchen Kinohit? Wie? Nur Fernsehen? Hm. Und da? Schon länger nichts? Was soll das heißen?« Er bleckte die Zähne. »Wenn ich als Architekt länger keinen Auftrag an Land ziehe, entgeht das keinem, verstehst du? Da guckt man sich meinen Lebenslauf an. Letztes Jahr? Nichts. Vorletztes Jahr? Nichts. Das reicht, mehr braucht man nicht zu wissen. Wenn ich dann einen Vorschlag einreiche, sieht man sich den Lebenslauf an und weiß: Taugt nichts, kann nichts, ist nichts.« Sein Gesicht spiegelte die Geringschätzung. »So einfach ist es nicht? Vielleicht. Denn es geht ja nicht darum, was man in den vergangenen Jahren gemacht hat, sondern darum, ob der Vorschlag, den man eingereicht hat, gut ist. Richtig?«

»Was soll das, ich verstehe nicht –«

»Du sitzt hier, weil du hoffst, durch mich aus der Falle herauszukommen, in die du dich hineinmanövriert hast, Junge. Aber da wird dich niemand mehr herausholen können! Denn niemand anders als du selbst hat dich da reingejagt! *Weil du ein Versager bist, Ben.* Deshalb sitzt du in der Falle! Und weißt du auch, woran man sehen kann, was für ein Tropf du bist?«

Ben war aufgestanden, räumte seine Sachen zusammen.

»Daran, wie du meinen Fall handhabst! Das wäre was für dich gewesen, meine Geschichte ist gut! Ich meine, was willst du mehr? Du könntest daraus was machen, aber du hast es versaut. Du hast deine Chance verspielt!« Jetzt war es fast wie ein höhnisches Lachen.

Ben wollte sich abwenden, doch da sprang Götz auf und packte ihn am Handgelenk. *So wie deine Tochter Svenja*, raste es in Bens Schädel. *Was ist, willst du mich auch umreißen und erschlagen?*

»Wir haben das jetzt angefangen, Ben«, zischte Götz. »Wir ziehen das durch.«

»Ich denke, Sie vertrauen mir nicht!«

»Seewald soll sich um Lillian kümmern, da sind Sie raus. Aber das Buch schreiben Sie.«

»Sie kommandieren mich herum, wie es Ihnen gerade passt, oder was?«

Götz lachte. »Das kannst du doch gar nicht ändern! Lass es, versuch es erst gar nicht, es hat keinen Zweck. Wichtig ist nur, dass wir uns darüber im Klaren sind.« Und damit drehte er sich um zu dem Mann an der Tür. »Bringen Sie ihn raus, Wachtmeister, ich kann ihn nicht mehr sehen.«

Aufgewühlt lief Ben zu seinem Wagen, den er unweit vom Kriminalgericht geparkt hatte. Er war fest entschlossen, sich nicht an das zu halten, was Götz ihm gesagt hatte. Er würde keinen Bogen um Lillian machen – nein, er würde auf direktem Wege zu ihr fahren! Sie musste von Götz beauftragt worden sein. Sie musste dafür gesorgt haben, dass das T-Shirt in seiner Wohnung abgelegt wurde. Sie musste Bescheid wissen. Sie hatte ihm etwas vorgespielt. Und Ben wollte sie zur Rede stellen. Sofort.

Lillians Wohnung lag in Schöneberg, nahe dem Viktoria-Luise-Platz, in einer ruhigen Seitenstraße mit Stuckfassaden an den sorgfältig renovierten Altbauten, einem Weinladen an der Ecke und einem Supermarkt im Flachbau am Ende der Straße. Ben parkte seinen Kastenwagen mit den Vorderrädern auf dem Bürgersteig in einer zu kleinen Lücke. Er hatte nicht vor, lange zu bleiben.

Als er aus dem Wagen stieg, waren seine Handflächen feucht. Er hatte Lillian seit der letzten gemeinsamen Nacht nicht mehr gesehen. Seine Augen waren wieder in Ordnung, aber noch immer kam es ihm so vor, als sei sein ganzes Gesicht ein wenig verrutscht.

Lächerlich. Er zuckte mit den Schultern, während er die Straße überquerte, um zum Eingang ihres Hauses zu gelangen. Es ist ihr doch vollkommen egal, wie du aussiehst.

Ein Van stand in zweiter Reihe auf der Straße. Ben berührte sein Auge. Nahm die Schwellung wieder zu? Die Tür auf der Rückseite des Vans stand offen. Als Ben daran vorbeiging, warf er einen Blick ins Innere des Fahrzeugs und verlangsamte instinktiv seine Schritte.

Der Innenraum des Vans war mit elektronischem Gerät bis oben hin vollgestopft. Eine kurzhaarige Frau in engen Jeans hockte auf einem Schemel vor einer Bildschirmwand, neben ihr stand ein kräftiger Mann mit Cargohosen und Schirmmütze. Auch er starrte auf einen der zahlreichen Monitore, die an der Trennwand zur Fahrerkabine angebracht waren. Unwillkürlich blieb Bens Blick an einem der Bildschirme hängen. Ein Detail, das darauf zu sehen war, kannte er.

Den Esstisch in Lillians Wohnzimmer.

Ben spürte, wie sein Körper schwer wurde. Die Bilder auf den Monitoren liefen weiter. Ein Gang durch Lillians Wohnung. Ihr Schlafzimmer. Der elegante Nachttisch aus Glas und Stahl, der ihm gleich aufgefallen war. Der Stuhl mit der hohen Lehne, der an der Wand stand und auf dem ihre Unterwäsche lag. Der tiefe, weiße Teppich, der mindestens einmal die Woche gereinigt worden sein musste, so frisch und angenehm war er gewesen.

»Nein, der Nachbar«, sagte die Frau, die vor den Bildschirmen hockte, in ihr Handy. »Was?«

Sie warf ihrem Kollegen einen fragenden Blick zu, während sie weitersprach. »Er hat gesehen, dass die Wohnungstür offen stand und uns angerufen.«

Das Bild bewegte sich weiter. Das Bett, der Pfosten ...

»Ich nehme an, durch die Schnittwunde«, hörte Ben die Frau fortfahren und registrierte gleichzeitig, dass er in die Augen des Schirmmützenmanns starrte.

»Hey!« Der Mann wirkte riesig, er musste sich umgedreht haben, ohne dass Ben es bemerkt hatte. Er stand auf der Ladefläche des Vans in der geöffneten Tür und überragte Ben um gut einen Meter. »Hier gibt's nichts zu gucken!«

Ben wich zur Seite, wollte sehen, wie es auf den Monitoren weiterging, aber der Blick auf die Bildschirme war ihm versperrt. »Warte mal – hier ist grad –«, sagte die Frau mit dem Handy am Ohr.

»Achtung!« Etwas Hartes schlug heftig gegen Bens Schulter. Der Schirmmützentyp hatte die Wagentür kraftvoll herumgeschwungen und ihn dabei getroffen. Ben taumelte nach rechts, versuchte sich zu halten, nur Millimeter vor seinem Kopf wischte die andere Tür vorbei, um ein Haar hätte sie hart gegen seinen Schädel geschlagen. Die Türen knallten ins Schloss.

Dahinter waren aufgebrachte Stimmen zu vernehmen.

Ben war in die Hocke gegangen, richtete sich benommen auf.

Was waren das für Leute? Warum waren sie in Lillians Wohnung gewesen?

Wie betäubt lief er den Bürgersteig entlang, auf den Eingang ihres Wohnhauses zu.

Dort!

Sie stand an der Theke – kaufte ein.

»Lillian!«

Er riss die Glastür zu dem Backshop neben dem Hauseingang auf.

»Lillian, was ist denn los?« Mit zwei Schritten war Ben bei ihr. Sie trug einen beigen Regenmantel, ihr Haar lag offen auf den Schultern. Er berührte ihren Arm, spürte, wie sie nachgab, sich umdrehte, öffnete die Arme, wollte sie auf den Mund küssen ...

Er hörte nicht, was die Frau sagte, die zu ihm heraufsah, bemerkte nur, dass sich ihre Lippen bewegten. Ein feines Säuseln hinter ihm, das musste die Verkäuferin sein, die ihm etwas zurief. Nur mühsam gelang es Ben, die Bewegung seines Kopfes abzubremsen, bevor sich seine Lippen auf die der Frau vor ihm drückten. Einer Frau, deren eingefallene Gesichtszüge wirkten, als hätte jemand ihre Haut erst in alle Richtungen gezogen und dann losgelassen.

Unwillkürlich schlug er die Hand vor den Mund. Stolperte nach hinten, knallte gegen das Regal mit den Snacks. Ein paar Tüten fielen herunter. Er trat darauf, spürte, wie eine luftgefüllte Chipspackung zerplatzte, riss sich herum. Ein Schritt bis zur Glastür, heraus aus dem Laden, ins Freie. Im Kopf ein Rauschen. Er hörte die Glastür des Backshops hinter sich ins Schloss fallen.

Was waren das für Leute in dem Van gewesen?

»Ben!«

Sie kam aus dem Eingang des Mietshauses, trug einen Morgenmantel und war unendlich schön.

Der Van stand noch immer an seinem Platz.

Sie breitete die Arme aus.

Das schwere, weiße Frotteetuch des Morgenmantels faltete sich auf, darunter kam ihr Körper zum Vorschein. Sie trug nichts außer dem schwarzen Slip, den er gerade auf dem Bildschirm gesehen hatte. Aber das war es nicht, was ihm am meisten zusetzte. Es war der schwarze, zähe Saft, der in dicken Bahnen über ihre Brust und ihre Hüfte bis auf die Innenseite der Schenkel hinabließ.

Sie stürzte aufs Pflaster. Ben war bei ihr, drehte sie um. Der Schnitt musste beängstigend tief sein. Er zog sich rings um ihren Hals, und als Ben ihren Kopf auffing, damit er nicht auf das Pflaster schlug, sah er, dass er bis in die Luftröhre hineinschauen konnte. Es piffte daraus, Blasen traten hervor, und immer neues Blut pulsierte in Schüben heraus.

Er hielt sie in seinen Armen, ihr Haar floss über seine Hände, die Augen waren auf ihn gerichtet.

Ben hörte, wie hinter ihm die Frau und der Mann aus dem Van stiegen und um das Fahrzeug herumliefen. Wie die Kundin aus dem Backshop trat und der Verkäuferin über die Schulter etwas zurief. Er achtete darauf, Lillians Kopf so zu halten, dass der klaffende Spalt in ihrem Hals geschlossen war, und als er in ihre Augen blickte, sah er, dass die linke Pupille fast doppelt so groß war wie die rechte.

Ein Wagen fuhr so dicht an ihm vorbei, dass der Seitenspiegel gegen Bens Mantel schlug.

Sein Auge begann wieder anzuschwellen. Ben fühlte, wie das Lid andickte, wie es sich über die Pupille zu schieben begann. Er sprang auf, um vom nächsten Fahrzeug nicht überfahren zu werden. Die Kundin aus dem Backshop kam über den Bürgersteig auf ihn zu, sah ihn an und wandte sich hastig wieder ab. Sein Blick stieß hinab auf den Asphalt.

Wo war sie?

Lillian!

Er taumelte, hatte für einen Augenblick die Orientierung verloren.

Die Straße lag vollkommen ruhig da. Der Van in zweiter Reihe.



Eben noch hatte Lillian auf dem Asphalt vor ihm gelegen, jetzt war die Straße leer. Es kribbelte unter seiner Haut, als würde dort ein ganzer Ameisenstamm wimmeln.

Ben schob den Ärmel seines Mantels hoch, um den Unterarm zu entblößen. Er war übersät mit kleinen roten Punkten, die vor seinen Augen aufzuglühen schienen. Das Rauschen zwischen seinen Augen hatte sich zu einem Toben gesteigert.

Jemand kam auf ihn zu. Ben fuhr herum. Der Mann mit der Schirmmütze ging an den parkenden Autos entlang, sah ihn kurz an, wollte weiter, aber Ben hielt ihn auf, erkannte das Logo eines Berliner Lokalsenders auf der Mütze des Typen.

»Die Wohnung, in der Sie gefilmt haben, entschuldigen Sie, dass ich frage, aber ...« Ben schwankte, stützte sich an dem Auto ab, an dem er stand.

Die Augen des Mannes verengten sich, in seiner Rechten hielt er eine schwere Kamera am Tragegriff.

»Ich kenne Frau Behringer und dachte ... Ich meine, was ist denn passiert?«

»Sie kennen sie?«

»Ja. Deshalb ja ...«

Der Mann schien einen Moment lang zu überlegen.

Ben schob den Mantel über seinen Arm zurück, spürte, dass er verwirrt wirken musste. »Mein Name ist Ben Lindenberger«, stotterte er, um endlich Klarheit zu bekommen, aber da wuchtete der Mann vor ihm schon seine Kamera auf die Schulter, und eine rote Leuchtdiode glomm auf.

Plötzlich hatte Ben kein menschliches Gesicht mehr vor sich, sondern nur noch den schwarzen Schlund einer Maschine.

»Wer sind Sie?«, hörte er die Stimme des Mannes dahinter hervorkommen.

Ben wandte sich ab und rannte.

Mit zitternden Händen kam Ben bei sich zu Hause an. Die Kleider glühten auf seiner Haut. Es war ein Fernsehteam gewesen, sie hatten bei Lillian gefilmt. Ein Nachbar hatte etwas bemerkt und sie gerufen – so viel war ihm inzwischen klar. Er hatte Lillian vor sich auf dem Pflaster liegen sehen, seine Nerven gingen mit ihm durch. Seit er das T-Shirt gefunden hatte, war er nicht mehr zur Ruhe gekommen.

Ben warf die Wohnungstür hinter sich zu und riss sich noch im Laufen Mantel, Jackett und Pullover vom Leib. Als er das Bad erreicht hatte, war sein Oberkörper nackt. Was er im Spiegel sah, traf ihn wie der Anblick einer Klinge, die einen Finger durchschneidet. Sein Rücken war über und über von roten Flecken befallen. Die Pusteln standen millimeterhoch und waren von rosa bis zinnoberroten Höfen umlagert. An einigen Stellen waren die Erhebungen zu größeren Flächen zusammengewuchert, an anderen waren Hunderte von winzigen Pusteln geblieben. Sein ganzer Körper juckte, als ob die Beulen wie rasend danach verlangten, berührt, überstrichen, gedrückt zu werden, ja, schlimmer noch, aufgekratzt, aufgerissen zu werden, bis das rohe Fleisch darunter zum Vorschein kam.

Der schrille Klang des Telefons bohrte sich in sein Ohr. Ben sank gegen die Kacheln im Bad, die dem juckenden Ausschlag Kühlung brachten. Das Klingeln des Anschlusses im Wohnzimmer schnitt durch seine Nervenbahnen. Wenn er den Hörer jetzt abnahm, wäre er nicht in der Lage zu sprechen.

Der Pfeifton war wie eine Erlösung, der Anrufbeantworter sprang an. Sekunden später erfüllte die Stimme Seewalds die Wohnung.

»Herr Lindenberger, Sie müssen sich bei uns melden. Ich habe heute früh meinen Assistenten zu Ihnen geschickt, aber er hat sie

nicht angetroffen. Die Staatsanwaltschaft hat mich eben verständigt ...« Ben konnte hören, wie Seewald den Hörer kurz zuhielt, gleich darauf aber sprach er schon weiter. »Es geht um Frau Behringer.« Im Hintergrund ertönte das Klingeln eines Handys. »Ich wollte Ihnen das persönlich mitteilen, aber da Sie nicht zu erreichen sind ... Sie ist ...«

Seewald unterbrach sich. »Was?« Offensichtlich hatte er sich an einen Kollegen gewandt, der sich bei ihm im Büro befand. »Götz weiß Bescheid«, stieß er hervor. Dann sprach er wieder direkt in den Hörer: »Entschuldigen Sie, aber es ist absolut notwendig, dass Sie sich so schnell wie möglich mit uns in Verbindung setzen, Herr Lindenberger. Ich weiß nicht, ob Sie Ihr Handy ausgeschaltet haben, aber wir können Sie nicht erreichen. Frau Behringer ist tot aufgefunden worden. Das ist keine halbe Stunde her, die Staatsanwaltschaft schließt eine natürliche Todesursache aus. Kriminalkommissar Gerkens hat durchblicken lassen, dass sie wohl an den Folgen einer Schnittwunde gestorben ist. Sie können sich vorstellen, was das für Herrn Götz bedeutet.« Es raschelte in der Leitung, als ob Seewald den Hörer in die andere Hand nehmen würde. »Entscheidend für Sie ist jetzt jedoch vor allem, dass Gerkens bei uns bereits nachgefragt hat. Keine Ahnung, wieso er sich ausgerechnet an uns gewandt hat, wahrscheinlich sind wir nicht die Einzigen, die er kontaktiert hat. Fest steht, dass er jemanden sucht. Und zwar Sie.«

Es kam Ben so vor, als würde das letzte Wort wie eine lange, feine Klinge geräuschlos und unendlich schnell in seinen Bauch eindringen.

»Offenbar ist Ihr Name für gestern Abend im Terminkalender von Frau Behringer verzeichnet gewesen.« Der Anrufbeantworter klickte.

Im selben Augenblick ertönte ein zweites Geräusch.

Ben fuhr herum, starrte auf die Tür seiner Wohnung, sah sie zittern.

Hatte er was überhört?

»Lindenberger!«

Es klang wie eine Roboterstimme, die ihm direkt ins Hirn gespritzt wurde.

Die Tür bebte, bog sich ein wenig nach innen.

Die Musik wurde hochgezogen, dumpf drang der Sound durch die massiven Betonwände. Mia lauschte. Ein paar der anderen Mädchen machten sich auf, um die Gäste zu empfangen, aber sie selbst blieb im Bett liegen, die Decke ganz nach oben gezogen, die sie mit dünn gewordenen Fingern festhielt. Schwer lag ihr Kopf auf dem Kissen. Seitdem sie um Hilfe gebeten hatte, war Vera nicht mehr bei ihr aufgetaucht.

Mia musste an die Stofftiere denken, die sie über Jahre hinweg in ihrem Bett beherbergt hatte. Jetzt lag sie allein darin, in einem Raum, der wirkte, als wäre er tief hinab in die Erde gestürzt. Sie sah ihre Mutter vor sich, der sie sich nie anvertraut hatte. Wie sie am Herd stand und das Rindfleisch briet, während Mia der Geruch immer unerträglicher wurde. Sie hätte sich von ihr verabschieden sollen! Vielleicht war es richtig, dass sie jetzt hier war, vielleicht hatte sie es ja selbst so gewollt. Aber sie hätte ihrer Mutter Lebewohl sagen müssen.

Mia drehte sich auf die Seite und rollte sich unter der Decke zusammen. Sie kämpfte nicht länger gegen die Tränen an, die sie überschwemmten.

Als Ben die Hintertür seiner Wohnung aufriss, hatte er das Jackett und den Mantel wieder an, aber weder Hemd noch Pullover. Dazu war die Zeit zu knapp. Mit lautem Poltern stürzten die Scheuereimer und der Besen die Stufen hinunter, als er auf den Treppenabsatz hinaussprang und die Tür hinter sich zuschlug. Er sprintete die Treppe hoch. Unten mussten sie bereits auf ihn warten.

Seine Wohnung lag im obersten Stock. Ben hatte das Gefühl, über die Stufen förmlich getragen zu werden. Die Tür zum Dachboden war unverschlossen. Er flog hindurch. Das Gebälk unter dem Dach musste in Kriegszeiten Feuer gefangen haben, die Balken waren noch immer rußverschmiert. Er rammte mit dem Kopf gegen einen von ihnen, hörte aber mehr ein dumpfes Dröhnen, als dass er den Schmerz verspürt hätte. Auf der anderen Seite des Dachbodens lag die Tür, die in das Hinterhaus des Fabrikgebäudes führte. Er riss sie auf, raste die Stufen im Hinterhaus hinab.

Unten angekommen, hatte sich ein bohrendes Stechen in seine Seite gefressen. Er musste falsch geatmet haben. Er rannte durch den kurzen Stichflur zu dem Eingang, der auf die Seitenstraße hinausführte.

Draußen traf ihn die kühle Frühlingsluft, strich mit spitzen Fingern über seine Haut, linderte den Juckreiz. Er hastete die Seitenstraße entlang, drosselte seine Schritte, kurz bevor er die Hauptstraße erreicht hatte, an der der Hauseingang zu seiner Wohnung lag.

Den Körper an die Mauer gepresst, schob er den Kopf nur so weit nach vorn, dass er gerade um die Ecke spähen konnte.

Vor dem Hauseingang stand ein Polizeiwagen. Wahrscheinlich waren sie gerade dabei, seine Wohnungstür aufzubrechen.

Er griff in seine Tasche, das Handy war ausgeschaltet. Er hatte es vorhin bei Sophie ausgemacht. Konnten sie ihn auch bei abgeschaltetem Handy orten? Das Gerät flog auf den Bürgersteig. Als sich seine Ferse in das Plastikgehäuse bohrte, knirschte es.

In entgegengesetzter Richtung sprintete er davon.

Der ganze Bau war erfüllt vom Summen, Brummen und Knistern der Party. Die Unruhe schien ihre Fühler bis zu Mias Bett auszustrecken, an der Decke zu zupfen, von unten gegen die Matratze zu trommeln.

»Es wird niemals wieder so werden wie früher«, sagte Vera und stützte sich mit beiden Händen rechts und links von Mias Kopf auf. »Das muss dir klar sein. Ich kann dich mitnehmen, aber das musst du wissen.«

Mia sah in Veras Augen, unendlich erleichtert, dass sie zurückgekommen war. Schritte hallten vom Flur her. Das helle Klackern von Absätzen.

»Willst du das?« Vera schaute sie an.

»Ich will weg von hier«, flüsterte Mia.

Vera schwieg. Auf der anderen Seite der Wand, an der Mias Bett stand, schien sich etwas Weiches gegen den Putz zu wälzen.

»Okay«, sagte Vera, »dann machen wir das.«

Mia hatte den Eindruck, ihre Arme würden sich aus einem schweren Schlamm befreien, in dem sie seit Wochen gefangen waren. Sie flogen von der Bettdecke hoch und Vera um den Hals. Vera ließ sich von Mia auf die Decke drücken, an sich pressen.

»Gehen wir gleich, heute, jetzt«, hauchte Mia in Veras Ohr, ihr Atem flog. »Ich will mich nur noch von Dunja verabschieden.« Sie ließ Vera los, rutschte mit dem Oberkörper etwas nach oben. »Dann können wir los.«

Vera hatte sich wieder aufgerichtet, ihre Augen schimmerten.

»Was?« Mias Mund wurde trocken.

»Ich weiß nicht ...«

»Das geht ganz schnell.«

»Dunja ...«

»Was ist mit ihr?«



»Ich ...«

»Ja?«

»Ich glaube, sie hat heute keine Zeit für dich.«

Mia wollte etwas sagen, aber es kam nur ein Keuchen über ihre Lippen. Sie sah ihn vor sich. Den Trichter. Von dort kamen die Geräusche her. Es war im Gange, die Orgie lief, jetzt, in diesem Moment.

»Sie sollte heute in die Klinik und war auch einverstanden.«

Es traf Mia wie ein Rammbock in die Magengrube.

Vera berührte ihren Arm. »Sie will es so, Mia ... du kannst nichts für sie tun.«

Mia hatte die Beine angezogen, den Kopf auf die Knie gestützt. Sie spürte, wie ihre Schultern zitterten.

Draußen setzte sich das dumpfe Dröhnen fort. Irgendetwas raschelte über den Gang, wie ein Wesen mit zu vielen Beinen. Mia riss den Kopf hoch, der Schweiß rann ihr den Rücken hinab. »Wir müssen sie mitnehmen, wir müssen Dunja mitnehmen!«

Vera schaute sie lange an. »Das geht nicht.«

Mia sah Dunja vor sich, wie sie unten, in den Tiefen des Trichters, gehandhabt wurde. Ihr entrücktes Gesicht.

»Dunja.«

Als Ben seine Schritte endlich drosselte, wurde die Straße beidseitig von schmucklosen, biederer Fünziger-Jahre-Mietshäusern gesäumt. Nicht aufzufallen war jetzt wichtiger, als so schnell wie möglich vorwärtszukommen. Er schlang die Schöße seines Mantels um sich, hatte die Jacke darunter über den bloßen Oberkörper geknöpft. Es war nicht besonders kalt, langsam schien sich der Frühling durchzusetzen. Halbnackt durch die Straßen zu hetzen war dennoch ein quälendes, zusätzlich verunsicherndes Gefühl.

Sie können es nicht sehen, sagte er sich. Sie sehen nur einen Mann im Mantel. Woher sollten sie wissen, was du darunter anhast?

Die Autos, die ihm mit kreischendem Motor auf der Straße entgegenkamen, hatten ihre Scheinwerfer bereits eingeschaltet. Der Himmel war dunkelgrau. Binnen einer halben Stunde würde es Nacht sein. Nacht an einem Dienstag. Und er hatte keine Ahnung, wo er sie verbringen sollte.

Warum machte er nicht kehrt und sprach mit den Beamten? Vielleicht konnte er ihnen helfen. Mit unsicheren Schritten marschierte Ben die Straße entlang weiter nach Süden.

Er war da gewesen, er hatte die Nacht mit ihr verbracht. Er hatte getrunken, er war geradezu wild nach ihr gewesen. Er hatte die Tür zum Gästezimmer eingetreten, sich vor sie hingekniet, ihren Slip über die Hüften gestreift, ihre Pobacken genommen, war mit der Zunge über die Stoppeln ihrer Schamhaare geglitten. Die Erinnerung war zerhackt. Er sah eher Blitze und Splitter vor sich als einen zusammenhängenden Ablauf. Er hatte versucht, sie zu Boden zu ringen, aber sie hatte sich ihm entzogen.

*Es war alles ein Spiel, es gehörte dazu, sie war auf mich*

*angesetzt.*

Sie war aus dem Zimmer gerannt. Er hatte einen Moment lang auf dem Boden gekauert, keuchend, verschwitzt, wie ein Bogen gespannt vor Gier. Im Wohnzimmer hatte er sie wiedergefunden. Sie hatte eine Decke um ihre Schultern geschlungen, aber vorne war ein Spalt offen geblieben, durch den hindurch ihre Brüste ihn angelockt hatten. Er war gegen den Tisch geknallt, hatte den Sessel zur Seite getreten, die Hände nach ihr ausgestreckt. Sie hatte mit ihm gespielt, die Decke zusammengenommen, seinen Blick wie mit der Schere abgeschnitten. Ihr Mund hatte gegläntzt, die Luft war schwer gewesen, er hatte sich auf sie gestürzt, doch sie war zur Seite ausgewichen. Für einen Moment hatte es ausgesehen, als wolle sie ihn bitten zu gehen, aber er hatte es nicht mehr ertragen, nicht mehr hören wollen, hören können. Danach war es ein Strudel, ein Stürzen gewesen, er konnte noch jetzt, wenn er daran zurückdachte, ihr Fleisch an seinem Körper spüren, fühlen, wie es sich bog und spannte und ihm zugleich unaufhörlich zuzuschreien schien: »Fick mich, dann kommen wir beide endlich zur Ruhe!«

Der Whisky hatte seinen Körper durchspült, wieder und wieder hatte er die Flasche angesetzt, um sich abzulenken, um sich nicht enthemmt, hirnlos, blind vor Wollust auf sie zu stürzen, obwohl der Anblick ihrer Nacktheit, ihre Bewegungen ihn aufstachelten, sein Denken zuspitzten zu einem einzigen Stachel, den er in ihr versenken wollte – musste.

War er hinter ihr hergestürzt? Hatte er sie mit sich gerissen? War das nicht Lillian gewesen, die sich unter ihm gewunden hatte? Aber wo? Im Wohnzimmer, im Flur? Es waren Schatten, Lücken, mehr Gefühle der Berührung und des Drängens als Bilder, die er – schweißnass und mit Nerven, die wie gerissene Drähte in seinem Schädelkasten herumschlingerten – in sich aufglühen sah. Fetzen und Teile, abgerissen, herausgelöst und zerborsten, Splitter, die sich nicht zusammenfügten. Nur die Lust, die Gier, die Lillian in ihm entfacht hatte und die auch jetzt wieder, obwohl er vollkommen zerschlagen war, seinen Körper

aufpeitschte, war klar, einfach, unbezweifelbar. Was genau geschehen war, blieb jedoch wie ausgelöscht, vom Alkohol weggebrannt.

Viel später war er wieder aufgewacht, das wusste er mit großer Klarheit. Er hatte im Wohnzimmer an der Tür zum Flur gelegen, mit schmerzenden Gliedern, der Kopf wie abgetrennt vom Rumpf. Sie war nicht da gewesen, nicht neben ihm, nicht auf dem Sofa. Er war nackt gewesen, hatte seine Kleider gesucht. Im Bad war die Dusche gelaufen, seine Anziehsachen lagen im letzten Zimmer des Flurs wild über den Fußboden verstreut. Er hatte sich angekleidet und nach ihr sehen wollen. Die Schlafzimmertür war zugezogen.

Er hatte gezögert. War es besser, wenn er sie später anrief? Er hatte sich beeilen müssen, um rechtzeitig zu seinem Termin mit Götz in die U-Haft zu kommen. Und gewusst, dass er zu weit gegangen war.

Die Dunkelheit griff nach ihm. Wo sollte er hin? Ein Hotel kam nicht in Frage, da er seinen Namen würde angeben müssen, sie fragten ja sogar nach dem Ausweis. Einen Zug besteigen? Aber wohin? Nach Süden? Osten? Oder sich erst einmal in ein Café setzen, zur Ruhe kommen, einen klaren Gedanken fassen? Doch wenn er den Mantel ablegte, konnte man sehen, dass er nackt unter dem Jackett war. Vorher noch schnell ein Hemd kaufen? Er hatte noch etwas über hundert Euro in der Tasche. Und im Geschäft würde er den Mantel anbehalten können. Am besten in ein Kaufhaus gehen, direkt in die Umkleidekabine, ein Hemd dort anziehen und damit herauskommen. Das behalt ich gleich an ... Aber war es dafür nicht schon viel zu spät? Seine Uhr hatte Ben im Bad liegenlassen.

Es hatte keinen Sinn. Bevor er anfang, das Geld, das er bei sich trug, für halb durchdachte Ziele auszugeben, musste er erst wieder zu sich kommen. Und zwar am besten dort, wo man ihn in Ruhe ließ. Er würde sich eine Bank im Park suchen, die Nacht dort verbringen. Warm genug dafür war es inzwischen, und er würde endlich den Schlaf bekommen, von dem er wusste, dass er ihn dringend brauchte. Am nächsten Morgen würde er dann wie mit geputztem Verstand, ohne nachzudenken, plötzlich glasklar vor sich sehen, was er zu tun hatte.

Wie ein überdimensionaler, rauschender Kreisel öffnete sich vor Ben der große Stern. Die Lichter der Autos umwirbelten in nie abreißendem Taumel den goldenen Dorn in ihrer Mitte, die Siegessäule, das zu Tode gerittene Symbol unzähliger Loveparades. Schwarz, grau, wie von einem feinen Regen besprüht, legte sich der Tiergarten um den acht- oder zehnspurigen Kreisel. Es kam Ben so vor, als würde er bereits minutenlang im Dreck an der Kante des verlassenen Bürgersteigs

warten, als endlich eine Lücke im Verkehr aufriss. Er hastete über den Asphalt, während von Osten, vom Brandenburger Tor her, neue Bataillone von Autos heranbrausten, das Motorengeräusch rauh wie das Keuchen und Schnaufen hungriger Raubkatzen.

Er überquerte die Mittelinsel, wartete erneut, rannte weiter, achtete nicht darauf, dass der Mantel aufflog, seine nackte Brust aus dem Jackettkragen hervorsah und vom weißen Licht der Scheinwerfer angestrahlt wurde. Hinter ihm grölten die Motoren auf, dann senkte sich ein barmherziger Filter über das Kreischen der Maschinen. Er hatte den Park erreicht, erste Meter Abstand zum Lärm der Stadt gewonnen.

Der Weg, den er willkürlich einschlug, zog sich verlassen, in dieses Licht getaucht, durch den Park. In weiten Abständen beleuchteten niedrige Lampen den feuchten Schotter. An einigen Stellen hatten sich Pfützen gebildet, die vom letzten Regen herrührten und zu tief waren, als dass sie schon ausgetrocknet wären. Rechts von ihm erstreckte sich eine grüne Wiese, umsäumt von Waldstücken, hinter denen Ben die Lichter der Autos vorüberhuschen sehen konnte. Links von ihm grenzte ein Stück Unterholz an den Weg, das ihn jedoch nicht daran hinderte, bis auf die andere Seite, auf die nächste Wiese, hindurchzublicken.

Er setzte seinen Weg fort, ließ die ersten Pfade, die ihn kreuzten, beidseits liegen, bis er endlich an ein größeres Gehölz kam, das er von früheren Touren durch den Park kannte. Hier verließ er den geschotterten Weg und spürte, wie sich das weiche Laub an die Sohlen seiner Schuhe schmiegte. Es raschelte, hin und wieder knackte ein Zweig. Das Brausen und Brüllen des Verkehrs war zu einem entfernten Brummen herabgesunken, nur ab und zu dröhnte ein Sattelschlepper die Transversale zum Reichstag hinunter und übertönte das gleichmäßige Rauschen.

Ben blieb stehen. Über ihm reckten sich schlanke Bäume zehn Meter in die Höhe, dahinter glimmerte ein gelblich grauer

Himmel, dessen Wolken diffus von den Lichtern der Stadt erhellt wurden. Er atmete aus. Der Stress, die Panik, das würgende Gefühl der Aussichtslosigkeit schienen von ihm abzurücken, ihm ein wenig Luft lassen zu wollen. Er knöpfte den Mantel auf, das Jackett und befühlte vorsichtig die Haut auf seinem Bauch. Der Ausschlag hatte sich etwas beruhigt, die Pusteln waren zurückgegangen.

Er sah sich um. Ein paar Meter vor ihm lag ein Baumstamm quer auf dem Boden. Er musste den Parkarbeitern zu schwer gewesen sein, so dass sie ihn nicht beiseitegeräumt hatten. Als Ben sich darauf niederließ, hatte er das Gefühl, den richtigen Ort gefunden zu haben, um sich zu sammeln. Hier konnten sie ihn nicht finden. Hier konnte er ungestört bis zum Morgen bleiben. Er nahm den Stamm zwischen die Beine und legte sich vorsichtig auf den Rücken. Die Rinde drückte durch den Mantel gegen seine Wirbelsäule, aber das störte ihn nicht. Das Gefühl, dass ihn hier kein Anruf, kein Besuch, keine Überraschung einholen konnte, war überwältigend. Und für einen Augenblick war das, was ihn durchströmte, nichts anderes als reines Glück.

Als er erwachte, war sein Gesicht nass. Es hatte zu nieseln begonnen. Ben schreckte hoch, wischte sich über die Augen und fühlte, wie ihm seine Haare feucht in die Stirn hingen.

Im gleichen Augenblick wusste er es. Es lief wie ein Film vor ihm ab. Er sah, wie er sie mit beiden Armen an sich presste, sie war viel zu schwach, um sich zu wehren. Er hörte das Quälende in ihrer Stimme, er spürte ihre Arme, die sich so zart wie die Fühler eines Schmetterlings gegen ihn drückten. Er lief mit ihr an der Treppe vorbei. Er sah, wie seine Hand ihre Schulter umklammerte. Sah, wie er die Tür zum Kinderzimmer durchschritt. Wie er sie aus seinen Armen herausfallen ließ, ihr Kopf abknickte, als sie auf den Boden aufschlug. Er sah, wie ihr Auge aufblitzte, aber das, was ihn daraus ansprang, war keine Angst mehr, kein Versuch, sich zur Wehr zu setzen, der Flucht, des Aufbegehrens – es war die Sicherheit, den Mächten nicht gewachsen zu sein. Aus ihrem Mund kam kein Schrei, sondern ein unterdrücktes Jaulen, ein Ton, der an ein Tier erinnerte, das spürte, den Druck, der auf ihm lastete, nicht mehr aushalten zu können. Es war der Ton des Todes, als hätte der Abgrund, der sie verschlang, eine eigene Stimme gewonnen.

Bens Hand, die die Schere umklammerte, ragte steil in die Luft. Er riss sie noch weiter zurück – bis zu dem Punkt, an dem er dem Muskel befahl, sich zusammenzuziehen, und die Bewegung sich umkehrte. Jetzt flog die Spitze dem Boden entgegen, direkt auf das Kind zu, das vor ihm auf dem Teppich lag, das jaulte, die kleinen Hände schlaff neben sich, statt sie als Schutz vor sich zu halten. Ben spürte, wie er ein wenig in die Hocke ging, um von der Wucht des eigenen Hiebs nicht umgerissen zu werden. Wie seine Beinmuskeln sich anspannten, die Schere an seiner Wange vorbeischoß und das spitze Metall das verletzliche Fleisch des



Wesens vor ihm durchteilte, regelrecht durch es hindurchzufliegen schien, bevor es mit einem metallischen Klang in den Boden einschlug. Es war, als hätte sich ein Filter vor seine Augen geschoben wie ein stampfendes Flackern. Dann ließ er die Schere zu Boden fallen. Die Wucht, mit der sie auf Svenjas zerbrechlichen Körper niedergegangen war, schien minutenlang in seinen Muskeln nachzuhallen.

Aber er war noch nicht fertig. Nebenan lag Pia. Sie hatte es nicht gewagt, an die Tür zu kommen, aber er wusste, dass sie alles gehört haben musste. Schwarz wie ein Abgrund gähnte ihr Zimmer ihm entgegen, als er in der Türöffnung stand. Er konnte sie leise atmen hören. Aber es war nicht das Atmen des Schlafs, sondern das Atmen der Angst.

Er war es gewesen. Er hatte die Lampe geholt. Er war an ihr Bett getreten. Sie hatte die Augen geschlossen, wie um nicht zu sehen, was geschah. Und doch hatte sie gewusst, dass es das Ende war, auch wenn sie erst sechs Jahre alt war. Er hatte mit dem schweren Messingständer zugeschlagen, es war so einfach gewesen, wie einem Vogel die Flügel zu brechen.

Ben saß auf dem Baumstamm, und der Regen prasselte auf seinen Mantel. Seine Arme hingen an ihm herunter, das Wasser rann an den Haarsträhnen entlang über die Wangen und tropfte vom Kinn auf die Erde.

Er sah seine Schuhe vor sich, die schwarz glänzten und vollkommen durchtränkt waren, genauso wie seine Hosen.

Er war wieder in Pias Zimmer und fühlte das Leben aus ihrem winzigen Körper entweichen. Er hatte sie getötet. Das war es, was ihn zu diesem Prozess getrieben hatte. Er war der Mörder, der das Leben dieser beiden Kinder aus ihren zerbrechlichen Körpern gerissen hatte. So wie er es aus Lillian herausgeschnitten hatte.

Das Papier war vollkommen durchweicht. Es war das Ergebnis der Agentur, die den DNA-Test durchgeführt hatte. Der Kurier hatte das Kuvert an die Tür gesteckt, als er Ben am Abend nicht in seiner Wohnung angetroffen hatte. Ben hatte den Brief, rasend wegen des Ausschlags, der ihn quälte, in die Tasche gestopft, als er von Lillians Wohnung nach Hause gekommen war, hatte ihn vergessen, als Seewalds Anruf und die Ankunft der Polizei Schlag auf Schlag erfolgt waren. Erst jetzt erinnerte er sich wieder daran.

Er überflog die Zeilen der Mitteilung. Das Ergebnis der Agentur war eindeutig. Die Proben stimmten überein. Das eingesandte Haar und das Blut auf dem Stoffstückchen stammten von der gleichen Person. Fast war es, als würde sich ein Krampf lösen, der Ben seit Stunden gequält hatte: Götz hatte ihm nichts angehängt. Natürlich nicht! Wie hätte er sich denn auch mit Lillian in der U-Haft absprechen können? Es gab keine Absprache, keine Lügen, keine Täuschungsmanöver. Niemanden, der mit einem zweiten Schlüssel in seine Wohnung eingedrungen war. Das T-Shirt war bei ihm, weil er es am Abend des 25. September *mitgenommen hatte!*

Ben lehnte sich an den Mittelpfosten des pilzförmigen Unterstands, unter dem er vor dem Regen Schutz gesucht hatte. Er war nicht mehr allein mit seiner Schuld, alle wussten es. Als hätte der Tod der beiden Mädchen damit endlich eine Richtung, ein Gesicht bekommen. Als wäre die Sogkraft des Abgrunds, die ihm entgegenschlug, dadurch geschwächt oder zumindest eingedämmt worden. Das Rätsel um ihren Tod, endlich gelöst.

Ben hätte am liebsten mit Pia gesprochen, sie gefragt, was ihr wichtig gewesen war. Er wollte mit Svenja reden, sie von der Schule, dem Pferd erzählen hören. Er wollte ihnen von Ferne

zusehen, den Klang ihrer Stimmen verfolgen, auch wenn er ihre Worte vielleicht nicht verstanden hätte. Bei aller Wirrnis, die ihn durchpulste, wollte er letztlich nur eins: sie um Verzeihung bitten. Es war ein Gefühl, das ihn fest im Griff hatte und kaum Luft holen ließ: Er wollte nicht viele Worte machen, nicht viel von ihrer Zeit in Anspruch nehmen, er wollte ihnen nur sagen, dass er wusste, was er getan hatte. Dass er sich nicht erklären konnte, wie es möglich gewesen war, wie es hatte geschehen können. Dass er sich jedoch nicht davor versteckte und die Tat auf sich nahm. Dass er ihnen entgegentrat mit dem Willen, als derjenige erkannt zu werden, der ihnen das angetan hatte. Und dass er sie dafür um Entschuldigung bat. Auch wenn sie ihm diese nicht gewähren konnten.

Als Ben sich erhob, war ein anderer Mensch aus ihm geworden. Es hatte sich in seiner Persönlichkeit etwas verschoben. Ein Vorgang, der sich in seinem Gesicht spiegelte. Das Fleisch um den Mund herum schien dicker geworden zu sein, es ragte ein wenig nach vorn, die Augen hingegen waren tiefer in ihre Höhlen gesunken. Er spürte, dass sein Gesicht konkaver geworden war, dass seine Arme in einer Weise schlenkerten, wie sie es vorher noch nie getan hatten. Er wusste, dass er durch einen Prozess der Einsicht und Vergegenwärtigung gegangen war, der ihn von allem Überflüssigen gereinigt hatte wie ein Bad in flüssigem Stahl. Vor ihm stand seine wahre Persönlichkeit, herausgeschält aus einem Wust von Nebensächlichkeiten, Irrtümern, Wünschen und Albernheiten. Übrig geblieben war der Kern seines Charakters, das Skelett seines Wesens. Ein hartes, kaltes Gerippe, von dem alles Fleisch abgefallen war und das trotzdem von einem Gefühl beseelt wurde. Von dem Gefühl, eine Schuld auf sich geladen zu haben, die größer war als es selbst. Eine Schuld, die in es hineingerammt worden war wie ein Pfahl.

Schmutzig gelb zerfloss der Himmel, der zwischen den blattlosen Ästen der Bäume hindurchzuschimmern begann. Die Stadt

erwachte langsam zum Leben, das Rauschen der Straßen kroch über das Laub hinweg auf ihn zu.

Er schritt unter den Bäumen entlang, trat auf den Weg, der modrig und erdig in der Morgendämmerung dampfte. blieb stehen und drehte die Handflächen zu sich nach oben. Es fühlte sich an, als ob eine Glühbirne beim Einschalten zerplatzte.

## Teil II

### 67

»Danke, wirklich, ich ...« Ben sah unter dem Handtuch hervor, das sie ihm gegeben hatte und mit dem er sich die nassen Haare abtrocknete. »Ich weiß gar nicht, wie ich dir danken soll.«

Sophie stand der Schrecken noch im Gesicht. Sie hatte sofort bemerkt, dass irgendetwas passiert war. »Ruh dich erst mal aus.«

Sie standen sich in dem langgestreckten Wohnzimmer gegenüber, das sich im linken Flügel der Götz-Villa befand.

»Sophie ...« Er suchte nach Worten.

»Was?« Ihre Stimme war leise, vorsichtig.

»Ich ... die Kinder.« Er spürte, wie ihm Tränen über die Wangen liefen.

*Ich habe die Messinglampe über meinen Kopf gerissen und mit aller Kraft auf den kleinen Körper geschmettert.*

»Ben, was ist los? Du wirkst vollkommen aufgelöst, was ist passiert?«

Sie verengte die Augen etwas. Die Schwellung in seinem Gesicht war abgeklungen, aber er konnte spüren, wie sich die Veränderung, die er durchlebt hatte, in seine Züge gegraben hatte. Wie die Wangen eingefallen, die Augen größer geworden waren.

»Ich war es, Sophie, verstehst du, ich ...«

Er kam nicht weiter.

Sein Kopf fiel herab, auf seine Brust, die Arme hingen herunter, in seinen Ohren rauschte es.

Er fühlte, wie ihr Körper sich verhärtete. Ihre Hand lag noch immer auf seiner Schulter, aber sie hielt still wie ein Reh, das bemerkt hat, dass es beobachtet wird.

Ben setzte sich auf einen Sessel vor dem breiten Fenster. Den Blick hielt er gesenkt, er konnte ihr nicht ins Gesicht sehen.

»Ich habe eines von Svenjas T-Shirts in meiner Wohnung gefunden«, brach es aus ihm hervor. »Erst konnte ich mich nicht erinnern, aber gestern, in der Nacht, nachdem ich das Shirt gefunden habe, habe ich alles plötzlich glasklar vor mir gesehen. Ich kann ... Es sind Pias Augen –«

Sophies Mund öffnete sich wie für einen Schrei, aber es kam kein Laut daraus hervor.

Ben presste sich in das Kissen des Sessels, am liebsten hätte er sich den Kopf abgerissen. »Ich muss es verdrängt haben ... ich ... ich –«

»Ben!«

Er sah auf.

»Bist du sicher?«

Nein!

»Sieh mich an!«

Er sah sie an.

»Bist du sicher?«

Wieder traten ihm Tränen in die Augen. »Ich kann die beiden Mädchen nicht vergessen. Ich weiß nicht, wie es passieren konnte. Ich habe es überprüft, das T-Shirt, es stimmt überein.«

Sophie hatte sich auf das Sofa ihm gegenüber gesetzt, die Ellbogen auf die Knie gestützt.

»Du?« Sie starrte ihn fassungslos an.

*Nein – ich ... ich kann es nicht gewesen sein.*

»Wie? Ich dachte, du hast Julian bei dem Prozess zum ersten Mal gesehen!«

»Ich habe für ein Drehbuch recherchiert, es ging um einen Banküberfall. Ein Freund von mir, Georg Hessling, er lehrt Architektur an der Uni, hat mir Unterlagen zukommen lassen. Es müssen auch Bauten von Julian Götz darunter gewesen sein. Ich

hatte es nur vergessen, aber es *muss* so gewesen sein.«

»Ben!«

Er sah auf.

»Ben, was ist los?«

»Ich weiß es nicht.«

Plötzlich stand das Zimmer in Flammen.

Sie weinte. »Was ist nur los?«

Er hatte nicht die Kraft, zu ihr zu gehen.

»Es war Lillian, es kann nur Lillian gewesen sein.« Er atmete schwer. Sie lagen auf dem dicken Teppichboden neben dem Tisch, sie hatte die Hosen über die Beine gestreift. Ihre glatten Schenkel umfingen ihn, seine Hände waren unter das Shirt gerutscht, das sie trug. Es war wie ein Rausch, mit dem er die Gedanken fortspülen wollte. Ihr Kopf lag auf dem Teppich, ihre Augen waren auf ihn gerichtet.

»Sie muss es gewesen sein, sie muss mir den Schlüssel abgenommen und dafür gesorgt haben, dass das T-Shirt in meine Wohnung gebracht wurde.«

Sein Gesicht sank an ihren Hals. Er schob die Rechte unter ihr Gesäß, drückte es von unten gegen sein Becken, während er mit seinem ganzen Rumpf nach oben stieß und spürte, wie ihr Körper die Bewegung abfing, auffing, wiedergab.

»Es kann nicht sein, dass ich mich nicht erinnere«, keuchte er in ihr Haar. »Es kann nicht sein ...«

Das Glühen in seinem Bauch, zwischen den Augen, ihre Bewegungen unter ihm, um ihn, die Laute, mit denen sie antwortete, ein Rutschen, ein Abhang, auf dem er nicht mehr würde stehen bleiben können.

»Nein!« Plötzlich bäumte sich ihr Körper auf, ihre Hand drückte ihn nach oben. Er öffnete die Augen, sah, wie sie sich wegwand, wie das Umfangensein, die Selbstverständlichkeit, die Bewegung, alles in sich zusammenbrach. Es war wie ein Entreißen, etwas Unrichtiges, Verzweifelteres – ihr Gesicht neben seinem, während sich sein Körper in einem Krampf

zusammenzog, als würde einem Verhungerten ein Bissen köstlichsten Fleisches, den er bereits gekaut hatte, gewaltsam aus den Zähnen gerissen, so dass er den Saft, den Geschmack des Fleisches noch auf der Zunge verspürte, aber vergeblich schluckte und schluckte.

»Das kann nicht sein, Ben, es kann nicht sein! Das Shirt war bei dir?«

Er stürzte. Es war keine Entladung, keine Erlösung, sondern ein Sturz in ein Verlies, aus dem er nicht mehr herauskommen würde. In dem er mit seiner Schuld allein bleiben würde. In dem er sich zugrunde richten würde.



Sie starrte auf die Tür. Glatt, weiß und schmal. Wie der ganze Raum, der wirkte wie eine aufrecht hingestellte Schachtel. »Ein Hochkantraum«, musste Mia unwillkürlich denken. Es gab flache, breite, ausgedehnte Räume wie Ebenen in einer Tiefgarage – und es gab Hochkanträume, bei denen die Höhe überproportional zur Breite ausgefallen war, deren Dimensionen eher an Aktenordner erinnerten. In so einem Raum befand sie sich.

Keine entfernte Maschine, die sumnte, geschweige denn Musik, Schritte oder Stimmengewirr. Aus einem Schacht, dessen Ende sie in der oberen Ecke des Raums sehen konnte, drang etwas, das Mia für das Gezwitscher von Vögeln hielt, und das Rauschen der Blätter eines Baumes. An der Wand ein Tischchen, ein zierliches Regal mit ein paar Büchern, ein Bett aus schönem Holz.

Wo war sie?

Vera war bei ihr gewesen, erinnerte sie sich, bei ihr in dem Betonlabyrinth. »Willst du wirklich hier weg?«, hatte Vera gefragt, und Mia hatte genickt. Später war Vera gegangen und Mia eingeschlafen. Sie musste betäubt worden sein. Man hatte sie hierhergebracht, während sie betäubt gewesen war.

Vera hatte ihr geholfen, sie hatte ihr Versprechen gehalten. Sie hatte sie herausgebracht aus dem Labyrinth!

Mia sprang auf, die Bettdecke flog zu Boden. Schon landeten ihre nackten Füße auf dem Flachsstoff, mit dem er ausgelegt war.

»Vera?«

Sie rannte zur Tür. »Wo bist du, ich bin's, Mia!« Ich liebe dich, schoss es ihr durch den Kopf, als sie die Klinke herunterdrückte. Eine Feder knirschte im Inneren des Schlosses, aber die Tür rührte sich nicht. Mia verlagerte ihr Gewicht nach hinten, zog an

der Klinke. Die Tür blockierte. Erneut drückte sie die Klinke mit aller Kraft herunter, bis es in ihrer Hand knackte, und rammte die Schulter gegen die Tür.

Das Licht, das gerade erst so hell, strahlend, ja glühend zwischen ihren Augen zu brennen begonnen hatte, erlosch mit einem Zischen. Die Tür war verschlossen. Sie war nicht draußen – sie war nur woanders.

»Der Abend bei Lillian, es ist alles verschwommen.« Ben lehnte mit dem Rücken gegen das Sofa, die Beine auf dem Boden ausgestreckt, Sophie hatte ihm ein Sweatshirt und Jogginghosen geborgt.

Was war geschehen an dem Abend, den er bei Lillian verbracht hatte? Was war geschehen an jenem 25. September, an dem die beiden Mädchen und Christine ermordet worden waren? Was hatte er an jenem Abend getan? Der ganze vergangene Herbst schien zu einem grauen Gemenge von Stunden und Tagen zu verschwimmen, die er am Schreibtisch zugebracht hatte. Monate, in denen er versucht hatte, ein Drehbuch, ein Treatment oder auch nur eine Ideenskizze zusammenzubekommen.

»Sie werden es klären«, hörte er Sophie sagen.

Sie hatte recht. Er musste sich stellen, musste dafür sorgen, dass endlich Klarheit geschaffen wurde.

Er konnte sich gut daran erinnern, dass Georg ihm für sein Banküberfall-Skript Unterlagen über den Bau von Banken zur Verfügung gestellt hatte. War wirklich ein Bau von Julian Götz darunter gewesen? Und wenn ja, wie war es dann möglich, dass er zu dem Prozess gegen Götz in der festen Überzeugung gegangen war, von dem Mann noch nie zuvor gehört zu haben?

»Und wenn ich in etwas hineingezogen werden soll, mit dem ich eigentlich gar nichts zu tun habe?« Er schaute auf.

»Von wem, Ben?«

»Von Götz, von seinen Leuten, was weiß ich!«

Ein Klingeln riss ihn aus seinen Gedanken. Abrupt kam das Rauschen in seinem Kopf zum Stillstand. Wie erstarrt schaute er zu Sophie.

Sie richtete sich auf.

»Wer ist das?«

»Ich seh schnell nach, bleib am besten hier.«

Hatte sie die Polizei gerufen?

»Bleib einfach sitzen, okay? Ich sehe schnell nach und komme dann wieder.«

Sie wandte sich ab und lief zu den Stufen, die aus dem Raum heraus in den Hauptflügel führten. Er hörte ihre nackten Füße über die Steinfliesen der Halle tapfen, dann war es ruhig.

Ben legte den Kopf in den Nacken.

»Es ist nicht einfach für mich.«

Mia wollte ihr die Spitzen ihrer Finger in die Augen bohren.

»Ich habe die letzten Nächte fast kein Auge zugetan«, fuhr Vera fort. Sie hatte den Raum betreten, nachdem Mia wieder eingeschlafen war, und sie geweckt. »Ich muss mit dir reden.« Vera hob den Blick und sah Mia an. »Du musst mich hassen, weil ich dich hier festhalte.«

Was willst du von mir?, dachte Mia und zog sich noch weiter in eine Ecke des Bettes zurück, die Beine wie zum Schutz vor sich auf die Matratze gestellt.

»Ich muss dir vertrauen können, Mia. Das ist es, weshalb ich hier bin.«

Sie hatte sie geliebt. Sie hatte Vera geliebt, aber Vera hatte sie betrogen.

Veras Gesicht verspannte sich. »Sag doch was!«

Mia gab sich einen Ruck. »Du kannst mir vertrauen. Ich meine, du hast mich dort rausgeholt.«

*Um mich hier wieder einzusperren? Was willst du von mir, Vera?*

»Versprichst du es?«

»Ja, klar.« Mia unterbrach sich. »Nein, wirklich, ich meine, ich sag das nicht nur so dahin.«

*Was denkst du denn? Dass ich dir sage, was ich denke? Nachdem, was passiert ist?*

Vera sah sie an, und Mia konnte erkennen, dass sie alles andere als überzeugt war. »Wie kann ich dir vertrauen, Mia? Das ist das Problem.«

»Was denn!« Mia sprang auf, blieb auf der Matratze stehen. »Du kannst mir trauen. Ich meine, was soll ich denn tun? Ich schwöre es, ich mache nichts, was du nicht willst –«

»Ich will dich aus dem Zimmer hier herauslassen, Mia, aber ich muss sicher sein, dass du wieder hierher zurückkehrst. Ich muss sicher sein, dass du nicht versuchst, aus dem Haus zu kommen. Das ist alles.« Sie holte tief Luft.

Mia sprang vom Bett herunter. »Vera, wirklich«, die Worte sprudelten aus ihr heraus, »du kannst dich auf mich verlassen. Ich hab es doch gut hier, ich will dich nicht hintergehen.« Sie berührte sie am Arm. »Ich bin so froh, dass ich nicht länger in dem Betonlabyrinth bin.«

»Wir können es schön haben«, flüsterte Vera, die Mia umfassen hatte. »Ich Sorge für dich. Du kannst mir sagen, was du brauchst. Ich bringe es dir, es wird wunderbar.«

»Ja.« Mias Atem vermengte sich mit dem von Vera. »Ja, das machen wir, ich freue mich so.«

Ihr Herz aber war kalt.

Entfernt war zu hören, wie die Haustür aufging. Eine Stimme.

Eine? Wenn sie gekommen waren, um ihn zu holen, würden es mehrere sein. Ohne es recht zu bemerken, hatte Ben sich erhoben und war zu den Stufen geschlichen, die Sophie eben hinaufgegangen war. Die Stimmen kamen näher – Sophies Stimme und die eines Mannes. Ben huschte die Stufen hoch, gelangte in die Küche, die über einen Durchgang mit der Halle verbunden war, drückte sich an die Mauer, so dass man ihn von der Halle aus nicht sehen konnte.

»... überall, Seewald hat mich angerufen. Die Polizei war in seiner Wohnung.«

Ben spürte die kühle Wand im Rücken.

»Ja ...« Sophie schien nicht zu wissen, was sie sagen sollte. »Kann ich dir einen Kaffee anbieten?«, fragte sie schließlich.

»Ja, oder nein, nein, vielen Dank ...«

Wer ist das?

»Ich bin wegen Vater hier, Sophie, er ist außer sich.«

Ihr Bruder, schoss es Ben durch den Kopf.

»Was ist passiert?«

»Sie kommen nicht zur Ruhe. Seit der Prozess begonnen hat ...«

»Ich habe dir das schon mal gesagt«, unterbrach sie ihn, »es wäre mir lieber, wenn ich damit nichts zu tun hätte.«

»Ja, ich weiß«, hörte Ben Sebastian sagen. »Deshalb bin ich hier. Sophie, wir müssen reden. Über Papa, über das, was geschehen ist. Jetzt erst recht.«

»Wieso jetzt erst recht?«

»Nach dem, was mit Götz' Geliebter passiert ist.«

Ben sah Sophie förmlich vor sich, wie sie Sebastian musterte.

»Es ist aus dem Ruder gelaufen, Sophie. Es sollte niemandem

weh tun, es war nichts als ein Eindruck, der entstehen, ein Kribbeln, das sich einstellen sollte. Ein bestimmtes Setting, fast ein Spiel.«

»Was willst du, Sebastian?«

Ihr Bruder schwieg.

»Es geht alles so schnell, Basti. Manchmal denke ich, dass wir ...« Sie brach ab.

»Was?«

»Hast du nicht das Gefühl, dass Papa, dass dir das alles über den Kopf gewachsen ist? Auch Christine, sie hat es nicht verkraftet.«

Ben hörte, wie sie nach Luft rang.

»Es ist nicht deine Schuld, Sophie. Du hast getan, was du konntest.«

»Ich weiß, aber ...«

»Was?«

Ben hörte Sebastian auf und ab gehen.

»Es hat keinen Sinn, dass du herkommst.« Wieder war es Sophie, die sprach. »Was geschehen ist, ist geschehen.«

»Ach ja?« Sebastians Stimme wurde schneidend. »Woher wissen wir, dass wir uns auf dich verlassen können?«

»Wir?«

»Papa, die Mutter. Was denkst du denn? Dass du allein auf der Welt bist?«

Sophies Stimme wurde brüchig. »Du hast dich viel zu tief mit hineinziehen lassen, Basti. Siehst du das nicht?«

»Lass mich los!« Sebastians Stimme brandete auf. Hielt sie ihn fest?

»Die Pläne sind noch bei Julian im Arbeitszimmer!« Seine Stimme klang scharf.

»Was willst du –«

»Wir können sie nicht einfach so herumliegen lassen, Sophie. Es geht nicht! Es ist zu viel passiert.«

Das Arbeitszimmer! Bens Blick schnellte zum Wohnzimmer, zu der Tür auf der anderen Seite.



»Ich will damit nichts zu tun haben.«

»Das wird nicht gehen.«

Sie kamen näher – Sebastians Schritte kamen näher!

Lautlos sprang Ben die Stufen zum Wohnzimmer hinunter. Sein Blick zuckte durch den Raum. Es gab nur einen Ausweg – und er führte genau dorthin, ins Arbeitszimmer.

»Du kannst dich nicht einfach raushalten, Sophie«, polterte Sebastians Stimme hinter ihm. »Du lebst in Julians Haus. Tu doch nicht so, als ginge dich das alles nichts an!«

»Das tue ich nicht«, schleuderte sie ihm wütend entgegen. »Nur, du platzst hier einfach rein. Was fällt dir ein?«

Sebastians Schritte hallten über die Steinfliesen.

Ben wich über den Teppich zurück, stieß gegen den Sessel. Kaum hatte er die Tür zum Arbeitszimmer durchquert, hörte er Sebastians Schritte die Stufen zum Wohnzimmer herunterkommen.

»Hattest du nicht gesagt, du würdest heute Abend zu Hause sein?«

Veras Stimme klang gepresst. Mia konnte sie durch die Schiebetür hindurch gut hören.

Ein Mann murmelte etwas, jedoch so undeutlich, dass Mia nicht verstand, was er sagte.

Sie saß in einem lichtdurchfluteten Raum, dessen großflächige Fenster auf einen gepflegten Garten hinausgingen. Aber die Fenster hatten keine Griffe. Sollte sie durch die Scheibe hindurchspringen? Aus dem Raum heraus führte nur eine Tür, und genau davor waren die Stimmen zu hören. In den Raum hinein war sie von Vera über einen fensterlosen Gang geführt worden, der direkt vor ihrer Kammer begonnen hatte.

»Ich meine, wenn es jetzt schlecht für dich ist«, es war wieder Veras Stimme, »dann sollten wir das vielleicht ein andermal –«

»Nein, nein.« Jetzt konnte Mia auch ihn gut verstehen. »Lass uns das heute machen. Du hattest ja gesagt, dass du heute Abend mit mir etwas vorhast.«

»Ja, das stimmt«, hörte sie Veras Stimme antworten. »Ich habe mich schon darauf gefreut.« Was war los mit ihr, sie klang seltsam verzagt.

»Ich mag Überraschungen.« Es war der Mann, und es hörte sich an, als ob er lächelte. »Aber sag hinterher nicht, dass ich mich nicht genug gefreut hätte, ja?«

Veras Stimme wurde weich. »Bist du auch sicher, dass jetzt ein guter Moment ist?«

»Ja, aber ja doch!« Ein Hauch von Ungeduld hatte seine Stimme gefärbt. »Also? Lässt du mich gucken?«

Bens Blick zuckte durch den Raum. Das Arbeitszimmer. Der riesige Tisch mit den Plänen in der Mitte, der senkrecht gestellte Zeichentisch an der Wand. Mit zwei Sätzen war er an der Tür, die zu dem Modell unter dem Glasboden führte.

Verschlossen.

Der Teppich im Wohnzimmer dämpfte Sebastians Schritte.

Eine Schweißschicht überzog Ben vom Nacken bis zu den Handgelenken. Er fühlte, wie seine Muskeln sich strafften. Dann stand er auf dem Tisch, war wie eine Katze hinaufgesprungen, reckte die Arme in die Luft. Über seinen Fingerspitzen befand sich ein weitmaschiger Stahlrost, an dem die Beleuchtung in dem Raum aufgehängt war. Er sprang, hing, die Beine in der Luft. Hinter ihm klackten Sebastians Schuhe, er war vom Teppich herunter, und seine Schritte näherten sich der Tür.

Ben zog sich hoch, winkelte die Beine an, seine Armmuskeln glühten auf. Einen Augenblick lang hielt er sich beinahe waagerecht, dann schob er die Füße unter den nächsten Querträger und drehte sich um.

Schräg unter ihm schwang die Tür auf.

Ben stemmte sich lautlos hoch. Auf der einen Seite mit den Armen, auf der anderen mit den Füßen. Tonnenschwer wurde sein Becken, sein Rumpf, sein ganzer Körper nach unten gezogen, aber er hielt sich.

Sebastian war an der Tür stehen geblieben, schräg unter sich konnte Ben ihn sehen. Sebastian schien gleichsam Witterung aufzunehmen. Ben konnte hören, wie sein Atem durch die Nase strömte.

Beide verharrten einen Moment lang vollkommen reglos.

Langsam wandte Sebastian sich um ...

*Genau. Geh wieder, raus hier!*

... und trat zu dem Lichtschalter, der neben der Tür in die Wand eingelassen war. Betätigte ihn.

Es surrte, knisterte, dann sprangen sie an. Dutzende Neonröhren, die an dem Rost angebracht waren, an dem Ben sich hochstemmte, und die so nach unten strahlten, dass er sich darüber im Schatten befand.

Sebastian schien nichts bemerkt zu haben. Zielstrebig trat er an den großen Tisch, der sich genau unter Ben befand, und ließ den Blick über die Papiere gleiten, die darauf ausgebreitet waren.

Ben presste die Lippen aufeinander. Die Anstrengung zwang seine Schläfen wie ein Schraubstock zusammen, Blut drückte in seine Augen. Er spürte, wie die Querträger, an denen er sich hochstemmte, langsam heiß liefen.

Sebastian beugte sich über die Pläne auf dem Tisch.

»Was machst du denn?«

Es war Sophie. Sie war in der Tür stehen geblieben, ihre Stimme klang spitz.

»So können wir das hier nicht herumliegen lassen.« Sebastian nahm einige der obersten Pläne hoch.

»Ich muss gleich los, ins Büro. Beeilst du dich?«

Sebastian warf ihr einen Blick zu.

Ben schloss die Augen. Die Hitze der Lampen hatte begonnen, die Innenfläche seiner Hände zu versengen. Es fühlte sich an, als würde er sich auf eine glühende Herdplatte stützen.

Unter ihm raschelte es.

Sebastian hielt einige Bögen in der Hand, kniete sich vor den Tisch und zog die oberste Schublade des Blechschrankes auf, der sich darunter befand. Die Schublade glitt über die Rollen heraus. Sebastian schob die Bögen hinein, beugte sich über den Tisch und raffte weitere Pläne zusammen.

Ben spürte, wie die oberste Hautschicht an den Stellen wegschmolz, die auf den Lampenträger gepresst wurden. Der Schmerz fraß sich durch seinen Körper. *Du musst ihn von dir abspalten, er gehört nicht zu dir.*

»Morgen bringe ich die Pläne zu mir«, hörte er Sebastian unter sich sagen.

Sophie antwortete nicht.

Die Rollschublade ratterte, rastete ein. Durch die Schlieren hindurch, die sich vor seinen Augen gebildet hatten, sah Ben, wie Sebastian die Schublade abschloss und sich aufrichtete.

»Kommst du jetzt?«

Er nickte.

»Lass den Schlüssel hier, Basti, das sind Julians Sachen. Ich spreche mit ihm, dann können wir uns darum kümmern.«

Sebastian warf den Schlüssel in die Luft, fing ihn auf. Ben spürte, wie sich ein Tropfen Tränenflüssigkeit aus seinem Auge löste, sah ihn durch die Luft fliegen ...

»Hier ist gut, oder?« Sebastian warf den kleinen Schlüssel in einen Schuhkarton, der randvoll mit Stiften gefüllt war, schippte die Stifte darüber.

Der Tropfen erreichte den Boden. Ben kam es so vor, als könnte er ihn aufprallen hören.

»Mach schon.« Sophie hatte die Hand am Lichtschalter.

Beide hatten den Tropfen nicht bemerkt.

Es klackte, ein Summton, das Licht brach in sich zusammen.

Sebastian trat an Sophie vorbei durch die Tür. Sie zog sie hinter sich zu.

Ben hörte sich röcheln. Er hob zuerst das linke Bein. Es schien an dem Stahlträger förmlich festzukleben. Er hatte keine Kraft mehr, ließ sich zusammenklappen, Schmerz peitschte durch seinen Körper, dann wurden seine Arme gestreckt.

Er wollte den Sturz noch abbremsen, aber seine Finger wurden widerstandslos aufgesprengt. Dumpf landeten seine nackten Füße auf der Tischplatte.

Schmerzwellen jagten wie Stromstöße durch seinen Körper.

»Was? Ich verstehe nicht ...«

Vera hatte zusammen mit dem Mann das Zimmer betreten, er wirkte verwirrt.

Veras Stimme klang schrill. »Das ist Mia, deinen Namen sagst du ihr besser nicht.« Ihr Gesichtsausdruck hatte sich in seiner Gegenwart merklich verändert. Es hatte sich etwas Besorgtes hineingeschlichen, etwas Beunruhigtes, etwas Eilfertiges.

Der Mann ruckte mit dem Kopf zurück.

»Mia, sie kommt aus dem Innenhaus«, sagte Vera, und es war, als ob diese Aussage die Irritation des Mannes eher noch steigerte.

»Mhmm«, brummte er.

»Sei doch nicht so unfreundlich!« Mias Blick schnellte zurück zu Vera, deren Gesicht sich verzogen hatte. »Ich meine, du kennst sie doch gar nicht.«

Der Mann hatte sich an die Stirn gefasst, den Blick zu Boden gerichtet.

»Ich ... es ...« Vera suchte nach Worten. »Was ist denn?« Sie riss sich zusammen. »Freust du dich nicht?«

Sein Blick blieb auf den Boden geheftet.

»Mia, komm schon, hilf mir doch!« Veras Stimme war unangenehm hell.

Mias Atem ging flach, sie kämpfte gegen eine heftige Übelkeit an.

»Gefällt sie dir nicht?«, hauchte Vera.

Da sah Mia es. Wie er den Blick hob und sie anschaute, als wollte er prüfen, was er antworten könnte. Wie ihm bewusst wurde, wie verkehrt das alles war, wie dieses Bewusstsein ihn aber nicht daran hinderte, seine Augen auf sie zu richten. Einen Moment lang ruhte sein Blick in ihrem, dann hatte er ihn

gekappt, wieder zurück zum Boden gewendet.

»Sie ist ... für dich, verstehst du?« Vera war dicht an ihn herangetreten, ihre Stimme jagte dahin. »Sie ist dein –« Aber da hatte er bereits Veras Arm gepackt, als wollte er sich auf sie stürzen, sie zur Besinnung bringen und diesen Alptraum wie ein unsichtbares Netz zerreißen.

Der Bogen musste fast drei mal zwei Meter groß sein. Ein Grundriss. Deutlich waren die Straßen zu erkennen, die den Häuserblock begrenzten. Ein gigantisches Areal in Form eines unregelmäßigen Vierecks.

Ben strich den Grundriss des vielgestaltigen Gebäudeblocks glatt.

Er hatte den Schlüssel aus der Stifteschale geholt, die Schublade aufgeschlossen und die Pläne auf dem Tisch ausgebreitet. Es waren Aufrisse, Fassadenskizzen, Fotos, Baupläne, innenarchitektonische Entwürfe. Aber erst als er den Grundriss hervorgeholt hatte, fand Ben sich allmählich in den unterschiedlichen Maßstäben, Darstellungsformen und Ausarbeitungen zurecht.

Alle Skizzen und Pläne betrafen das gleiche Projekt. Einen ganzen Häuserblock. Nicht ein einzelnes Haus, sondern eine Fläche von fast zweihundert Metern Seitenlänge, ringsum von Straßen umgeben.

Bens Blick wanderte über den Grundriss. Es war ein Plan des Erdgeschosses. Eine Ladenpassage war eingezeichnet, Büroräume, das Foyer eines Wohnhauses, Rampen, die in eine Tiefgarage führten. In der Mitte des Plans aber befand sich ein schraffiertes Gebiet. Ein Areal, nicht größer als etwa acht mal sechzehn Meter. Ein Areal, das an keiner seiner Seiten an eine Straße grenzte, sondern von anderen Gebäudeteilen ganz umschlossen wurde. Ein Innenhof? Ein Lichtschacht?

Ben rollte den Plan zur Seite und nahm sich die Fotos vor, die darunter lagen. Die Fassade des Häuserblocks. Unterschiedliche Gestaltungen gaben dem massiven Bau den Anschein, aus mehreren einzelnen Häusern zu bestehen. Auf einem Foto aus der Bauphase jedoch konnte Ben erkennen, dass der gesamte



Block aus *einem* Betonguss gemacht war, dass die verschiedenen Fassaden nur davorgehängt waren.

Er zog eine Satellitenaufnahme unter den anderen Plänen hervor, die den gleichen Maßstab wie der Grundriss aufwies. Das Dach des Blocks war deutlich zu erkennen. Es zog sich ganz durch! Der schraffierte Kern in der Mitte des Plans – das konnte kein Lichtschacht sein. Auf dem Foto war von diesem Kern nichts zu sehen. Der Block, das komplexe Gebäude wirkte wie ein massiver Kasten.

Ben hob die beiden Bögen hoch und sah die anderen Blätter durch, die sich darunter befanden. Ein Plan für Zu- und Abwasserleitungen. Elektrik. Belüftung. Glasfaserkabel. Die Leitungen der einzelnen Gewerke waren auf durchsichtigen Folien verzeichnet. Eine nach der anderen legte er sie über den Grundriss. Deutlich zeichnete sich ab, dass die Läden, Büros, das Foyer, sämtliche Räume und Gebäudeteile bestens versorgt waren. Die roten, gelben, blauen, braunen und schwarzen Linien, die die verschiedenen Leitungen markierten, schlangen sich durch alle Bereiche. Nur der schraffierte Kern in der Mitte blieb ausgespart. Als befände sich dort ein Loch.

Ungeduldig schob Ben die Papiere beiseite, wühlte sich durch das Material, das er noch aus der Schublade geholt hatte. Erst jetzt fielen ihm eine Reihe von Fotos auf, mit denen er zunächst nicht viel hatte anfangen können. Sie wirkten wie Aufnahmen aus einer Tiefgarage. Niedrige, gedrungene Räumlichkeiten. Sichtbeton. Schwere Träger. Ein Schacht, der meterhoch aufragte, nicht jedoch die schraffierte Fläche sein konnte, da er viel zu schmal dafür war. Eine sich spiralförmig in die Tiefe schraubende schiefe Ebene. Mehrere unscheinbare Betonkammern. Belanglose rechteckige Wände, Decken, Ecken. Allesamt fensterlos.

Und dann sah er es. Unter den Plänen, die Sebastian auf dem Tisch liegengelassen hatte, befand sich ein weiterer Grundriss, der den gleichen Häuserblock darstellte. Der gleiche Betonblock, mit den gleichen vorgehängten Fassaden, den gleichen Laden-

und Büroräumen.

Aber der Kern, das schraffierte Areal in der Mitte, fehlte. Die Läden auf der einen Seite stießen mit den Büros auf der anderen Seite zusammen.

»Ich kann nicht hier mit dir reden«, schrie er.

Veras Arme standen wie verkrampft von ihr ab. »Wir können sie hier nicht allein lassen.« Die Worte flogen aus ihrem Mund. »Ich bring sie zurück –«

Ein Schrei entrang sich dem Mann, es klang, als ob er in Flammen stünde.

»Was soll ich denn machen?«

»Das fragst du mich?« Er schien vollkommen vergessen zu haben, dass Mia sich im Raum befand. »Sperr sie ein, tu es nicht, mach doch, was du willst!«

Vera starrte ihn an. »Das ist es? Das soll ich machen?«

»Nein!«, seine Stimme rührte.

»Was denn? Was machen wir jetzt?« Veras Gesicht schien sich in die Länge zu ziehen.

Der Mann hatte sie an den Armen gepackt, den Kopf tief zwischen die Schultern gezogen, den Blick in ihre Augen gebohrt, die Stimme zu einem Flüstern gesenkt. Aber die Aufregung musste seine Brust zusammenpressen, denn immer wieder wurde das Flüstern zu einem Kratzen, Fauchen, Krächzen.

»... mit den Kindern!«, drang es zu Mia.

»Lass uns erst mal raus hier«, war Vera zu hören, »wir müssen in Ruhe –«

»Ich hab verdammt noch mal nichts damit zu tun!« Die Ader an seiner Schläfe pochte. »Wenn ich sie hierlasse, willst du mich mit reinziehen in diese Sache, ist es das?« Er warf Mia einen harten Blick zu, als ob sie schuld an der Lage wäre, in der er sich befand.

»Fahr sie in die Stadt«, schrie Vera. »Was wartest du? Bring sie nach Hause, wenn du willst. Mir ist es egal! Oder fällt dir nicht doch vorher noch was anderes ein? Aber dann ...« Sie riss

sich zusammen, und ihre Stimme sank zu einem Wispern ab. »Sie wird vom Innenhaus berichten, Julian, und du hast die Pläne dafür gemacht, das muss dir klar sein!«

»Was dort passiert, habe ich nicht zu verantworten.« Der Mann fuhr sich mit beiden Händen durchs Haar.

»Du hast es entworfen.« Ein Lächeln huschte über Veras Gesicht, als ob sie ihn damit hätte, als ob er nicht mehr entkommen könnte.

Und mit einem Mal war es Mia klar: Vera hätte es niemals so weit kommen lassen, wenn sie nicht gewusst hätte, dass er das wollte. Sie wollte. Mia. Wehrlos ausgeliefert. Er war jemand, der mit so etwas spielte. Mit Grenzüberschreitungen. Tabus. Verbrechen.

Bens Blick flog über die Zahlen, Zeichen, Linien. Tiefe, Breite, Quadratmeterzahl der einzelnen Räume – soweit er sehen konnte, war alles exakt eingezeichnet. Die Angaben stimmten auf beiden Grundrissen überein! Wie konnte das sein?

Mit fliegenden Fingern griff er nach einem Lineal, das in der Stifteschachtel lag, legte es an, maß nach. Verfügte man über nur einen Grundriss, war es nicht zu bemerken. Dann begriff er.

Es war die Mauerstärke. Auf dem Grundriss mit dem schraffierten Kern waren die Mauern etwas *dünn*er. So kamen im Schnitt auf jeden Meter acht Zentimeter zusammen! Bei einer Seitenlänge von zweihundert Metern ergab das die sechzehn Meter, die die Längsseite des schraffierten Kerns maß.

»Ein Haus im Haus«, flüsterte Ben, zuckte zusammen, als er sich das sagen hörte.

Auf dem einen Grundriss waren die Mauern dicker eingezeichnet. So füllte der Gebäudeblock den gesamten Baugrund zwischen den Straßen aus. Im anderen Grundriss war die tatsächliche Stärke der Mauern angegeben. Dort war es zu erkennen. Im Zentrum des Häuserblocks befand sich ein Areal, das sonst gar nicht auftauchte, in keinem Leitungsplan verzeichnet war. Es war über kein Fenster von außen zu sehen und auch im Dachbereich nicht kenntlich. Doch es existierte, befand sich im Kern des Blocks. Unsichtbar. Unauffindbar. Offiziell inexistent.

Es geschah instinktiv.

»Reden Sie mit mir, bitte«, hörte sich Mia mit heller Stimme sagen. Sie lächelte, fühlte, wie sein Blick unter ihrem nachgab. »Ich bin doch hier, ich ... Wir sind doch vernünftige Leute, da gibt es doch Lösungen.«

Und welche?, rauschte es in ihr. Was hast du zu bieten?

Der Mann hatte sich von Vera abgewandt und machte einen Schritt auf Mia zu.

Mia streckte die Hand aus. »Ich bin Mia.« Sie ließ das a beim Ausatmen nachklingen.

*Tun wir uns zusammen, bevor Ihre Frau uns beide ins Verderben stürzt?* Das war es, was sie den Mann fragen wollte. Aber wie sollte sie das anstellen? Vera stand ja daneben!

»Es tut mir leid, das alles ist ...«, er griff nach ihrer Hand, »völlig absurd, ich ...« Er drehte sich zu Vera um, die ein paar Schritte zurückgeblieben war, plötzlich allein stand, während Mia und er zusammenrückten. »Ich weiß nicht, was ich sagen soll.«

*Musst du nicht die Polizei rufen? Was denkst du denn, was ich denen erzähle?*

Es war wie mit Händen zu greifen. Jede Minute, die er die Situation weiter in der Schwebe hielt, war eine Minute zu seinen Lasten.

Er hielt ihre Hand noch immer in seiner.

Jetzt!, schoss es ihr durch den Kopf, und sie zog unmerklich an seiner Hand, fühlte, wie der sanfte Druck durch ihn hindurchging.

»Was soll das!« Veras Stimme schnitt durch den Raum. »Ist das der Ausweg?« Sie trat an den Mann heran, guckte bewusst an Mia vorbei. »Dass du nett zu ihr bist und sie dann

verschweigt, wo sie war, bevor ich sie hierhergebracht habe?!«

Plötzlich spürte Mia, wie ihr Gesicht heiß aufglühte.

»So läuft das nicht! Sie ist mein Geschenk an dich!«, schrie Vera.

Mias Hand wanderte an ihre Wange, es kam ihr so vor, als wäre der Kiefer verrutscht.

»Ist es nicht das, was dich fesselt? Was du brauchst, wovon du träumst? Dass sie in der Kammer wartet und du zu ihr kannst, wann immer du willst, sie nehmen und mit ihr anstellen, was immer du willst, sooft du magst!«

*Sie hat mich geschlagen.*

Mia sah, wie Vera auf den Mann einredete, fühlte, wie Veras Hand in ihr Gesicht hieb.

»Schlag sie, das mag sie!«, überschlug sich Veras Stimme. Dann ging alles ganz schnell. Über das Gesicht des Mannes trieben Scham, Gier und Entsetzen hinweg wie Wolkenschatten über eine Landschaft an einem sonnigen, windigen Tag. Im nächsten Augenblick hatte Mia den Arm gehoben, Veras Schlag abgefangen, mit der Linken in ihr Gesicht gegriffen. Zeige- und Mittelfinger bohrten sich in die Augenhöhlen, die beiden Frauen taumelten. Tränenflüssigkeit benetzte Mias Fingerkuppen, und ihr eigener Schrei vermengte sich mit dem Veras. Dann spürte sie, wie ihr Körper zusammengepresst wurde, ihre Arme wurden nach hinten gebogen, die Schultern schienen zu explodieren. Der Mann musste sie gepackt haben.

Sie rang nach Luft, Vera blitzte vor ihr auf. Als der Schlag Mia traf, überzog sich ihr Gesicht mit einer Maske von Schmerz. Sie sah den Fußboden auf sich zustürzen, es knackte, der Schuh des Mannes, ein Stich in der Seite. Sie hörte sich ausatmen – und wurde im gleichen Moment hochgerissen.

Als sie wieder zu sich kam, war das Rauschen der Blätter, das Zwitschern von Vögeln zu hören.

Sie hatten sie zurück in die Kammer gebracht.

»Du arbeitest für Götz, in seinem Büro, erzähl mir doch nichts, Sophie!«

Ben hatte die Grundrisse, die Fotos, die Skizzen aus dem Arbeitszimmer geholt und auf den Wohnzimmertisch geworfen. Sebastian hatte die Villa vor gut einer Stunde verlassen. Sophie hatte ihm nicht gesagt, dass Ben bei ihr war.

»Als leitender Architekt muss Götz diese Struktur von Anfang an geplant haben. Ganz alleine kann er das aber nicht durchgezogen haben.« Ben holte Luft. »Der Bauzeichner, der Statistiker, ich meine ...«

Sophie sah ihn an. Sie wirkte erschöpft, aufgewühlt, am Ende ihrer Kräfte. »Wenn so etwas erst mal in den Plänen drin ist, geht das leichter, als man denkt«, sagte sie leise.

»Ja? Ja, wahrscheinlich.« Ben ließ sich in den Sessel vor dem Tisch fallen.

»Einen solchen Häuserblock zu bauen ist eine extrem komplexe Arbeit. Auf der Baustelle gibt es nur einen Anhaltspunkt. Die Pläne. Was da nicht drauf ist, existiert nicht.«

»Wie die Struktur im Kern des Blocks.«

Sophie nickte. »Mit zwei verschiedenen Sets von Plänen kannst du im Prinzip alles bauen, solange ein paar entscheidende Leute mitmachen und von außen nichts davon zu sehen ist.«

»Aber warum?«, brauste Ben auf. »Was ist in diesem Kern? Wozu das Ganze, was soll das?!«

Sie schwieg, wandte sich ab.

»Was geht dort vor, Sophie? Was passiert in diesem Teil des Gebäudes?«

Sie schloss die Augen.

»Sophie! Was stellst du dir denn vor? Dass du dich aus all dem heraushalten kannst? Warum hast du deinem Bruder nicht



gesagt, dass ich hier bin?»

»*Weil ich nicht wollte, okay?!*« Ihre Stimme gellte durch den Raum. »Was willst du denn hören? Dass ich Sebastian hintergangen habe, dass ich meiner Familie in den Rücken gefallen bin?«

»Bist du?«

»*Nein!*«

»Warum hast du ihm dann nicht gesagt, dass ich zu dir gekommen bin?« Ben ließ nicht locker.

»Das willst du gar nicht wissen.«

»Was will ich nicht wissen?«

Sie hatte die Augen wieder geöffnet. »Warum ich Sebastian gegenüber geschwiegen habe.«

»*Doch!*« Ben stand auf. »Ich will es wissen! Ich will wissen, warum er diese Pläne beiseiteschaffen wollte. *Was hier vorgeht!*« Er beugte sich über den Tisch und stach mit dem Zeigefinger genau in den schraffierten Bereich. »Das sind acht mal sechzehn Meter, Sophie, das ist ein Areal, doppelt so groß wie dieses Zimmer hier. Es befindet sich auf allen acht Stockwerken des Gebäudes und auch in den vier Kellergeschossen. Was ist dort drin, Sophie!«

»Ich weiß es nicht.«

»*Bullshit!*«

Er taumelte. Ein heftiges Stechen in den Handflächen hatte ihn durchzuckt. Ben warf einen Blick auf den Verband, mit dem er sich die versengte Haut flüchtig verbunden hatte. An den Rändern hatte sich das Tuch gelblich gefärbt. Die Wunde hatte begonnen zu suppen, den Stoff bereits eingeweicht.

»Weißt du, was ich an dir nie gemocht habe, Ben?«

Überrascht sah er auf.

»Der Mann, der hier gemordet hat, hat ein Verbrechen begangen, das an Grausamkeit nicht zu überbieten ist. Eine Tat, von der ich manchmal denke, dass sie nur ausgeführt haben kann, wer darauf versessen ist, sich dem Bösen hinzugeben.« Sophie sah ihn vom Sofa aus an. Ruhig, gefasst. »Jemand, der es

darauf abgesehen hat, zu beweisen, dass er sich vor dem Bösen, der Untat, dem Grauen nicht fürchtet. Aber er hat im Feuer des Augenblicks gehandelt, während du, Ben, kalt, berechnend und schäbig gehandelt hast.«

Ben atmete aus. Aber sie war noch nicht fertig.

»Du hast dich hingesetzt und berechnet, was es dir bringt, wenn du das Feuer für dich ausschlastest, durch das der Täter gegangen sein muss. Du bist nicht zum Sklaven deiner Triebe geworden, die dich in Abgründe gerissen hätten, vor denen ein jeder zurückschaudert. Du bist Sklave deiner Berechnung gewesen, Sklave deiner eigenen Kläglichkeit, die dich zwingt, sich an jemand anderen ranzuhängen. Du hast versucht, dir mein Vertrauen ebenso zu erschleichen wie das von Götz, indem du vorgegeben hast, ein Buch zu schreiben, das die Ereignisse aus seiner Sicht darstellt. In Wahrheit aber hast du diese Absicht nie gehabt. In Wahrheit ging es dir immer nur darum, Zugang zu jemandem zu bekommen, den du gewinnbringend aussaugen kannst. Das ist es, was ich an dir nie gemocht habe, Ben, auch wenn ich das erst jetzt wirklich begreife. In gewisser Weise stößt mich die Kälte deiner Tat noch mehr ab als die Hitze des Wahnsinns, der hier in diesem Haus vor sich gegangen sein muss.«

Ben ließ seinen Verband los. Der beißende Schmerz war einem Pochen gewichen. Sophies Worte hatten ihn verblüfft. Aber er wusste sofort, was sie meinte. Hatte er es nicht selbst in all den Tagen als Qual empfunden? Das Gefühl, etwas Falsches zu tun, sich schmutzig zu machen, sich mit dem Blut, das hier vergossen worden war, auf seltsame Weise selbst zu besudeln? War er deshalb auf die Idee gekommen, er wäre derjenige gewesen, der die Kinder und Christine erschlagen hatte?

Aber während er nach Worten suchte, wehte ihn noch eine andere Ahnung an. Würde Sophies Geringschätzung, die ihn eben erwischt hatte wie eine Ohrfeige, nicht Lügen gestraft sein, wenn sich herausstellte, dass sie irrte – dass er eben *nicht* jemand war, der sich nur ranhängte an das, was andere im Feuer des

Augenblicks getan hatten? Wenn sich herausstellte, dass tatsächlich *er* derjenige gewesen war, der in diesem Haus gewütet hatte wie ein Wahnsinniger im Rausch des Bösen, des Grauens, des Tötens?

Sie schaute ihn an, ihr Blick kam ihm seltsam abschätzend vor.

Und plötzlich schoss Ben ein weiterer Gedanke durch den Kopf. War er vielleicht *erst jetzt*, wo er darüber nachgrübelte, die Tat eventuell selbst begangen zu haben, war er vielleicht *erst jetzt* da, wo Sophie ihn schon die ganze Zeit über haben wollte? Hatte sie nicht, bevor Sebastian gekommen war, gesagt, dass er sich stellen müsse? Dass sie nicht glaubte, Lillian und Götz hätten das T-Shirt bei ihm plazierte? Ja, konnte es wirklich sein, dass sie so raffiniert war, ihn auf diese Weise in den Wahnsinn zu treiben – in den Wahnsinn, der darin bestand, *diese Wahnsinnstat auf sich zu nehmen?! Indem sie ihm vorhielt, dass seine kalte Tat sie noch mehr abstieß als der blutrünstige Mord an Christine und den Kindern?*

Plötzlich spürte Ben, wie er innerlich verhärtete. Er würde sich von ihnen nicht manipulieren lassen. Von Götz nicht, von Sophie nicht, von niemandem! Er hatte sich ihr anvertraut, aber sie verachtete ihn. Na und? Er war auf sie nicht angewiesen! Im Gegenteil, vielleicht gelang es ihm, den Spieß umzudrehen und sie auszuspielen, anstatt sich von ihr ausspielen zu lassen!

»Lenk doch nicht ab«, presste er zwischen den Zähnen hervor und griff nach dem Grundriss auf dem Tisch. Er zog ihn beiseite, so dass darunter einige Fotos sichtbar wurden, die er im Arbeitszimmer gefunden hatte. »Es geht mir nicht um das, was hier in der Villa passiert ist, Sophie, es geht mir um *das* hier.«

Er hielt ein Foto hoch. Es musste aus einer späteren Phase der Bebauung und Einrichtung des Häuserblocks stammen. Einer der größeren Betonräume war darauf zu sehen. Der nackte Zement war bereits abgedeckt und verhängt, Kissen, Tücher, Lampen und Vorhänge waren installiert, so dass der Raum mit Rottönen, Samt, Fransen und Schleiern wie ein Beduinenzelt wirkte. Das groteske Abbild eines märchenhaften Schlafzimmers, raffiniert

ausgestattet mit indirekter Beleuchtung und einer Spielwiese, die auf dem Bild noch unbenutzt aussah, bei der jedoch sofort zu erkennen war, dass sie ihren Reiz im Halbdunkeln entfalten sollte.

»Und hier?« Er warf das nächste Foto auf den Tisch. War die verspielte Boudoir-Installation eine Kissenlandschaft gewesen, so durchgleißte es diesen Raum hart, blank, nackt, wohin das Auge auch ging. Stahlrohre, Riemen, Kacheln, Gestelle, abwischbare Polster, Schienen, Federn, ovale Löffel, Klammern und Schlaufen – das blinkende Werkzeug einer seltsamen Folterkammer, deren Anblick sofort an die organischen Formen menschlicher Körper denken ließ. Metallische Härte, bei der es einen schauderte, weil man förmlich zu spüren vermeinte, wie die nackte Haut unter dem kalten Stahl nachgab.

»Was – ist – das?«, sagte Ben und legte das dritte Foto vor Sophie auf den Tisch. Ein aufs Wesentliche reduzierter Operationssaal war darauf zu sehen, mit einer Deckenleuchte, einem verstellbaren Bett, einem Wagen mit chirurgischen Instrumenten und elektronischen Überwachungsgeräten, die wirkten, als stammten sie noch aus den siebziger Jahren.

»Was geht dort vor, Sophie?« Er hatte die Stimme gesenkt.

Sie starrte an den Aufnahmen vorbei auf den Teppich.

»Geht es um Sex?«

Ihre Augen weiteten sich ein wenig, sie wirkte abwesend.

»Was ist? Feiern sie Orgien dort? Nicht nur Orgien, das findet ja in jedem dreckigen Swingerclub statt. Warum brauchen sie ein Haus, das nur die wenigsten kennen, das sich aber mitten in Berlin befindet? Ein Haus im Haus ohne Fenster, in dem solche Räume liegen, Sophie. Was machen sie dort?«

Ihr Blick war wie abgekoppelt. »Julian kommt frei.« Ihre Lippen bewegten sich kaum. »Ich wollte es dir die ganze Zeit schon sagen, aber du bist ja wie besessen von diesen Plänen.«

Ben taumelte. »Was?«

»Sebastian hat es mir vorhin gesagt, bevor er gegangen ist. Sie haben in der Tiefgarage von Lillians Wohnhaus eine

Überwachungskamera entdeckt. Er kommt frei. Julian ist auf den Bildern zu erkennen, wie er seinen Wagen verlässt. Zur Tatzeit.«

Das ist das Ende, ratterte es Ben durch den Kopf.

»Er braucht Lillians Aussage nicht mehr. Es stimmt. Er war es nicht. Er hat auch ohne sie ein Alibi, und zwar eines, das man nicht fälschen kann. Er war nicht im Tiergarten, sondern bei seiner Freundin. Wahrscheinlich wollte er sie erst nicht mit hineinziehen und hat es deshalb verschwiegen. Aber jetzt kommt er frei, noch heute. Als sie die Überwachungsbänder bei der Ermittlung im Mordfall Lillian Behringer gecheckt haben, sind sie auf die Aufnahmen mit Julian gestoßen. Der Prozess gegen ihn wird abgebrochen. Er kann es nicht gewesen sein.«

Aber wer war es dann?

Ein Gefühl der Beklemmung schnürte Ben die Kehle zu.

Ihr Blick wanderte zu ihm. »Er wird hierherkommen, Ben. Es ist sein Haus.«

»Wer war es dann?« Seine Stimme war tonlos.

»Ich weiß es nicht.«

»Hilf mir, Sophie!«

Verzweifelt versuchte Ben, seine Gefühle unter Kontrolle zu bekommen. Nicht sie würde ihn ausspielen, *er würde sie ausspielen*. Um von ihr zu erfahren, was es mit den Plänen und dem versteckten Haus auf sich hatte!

»Wenn Götz es nicht war«, seine Stimme verlor jede Farbe, »kann es wirklich sein, dass ich es war?«

Seine Gefühle blendeten ineinander. Spielte er es ihr nur vor? Um sie in Sicherheit zu wiegen, dass er das tatsächlich glaubte? Oder war es doch wirklich der Fall? Hatte er hier in der Villa getötet? Sekunde für Sekunde fiel es ihm schwerer, alles auseinanderzuhalten. Und er spürte, wie sich Verwirrung, Angst und bodenlose Verunsicherung auf seinem Gesicht abzeichneten.

Sophie aber saß da, lauernd, abwartend, wie eine sich anschleichende Katze.

*Glaub mir, Sophie! Glaub mir, dass ich glaube, es gewesen zu sein, dann wirst du dein wahres Gesicht zeigen!*

Aber ihr Gesicht blieb für Ben undurchdringlich. Er kam nicht an sie heran. Die Wut schwappte über ihn hinweg.

»Reicht dir das denn immer noch nicht!«, platzte es aus ihm heraus. »Dass ich mich bekenne, deine Schwester, deine Nichten getötet zu haben? Ist es nicht das, was du hören willst? Ist es nicht der Punkt, an den du mich schon bringen wolltest, als du das T-Shirt in meine Wohnung gebracht hast?!«

Ihre Augen blitzten.

»Es war nicht Lillian, Sophie. *Du* warst es, *du* hast dich von deinem Bruder einspannen lassen. Du hast getan, was du konntest, er hat es vorhin selbst gesagt. Das ist es, was er damit meinte, richtig? Dass du dich von ihm hast überreden lassen, mich noch viel tiefer in diese Sache hineinzuziehen, als ich Wahnsinniger mich ohnehin schon hineinverstrickt hatte!«

»Ben, hör mir zu, vorhin, auf dem Teppich, es war keine Berechnung.«

»Ach! Deshalb misstraut dir dein Bruder«, schrie er. »Weil er spürt, dass du mich magst, weil er spürt, dass er sich auf dich nicht verlassen kann! Was aber soll ich dir noch glauben, Sophie, nach all dem, was vorgefallen ist?«

»Zieh es nicht in den Schmutz, Ben, reiß nicht alles mit hinab. Wir können noch etwas retten. Es ist noch nicht zu spät.«

War es ihr ernst?

»Noch nicht zu spät! Wann wäre es denn in deinen Augen *zu spät*? Wenn ich für die Tat eines Wahnsinnigen verantwortlich gemacht werde – ist es dann zu spät? Oder erst dann, wenn ich nicht mehr dafür verantwortlich gemacht werden kann? Was soll ich denken? Auch ich habe es ernst gemeint, Sophie, vorhin, als ich dich bat, mir zu helfen. Hilf mir heraus aus diesem Dschungel von Halbwahrheiten, Andeutungen, Verdächtigungen, Gerüchten. Dann vielleicht können wir uns ansehen.«

Meinst du es wirklich so, raste es in seinem Kopf, oder willst du sie nur heranlotsen an den Abgrund, in den du sie stoßen willst? Schreckst du nicht davor zurück, ihre Zuneigung zu missbrauchen?

Er sah, wie sich Sophies Hände ineinander verkeilt hatten, wie sie ihre Finger nach hinten bog. Sie konnte sich von den Zwängen, die an ihr zerrten, nicht befreien.

Er trat zu. Der Tisch stürzte um, die Fotos rutschten über den Teppich. Pias blutiges Gesicht blitzte vor ihm auf. Er riss die Hände an den Kopf.

»Willst du wissen, was wahr ist, Ben? Bist du wirklich bereit dazu?« Ihre Stimme war laut und hell.

Was wahr ist?

Ja!

Die Feder im Schloss knirschte. Mia hielt die Augen geschlossen. Sie hielt sie seit Stunden geschlossen und hatte doch die ganze Nacht nicht geschlafen.

Sie beobachteten sie. Es musste eine versteckte Kamera geben. Eine Luke, durch die sie ihr etwas Essbares hätten hereinschieben können, war nicht installiert. Sie mussten es durch die Tür hineingeben.

Mia hob die Lider ein klein wenig an, linste durch die Wimpern hindurch. Aber die Tür bewegte sich nicht.

Sie spürte, wie sich ihre Blase entleerte, blieb reglos liegen.

*Sie können mich auch verhungern lassen.*

Im gleichen Moment öffnete sich ein Spalt in der Tür. Dahinter war nichts zu erkennen. Mias Kopfhaut juckte, am liebsten hätte sie aufgeschrien. Aber sie zwang sich dazu, das tiefe Ausatmen fortzusetzen, als wäre sie eine Schlafende.

Eine Schüssel tauchte hinter dem Spalt auf. Sie war nicht besonders groß, aber noch passte sie nicht hindurch. Der Spalt vergrößerte sich, eine Hand erschien, schob die Schüssel durch den Spalt nach vorne.

Mias Körper zog sich zusammen wie eine Sprungfeder. Ihr Arm schnellte hervor, die Hand am Kopf vorbei – ihre Finger ließen es los. Das Buch, das sie seit Stunden unter dem Kopfkissen festgehalten hatte, krachte gegen die Tür. Ein erstickter Aufschrei, die Hand wollte zurück wie ein erschrecktes Tier, zuckte Richtung Spalt, der kleiner geworden war, weil das Buch die Tür ein wenig zugeschoben hatte.

Die Schüssel schepperte zu Boden, doch da war Mia bereits an der Tür. Mit dem Fuß zuerst flog sie dagegen, rammte sie gegen die Hand, die noch in den Spalt ragte.

Es krachte. Die fünf Finger streckten sich, als wollten sie



abspringen, ein Schrei, ein rauhes Röcheln, dann hatte Mia die Tür aufgerissen und starrte in Veras Gesicht, die mit schreckgeweiteten Augen am Boden kauerte, die Haare offen, ihre zerschmetterte Hand umklammernd.

Das Blut rauschte in Mias Ohren. Sie raste den Gang entlang, der zu der Kammer führte. Nicht zu dem Raum, in dem sie dem Mann begegnet war – in die andere Richtung! Hinter ihr hatte Vera ihre Stimme wiedergewonnen. Es war ein kehliger Laut, spitz, klar, durchdringend.

Mia achtete nicht darauf. Am Ende des Gangs befand sich eine Öffnung. Sie hastete hindurch, gelangte kurz unter freien Himmel, dann auf ein Sims, das zu weit oben lag, als dass sie auf die Erde hätte springen können. Sie war hier noch nie gewesen. Durch eine Glastür hindurch in eine Halle. Mia wirbelte um die eigene Achse. Überall Durchblicke, Durchgänge, Türen, Möbel – doch niemand zu sehen. Es wirkte wie eine Kulisse, in der keiner zu Hause war.

Hinter ihr jedoch näherte sich ein Wesen, dessen Wut sie förmlich spüren konnte.

Mia stockte. War da etwas? Es war, als würde ihre Haut brennen. Hatte jemand sie angeschaut?

Nein, weiter, weiter!

Sie rannte geradeaus weiter. Durch die nächste Tür, in ein Zimmer, ein Schlafzimmer, über ein breites Bett – sie würde es zwischen sich und Vera bringen. Mia prallte gegen die Wand auf der anderen Seite des Betts, fuhr herum, sah Vera in der Türöffnung auftauchen.

Veras unverletzte Hand umklammerte etwas, ihre Augen waren blutunterlaufen. Sie wirkte, als würde sie neben sich stehen. Aber das, was ihre Hand umklammerte, war gefährlich, und sie hielt es fest. Ein Rohr, eine Stange – ein Golfschläger.

Vera schien nicht zu atmen, als sie mit dem Schläger in der Hand um das Bett herumschlich. Mia presste sich in die Ecke. Vor ihr blitzte eine Erinnerung an Vera auf. Wie sie sie

kennengelernt hatte, wie sie sich an sie geklammert hatte.

»Vera ...«

»Ich heiße nicht Vera.«

Es zischte. Sie hatte ausgeholt, der stählerne Schaft des Schlägers blinkte. Mia riss die Hand nach oben.

*War das ein Kind in der Tür hinter Vera? Ein Mädchen?*

Der Schmerz pumpte wellenartig durch Mias Körper. Der Schläger hatte sie am Kopf getroffen. Von unten schwappte es wie Tinte über ihr Sichtfeld.

»Hier.« Sophie schob Ben zur Seite und zog an dem Querholm des Geländers, auf das er sich gestützt hatte. Mit einem schnappenden Geräusch ließ sich der Holm lösen, das Geländer schwang nach außen. Sie trat von der Galerie auf das Fensterbrett, hielt sich mit der Linken an dem Geländer fest, erreichte das Fenster. Erst jetzt sah Ben, dass es auch als Tür benutzt werden konnte. Sophie drehte den Knauf, zog den überdimensionalen Flügel auf.

Ben folgte ihr. Rechts unter ihm glänzte der Steinfußboden der Halle. Kühl wehte es aus dem Fenster von draußen herein. Sophie hatte die Fensteröffnung bereits durchschritten und stand auf einem schmalen Sims, das außen an der Fassade entlangführte. Als Ben nach draußen gelangte, sah er, dass das Sims zwischen den oberen und den unteren Fenstern der großen Hallenaußenwand verlief. So konnte man außen an den oberen Fenstern vorbeigehen – bis zur Außenwand des Seitenflügels, der sich neben der Terrasse erhob und an dieser Stelle ganz mit Efeu überwuchert war.

Sophie bog das Efeu zur Seite. Dahinter kam eine knauflose Tür zum Vorschein, die genauso weiß getüncht war wie die Fassade. Sie stieß sie auf, und ein schmaler, vielleicht vierzig Zentimeter breiter Flur öffnete sich.

Sophie verschwand darin. Ben zögerte. Sein Blick ging in den Garten hinaus. Von diesem Punkt auf dem Sims war keines der Nachbarhäuser zu sehen. Er schaute zu der Tür, durch die Sophie zurück in das Haus gelangt war. Er konnte verfolgen, wie sie in dem Gang eine Tür öffnete, die in den Seitenflügel hineinführte. Sein Blick glitt an der Außenwand des Seitenflügels entlang, hinter der sich das Zimmer befinden musste, in dem Sophie jetzt verschwunden war. Die Mauer wurde von keinem

Fenster durchbrochen.

Als Ben die Kammer betrat, in die Sophie vorausgegangen war, war es vor allem die Höhe, die ihm auffiel. Der Raum war deutlich höher als breit und kaum länger als hoch. Seine Proportionen ergaben sich daraus, dass die Kammer für den Blick von außen unsichtbar bleiben sollte.

»Das hier ist die Wahrheit, Ben. Bist du jetzt zufrieden?« Sophie hatte sich zu ihm umgewandt.

Wie in dem Häuserblock, dachte er.

Träge stieß sie sich von der Wand ab, an der sie gelehnt hatte, und ließ sich auf dem Bett nieder, das eine Querseite des Raums einnahm und aus schönem Holz maßgefertigt war. Er sah ihr dabei zu, wie sie sich auf den Rücken legte. In der Kammer duftete es frisch und sauber. Sophie hob die Arme und ließ sie über dem Kopf auf das Kissen sinken. Sie sah ihn an.

Vorsichtig trat er ans Bett, stützte ein Knie auf die Matratze, legte eine Hand auf ihren Bauch. Ihr Körper hob und senkte sich ruhig unter seiner Berührung.

»Warte.« Sie hatte sich aufgerichtet, schlängelte sich um ihn herum. Kühl berührten ihre Handflächen seine Haut, schoben sich über seinen Bauch, seine Rippen nach oben. Er wollte sich umdrehen, sie an sich ziehen, aber sie beugte sich von hinten zu seinem Ohr. »Lass mich dich ausziehen.« Das Sweatshirt rollte sich unter seinen Achseln zusammen. Er hob die Arme, sie zog den Stoff über seine Ohren, ihr Mund wanderte seinen Nacken entlang. Er spürte, wie sie ihn losließ, hielt die Arme noch immer empor, blind wegen des Stoffs, der um seinen Kopf hing.

»Sophie?«

Er wusste es, bevor er es hörte. Das Klacken der Tür.

»Hey!«

Er fuhr herum. Die Erregung, die ihn eben noch benommen gemacht hatte, zerplatzte.

Das Poltern seiner Schritte, der dumpfe Schlag, mit dem er gegen die Tür hieb. Das Rauschen von Blättern. Das Gezwitscher

von Vögeln.

Sonst nichts.

Gedämpfte Schritte, Rumpeln, ein Schlag. Stille. Erneut kam jemand in den Raum. Es klapperte, eine Schublade wurde hastig zugeschoben, die Schritte entfernten sich wieder.

Plötzlich schreckte Mia hoch. Sie musste das Bewusstsein verloren haben. Noch immer befand sie sich in dem Schlafzimmer, zusammengekauert hinter dem Bett, der Golfschläger neben ihr. Jetzt war sie hellwach. Vera kam gerade um das Bett herum. Sie wirkte wie von den Toten auferstanden.

Mias Arm brannte. Sie schob sich an der Wand hoch, einen Augenblick lang standen sie sich gegenüber. Veras Nachthemd war von braunen Schlieren bedeckt, mit der Hand hatte sie eine blutverschmierte Lampe gepackt. Sie schien um Jahre gealtert, ihr Schädel zeichnete sich unter der dünn wirkenden, kalkweißen Haut ab.

Mia meinte, jedes Haar einzeln aus Veras Kopfhaut herauswachsen zu sehen. Tränen strömten ihr übers Gesicht. »Das Mädchen«, schrie sie. »Da war ein Mädchen! Was hast du mit ihr gemacht?«

»Ich war es nicht.« Veras Stimme klickerte, als würden Murmeln über Glasscherben rollen. »Du warst es! Was hast du hier zu suchen?«

Mia starrte sie an.

Es war Wahnsinn, was ihr aus diesem Gesicht entgegenschlug. Wahnsinn. Wie im Innenhaus.

Im nächsten Augenblick hatte Mia die Lampe gepackt. Vera warf sich herum, um sie ihr wieder zu entreißen. Ihr Atem schlug Mia entgegen, Veras Haare flogen ihr ins Gesicht. Doch Mia hatte sich festgebissen. Ihre Arme wurden zu Zangen, die Finger schienen mit dem Metall des Lampenschafts zu verschmelzen. Sie atmete aus, riss den Schaft an sich. Veras Arme wurden

gestreckt, ihr Nachthemd bauschte sich auf. Entsetzt starrte Vera auf ihre leeren Hände.

Mia hielt die Lampe umklammert und stieß sie nach vorn, gegen Veras Gesicht. Veras Lippe sprang auf, das Blut schoss heraus, kleckerte auf das besudelte Nachthemd. Mit einem Aufschrei stolperte Vera nach hinten, stützte sich mit der Linken am Boden ab, als Mia die Lampe bereits über dem Kopf schwang. Der schwere Metallständer schien den Schlag durch sein Eigengewicht noch einmal zu beschleunigen. Es knirschte, als das Metall tief ins Fleisch drang. Ein Schwall dunklen Blutes brach aus Veras Mund hervor, ihre Hand knickte weg, der Fuß erhob sich zitternd ein Stück über den weißen Teppichboden des Schlafzimmers.

Mias Kopf schwirrte. Sie glaubte Sirenen zu hören, Alarmtöne, ein schrilles Kreischen.

Aus dem Augenwinkel heraus nahm sie wahr, wie der Blick der Frau am Boden brach. Mias Kopf wandte sich zur Tür. Es war niemand zu sehen. Sie drehte sich um, die Lampe noch immer fest in der Hand. Das Zittern des Fußes hielt an. Der Hass nahm Mia den Atem. Du Schwein, pumpte es in ihr, und sie ließ die Lampe noch einmal auf den am Boden liegenden Körper niedersausen. Die Wucht des Hiebes setzte sich träge fort in der Masse, die vor ihr lag. Veras Kopf wippte, das Lid des unteren Auges zitterte über dem Augapfel.

Es schepperte, der Lampenständer war zu Boden gefallen. Mia hatte nicht einmal bemerkt, dass sie die Hand geöffnet hatte.



Ben lag mit dem Rücken auf dem Bett, starrte an die Decke. Das Gezwitscher der Vögel war verstummt, es musste Nacht geworden sein. Er schätzte, dass er bereits seit acht oder neun Stunden in der Kammer war.

Sie war der Schlüssel zu dem Mordfall, der ihn seit Wochen beschäftigte, davon war er überzeugt. Die Kammer! So gut war sie verborgen, dass die Spurensicherung bei der Untersuchung des Tatorts nicht darauf gestoßen war.

Götz war nicht der Täter. Der Täter musste sich in dieser Kammer verborgen haben.

Und genau deshalb hatte Götz auch immer geschwiegen. Nicht, weil er nicht wusste, dass der Täter sich hier aufgehalten hatte – sondern weil er hier jemanden *eingesperrt* hatte. Und weil er um jeden Preis wollte, dass es unentdeckt blieb!

Götz konnte darauf setzen, dass man ihn nicht verurteilen konnte – weil er zur Tatzeit tatsächlich nicht am Tatort gewesen war. Erst hatte er gehofft, Lillian würde ihm ein Alibi geben, als er schließlich doch eines brauchte. Und als sich das zerschlagen hatte, hatte er Glück. Sophie hatte es Ben vorhin gesagt: Götz war auf Überwachungsvideos zu sehen, die belegten, dass er sich zur Tatzeit am anderen Ende der Stadt aufgehalten hatte. Während sich in seinem Haus die Tragödie vollzog.

Ben rollte sich auf dem Bett zusammen. Es war nicht wirklich kalt, die Daunendecke war sauber und dick, und doch fröstelte ihn. Wahrscheinlich lag es an den Brandwunden. Sein Kopf fühlte sich heiß an, aber der Schweiß, der seinen Körper bedeckte, war kalt und feucht.

Und jetzt? Wenn Götz so weit gegangen war, die Existenz der Kammer auch dann noch zu verschweigen, als er wegen Totschlags angeklagt wurde, wie weit würde er noch gehen, um

zu verheimlichen, dass es sie gab? Jetzt, wo er, Ben, sich darin befand und zu einem Zeugen geworden war, der das Geheimnis kannte? Das Geheimnis, das Götz um jeden Preis wahren wollte!

Bens Blick wanderte durch den kleinen Raum, über den Spiegel, das mit einem Blumenmuster verzierte Bettzeug, das Tischchen in der Ecke. Dies war nicht die Zelle eines Mannes, es war das Zimmer einer Frau. Warum war sie hier gewesen? Warum durfte niemand von ihr wissen?

Und plötzlich sah er klar. Sie würden ihn töten. Sie würden hereinkommen, wenn er schlief, ihn töten, ersticken vielleicht oder erstechen. Am besten so, dass es aussah, als hätte er es selbst getan. Seine Leiche würden sie irgendwohin werfen. Zusammen mit dem blutigen T-Shirt des Mädchens, das sich noch immer in der Tasche seines Mantels befinden musste, den er abgelegt hatte, als er zu Sophie in das Haus geflüchtet war. Gesucht wurde er bereits. Wenn man seine Leiche mit dem Beweisstück fand, würde der Fall endlich gelöst erscheinen. Und Götz sein Geheimnis niemals preisgeben müssen.

Es war bereits dunkel, als Mia auf die Straße hinaustrat. Über ihr rauschten die Kronen der Bäume. Sie hob den Blick. Wie riesige Wesen aus Urzeiten zeichneten sich die Pflanzen vor dem nachtblauen Himmel ab.

Sie eilte weiter. Die Straße war kaum befahren. Wenn ein Wagen an ihr vorbeirollte, spiegelten sich die Lichter im Asphalt. Es musste geregnet haben.

Die Schuhe, die sie in der Eile übergestülpt hatte, waren ihr etwas zu klein. Die Absätze störten sie beim Laufen. Sie hatte in der Hast keine anderen gefunden. Shirt, Hosen und Unterwäsche, die auf einem Stuhl im Schlafzimmer lagen, hatte sie hektisch über das Nachthemd gestreift. Kleidung der Frau, die sie getötet hatte.

Ihr Fuß knickte um, der Schmerz peitschte sie vorwärts. Sie war frei. Unfassbar. Sie hatte es geschafft, der Kammer zu entkommen – und war zur Mörderin geworden. Keine wirkliche Befreiung, sondern ein Sturz in eine noch viel quälendere Unfreiheit. In eine Unfreiheit, aus der sie niemals entkommen würde, an der sie selbst schuld war. In der die untilgbare Schuld regierte, einen anderen Menschen getötet zu haben.

Sie hastete weiter, die Absätze klackerten auf dem Pflaster des Gehsteigs. Es war kühl und ihre Kleidung nicht warm genug. Was in dem Haus geschehen war, sie wagte nicht daran zu denken.

Eine schwere Limousine rollte die Straße entlang an den luxuriösen Wohnhäusern vorbei.

Unwillkürlich warf Mia einen Blick zur Seite, als das Fahrzeug auf ihrer Höhe war. Ein Mann saß am Steuer, achtete nicht auf sie. Neben ihm hatte sich eine Frau ungefähr ihres Alters zur Rückbank gewandt. Zwei Kinder, die sich weit nach vorn zur Mutter gebeugt hatten, saßen in ihren Sitzen und schienen

gleichzeitig auf sie einzureden.

Dann war der Wagen vorüber. Mia sah den roten Rücklichtern nach, ihrer Spiegelung auf dem regennassen Asphalt.

Die Stadt schien sich wie eine gewaltige, riesenhafte Struktur aus Rohren, Flächen, Mauern, Rampen, Luken, Winkeln, Durchgängen, Gittern, Plattformen, Pfeilern, Türmen und Übergängen um sie herum auszubreiten. Ein Moloch aus Beton und Stahl, ein Gewebe, das sich immer weiter verzweigte, das wuchs und wucherte, in dem sie herumirrte.

Ein Wesen beinahe, das sie nur deshalb nicht als solches wahrnahm, weil sie zu sehr darin gefangen war. Ein Wesen, dessen Bewegungen bewirkten, dass sie immer tiefer in es hineinrutschte, sich immer unentwirrbarer in seiner Umklammerung verstrickte.

Die Stadt.

Mia schleppte sich weiter.

Die Nacht war vorangeschritten. Der Verkehr schien schneller geworden zu sein. Wenn ein Auto über die breite Durchgangsstraße brauste, an der sie entlangschritt, wirkte es wie ein Geschoss, das die Luft zerteilte.

Ich muss mich beeilen, muss mich stellen. Ich darf keine Zeit vergeuden ...

Aber sie durfte sich nicht mit leeren Händen stellen. Man würde ihr niemals glauben. Sie musste beweisen können, dass sie in einem Labyrinth gefangen gehalten worden war. Aber *wo war es*, das Innenhaus, das Labyrinth, der Trichter, in den man sie gelockt hatte?

Ein Taxi schoss an ihr vorbei. Die Häuserwand, die sich eben noch neben ihr befunden hatte, schien zurückzuweichen, der Bürgersteig immer breiter zu werden. Vor ihr sank die Straße in eine Unterführung hinab, eine Kreuzung von mindestens hundert Metern Durchmesser. Quer über die Unterführung hinweg bretteten vereinzelte Fahrzeuge in beide Richtungen, die

Ampeln blinkten orange.

Ich muss mich beeilen, flüsterte Mia sich zu. Ich darf keine Zeit mehr verlieren.

Doch je mehr sie sich bemühte, die Kreuzung zu erreichen, desto deutlicher wurden die gigantischen Dimensionen der zwölf-, sechzehnspurigen Straße, die sie zu überqueren hatte. Wie riesig die Stadt war, in der sie suchen musste.

»Sie war eine ... eine was?« Ben schrie. Er stand mitten in seiner Kammer, die Arme angewinkelt, verkrampft. Der Rücken gebeugt, der Hals versteinert. Eine Ader an seinem Hals war geschwollen, die Augen brannten.

»Sie war immer da, immer verfügbar. Sie hat hier gelebt, tagelang, wochenlang, Monate. Wann immer Götz wollte, ist er hierhergekommen. Eine Art Puppe, aber lebendig, jung, heiß.« Er rang nach Luft. »Warum deckst du das, Sophie?«

Es war Morgen. Die Kammer wurde von einem weichen, weißen Licht erfüllt. Ben spürte seine Wunden nicht mehr. Er hatte nichts gegessen, er wusste, dass er schwach war. Vielleicht ließen sie ihn auch einfach verrecken? Vielleicht dachten sie gar nicht mehr an ihn. Hatte Sophie jemandem erzählt, was sie getan hatte? War sie verweist? War überhaupt noch jemand im Haus?

»Hat *sie* Christine getötet, das Mädchen, das hier drin war? Und die Kinder? Haben sie von der Kammer etwas mitbekommen und mussten deshalb sterben?« Jeder Satz, den er hervorbrüllte, schrammte über seine wunde Kehle wie ein Reibeisen. »Was ist mit Lillian? Wusste sie zu viel?«

Er brüllte gegen die Wand.

»Du hast das T-Shirt des Mädchens in meine Wohnung gebracht, Sophie, *du warst es*, nicht Lillian. Du hast die Spuren nach dem Mord hier in der Villa verwischt. Du hast dafür gesorgt, dass die Polizei am Tatort keine Spur von einer weiteren Person mehr fand. Du hast ihn gedeckt. Und warum?«

Ihn schwindelte.

»Was hat Sebastian damit zu tun, Sophie? Dein Vater? Worin haben sich die beiden zu sehr verstrickt? Hat dein Vater Götz den Auftrag für das Haus im Haus gegeben? Haben sie es bauen lassen, um Geld damit zu verdienen, Sophie? Geld mit Orgien, die

ihren Reiz nur in einem Geheimhaus entfalten können?«

Die Wand, auf die er starrte, schien ihn auszulachen.

»Dein Bruder würde alles für seinen Vater tun. Aber du, Sophie? Sie schrecken vor nichts zurück. Du auch? Ist es richtig, was sie machen? Menschen zu Puppen, zu Sklaven degradieren? *Ist das richtig?*«

Er erstarrte. Hatte er ein Wischen, ein Hauchen an der Tür gehört?

Nichts.

Vorsichtig machte Ben einen Schritt auf die Tür zu.

Nichts.

Er beugte sich vor, legte das Ohr an die kühle Platte, die ihm den Ausgang verriegelte. Rauschen, Summen. War das auf der anderen Seite das Atmen eines Menschen?

Sollte er anders mit ihr reden? Versuchen, sie auf seine Seite zu ziehen? »Sophie«, flüsterte er und legte eine Hand flach auf die Türplatte. Hatte er es sich nur eingebildet?

Als die Tür aufflog, hatte Ben sich gerade wieder abgewandt. Die Zeit schien sich zu dehnen. Das Erste, was er mitbekam, war der Luftzug, dann hörte er das Schnappen des Schlosses. Als er sich umgedreht hatte, stand Götz bereits mitten im Raum. Im nächsten Augenblick hatte sich Bens Körper zusammengefaltet wie ein Klappmesser. Die Wucht, mit der er sich abstieß, riss sie beide zu Boden. Ben hörte Götz' Kopf auf den Boden schlagen, sah seine Faust im Gesicht des Mannes landen. Götz' Hände griffen nach ihm. Seine Finger bohrten sich wie Schraubenzieher in Bens Rippen. Ben flog zurück, krachte mit dem Rücken gegen das Bett. Einen Augenblick lang schien jemand das Licht gelöscht zu haben, er hörte nur das Schnaufen des anderen – dann war er wieder da. Als Götz sich auf ihn stürzte, rollte Ben sich rasch zur Seite, riss beide Hände, zu einer Keule verwachsen, empor und hieb mit aller Kraft auf den Rücken des Mannes, der an ihm vorbeigeschossen war.

Götz schwang herum, die Seiten seines Jacketts flogen. An der



Innentasche des Futters blitzte es auf. Instinktiv griff Ben danach und wusste, dass er eine gefährliche Waffe gepackt hatte. Schräg über sich sah er das kantige Gesicht von Götz vorbeiziehen. Dann hatte er den stählernen Kugelschreiber in der Faust, das spitze Ende schaute ein paar Zentimeter daraus hervor. Ben drehte sich um sich selbst, stieß den Arm dabei nach vorn, fühlte, wie sein Handballen auf einen weichen Widerstand traf und etwas Warmes darunter hervorsickerte.

Es war, als ob Götz der innere Halt durchgeknipst worden wäre. Ben riss den Stahlkugelschreiber, der schlank und robust war wie ein riesiger Nagel, aus der Bauchdecke wieder heraus. Götz' Kopf hatte sich nach unten gesenkt, er presste die Hände auf den Bauchnabel. Bens Knie raste nach oben. Er sah, wie das Gesicht des anderen an ihm vorbeiflog, die Augäpfel tief unter die Lider geschoben, der Mund verwischt, offen. Dann drang die silbrig glänzende Spitze des Kugelschreibers erneut ein. Von der Seite aus hatte Ben den mörderischen Stachel mit aller Kraft in Götz' Hals getrieben, als er nach hinten getaumelt war. Die Wucht des Schlages war so groß, dass das Fleisch unter dem Stift aufplatzte. Blut schoss hervor und ergoss sich über Bens Arm, troff herunter bis zum Ellbogen. Ben versuchte, den Schwung seines Schlags abzubremsen, um nicht selbst zu Boden zu gehen, sah, wie Götz nach hinten wankte, gegen die Wand der Kammer prallte.

Ist dir das heiß genug, Sophie?, waberte es wie in Zeitlupe durch Bens Hirn. Es ist keine Geschichte, die ich mir ausdenke, keine Berechnung, kein Kalkül, keine Lüge. Es ist jetzt und wirklich, und ich bin es, der es tut. Aber er dachte schon nicht mehr klar. Der Stift fiel ihm aus der Hand, er stützte sich an der Türfüllung ab, taumelte gegen die Wand des Gangs draußen. Durch die Tür, die auf das Sims und ins Freie führte, konnte er überhell die Außenwand des Hauses und den Garten sehen.

Als er herausstolperte, schien die Sonne. Benommen blieb Ben stehen, legte den Kopf in den Nacken und blinzelte in das Licht.

Es war wieder alles wie beim ersten Mal.

Mia hatte das Innenhaus gefunden. Zwei Tage lang hatte sie gesucht, dann hatte sie die Hochhäuser wiedererkannt, die ihr aufgefallen waren, bevor Marcos BMW die Rampe heruntergerollt war.

Als sie in dem heruntergekommenen Treppenhaus vor der Tür gestanden hatte, hatte sie jedoch gezögert. Jetzt sollte sie losgehen und sich stellen? Und wenn sich hinter der Tür gar nichts befand? Es war ihr alles unendlich fremd vorgekommen. Sie hatte den Klingelknopf gedrückt und war durch die Tür hindurchgegangen, als diese sich geöffnet hatte.

Hier würde man sie nicht finden. Hier würde man sie für das, was sie Vera angetan hatte, nicht belangen.

Das entfernte Dröhnen der Musik. Die künstliche Luft. Die Gänge, die Menschen, das heruntergedimmte Licht.

In einer Nische hinter der Garderobe hatte sich Mia zusammengekauert. Sie würde nie mehr herauskommen aus diesem Schlund. Die Betonwand, an der sie lehnte, wurde von den schweren Bässen der Musik in ein kaum wahrnehmbares Zittern versetzt.

Mias Hände ruhten auf ihren Knien, die Stirn auf den Unterarmen. Ihr Blick wanderte zwischen den Beinen hindurch auf den Boden. Ein schwarzes Viereck, das ganz von ihr umschlossen wurde. Ein Viereck, in dem sie bei sich selbst war. Ihre Schultern bebten. Es war die nackte Verzweiflung.

Mia starrte ins Leere, aber die Mutlosigkeit wich nicht von ihr, rückte nur noch näher an sie heran, kroch in ihren Körper. Und sie konnte nichts dagegen tun.

Dumpf spürte sie, dass sich jemand neben sie hockte, an sie kuschelte und ihr einen Arm um die Schultern legte. Ein Gesicht vergrub sich an ihrem Hals.

»Wir schaffen das«, hörte Mia ein Stimmchen flüstern. »Wir kommen hier raus, wir bleiben zusammen.«

Die Tränen strömten aus Mia heraus. Sie war wieder bei ihr. Sie hatte Dunja nicht verloren.

*Acht Monate nach der Freilassung von Julian  
Götz*

Es war nicht der gleiche Saal, aber es war im Kriminalgericht Moabit. Ein anderer Richter, ein anderer Staatsanwalt, andere Verteidiger.

Eine andere Perspektive.

Näher dran. Tiefer drin.

Ben hatte sich auf seinem Stuhl zurückgelehnt, die Hände in den Hosentaschen versenkt. Es war der vierte Verhandlungstag. Was er durch das Fenster des Gerichtssaals sah, deutete darauf hin, dass draußen ein herrlicher Tag verging. Er schaute über die Köpfe seiner beiden Verteidiger hinweg. Spürte, wie ihn immer wieder ein Blick streifte. Vom Richter, von einem der Sachverständigen, von der Zuschauerbank.

Er hörte die Stimmen, wusste, dass es um ihn ging, aber er folgte ihnen nicht. Er war der Angeklagte – das Rätsel. Es war richtig so. Endlich. Sie würden ihn richten, aber sie konnten es ihm nicht nehmen: Er hatte sich selbst ins Zentrum der Ereignisse gerückt.

Wieder spürte er, wie ein Blick ihn traf, und wandte den Kopf. Hinter der Barriere, die die Zuschauer vom Saal trennte, hatte sich ein halbes Dutzend Menschen aufgereiht. Ein älterer Mann, zwei Frauen, ein Mädchen, das aussah wie eine Notariatsgehilfin. Alle sahen zum Richter, während er den Zeugen belehrte, der vor wenigen Minuten aufgerufen worden war. Ein Kopf aber war Ben zugewandt. Bens Blick traf den Blick des anderen. Ein junger Mann, vielleicht Ende zwanzig, von eher unscheinbarer Gestalt. Brille, rötliche Haare, schon länger nicht mehr geschnitten.

Bens Mund zuckte.

Er sah zu Boden.

»Nein, nicht im entferntesten.« Es war Gebhart Voss, Sophies

Vater, der im Zeugenstand Platz genommen hatte. »Aber natürlich habe ich auch nicht danach gesucht!« Gebhart wirkte, als würde er mit dem Richter sprechen wie mit einem alten Bekannten. »Wenn ich meine Tochter und meinen Schwiegersohn in ihrem Haus besucht habe, hatte ich weiß Gott anderes im Kopf. Eine Kammer, ein verschlossener Raum im Haus – nicht im Traum wäre ich darauf gekommen!«

Sie hatten Ben festgenommen. Er war auf der Galerie zusammengeklappt, nachdem er über das Sims ins Haupthaus gelangt war. Dort hatten sie ihn gefunden, Sophie hatte die Polizei alarmiert. Götz war ins Krankenhaus gebracht und stundenlang operiert worden, aber er hatte es nicht geschafft. Dass Ben als Täter für den Mord an Lillian in Frage kommen würde, war nicht mehr in Erwägung gezogen worden. Die Entdeckung der Kammer hatte ein vollkommen neues Licht auf den Fall Behringer, aber auch auf den Fall Götz geworfen.

Während die Verhandlung im Gerichtssaal wie entrückt vor ihm ablief, kehrten Bens Gedanken immer wieder zu den Ereignissen zurück, die nun schon Monate vergangen waren, ihn aber noch immer fest im Griff hielten. Das Kinder-T-Shirt, auf das er unter den Kissen seines Sofas gestoßen war. Der Doppelmord an Pia und Svenja. Lillians Tod ...

Nachdem die Geheimkammer in der Villa entdeckt worden war, hatte die Staatsanwaltschaft die Spuren, die nach dem Mord an Christine und ihren Töchtern sichergestellt worden waren, komplett neu auswerten lassen. Tatsächlich hatten sie vollkommen anders als zunächst angenommen interpretiert werden müssen. Es hatte sich gezeigt, dass die Spuren nicht auf *einen*, sondern auf *zwei* Täter hindeuteten – und dass einer von ihnen sich in der Kammer befunden haben musste. In der gleichen Kammer, in der auch Ben eingeschlossen gewesen war. Außerdem war deutlich geworden, dass man die Spuren am Tatort nach dem 25. September nur deshalb als Hinweise auf *einen* Täter interpretiert hatte, weil sie unmittelbar vor Eintreffen der Polizei manipuliert worden waren. Nach einer

Reihen von Verhören waren sich die Beamten auch sicher zu wissen, wer die Spuren manipuliert hatte: Sophie Voss, Christines Schwester. Sie war noch vor Hanna Lenz an diesem Septemberabend in der Villa eingetroffen und hatte die Leichen als Erste entdeckt. Mit verzweifelter Sorgfalt hatte sie das Schlafzimmer rings um die Leiche ihrer Schwester gesäubert, den Golfschläger beseitigt und dafür gesorgt, dass alle Hinweise auf die Existenz der Geheimkammer getilgt waren, bevor das Au-pair-Mädchen eintraf. Dann hatte Sophie die Villa wieder verlassen, so dass Hanna Lenz glauben musste, die Leichen als Erste entdeckt zu haben.

Und warum hatte Sophie das getan? Aus dem gleichen Grund, der auch alle anderen Aspekte des Falls Götz prägte: Um zu verbergen, dass Julian Götz und seine Frau einen Menschen in ihrem Haus gefangen gehalten hatten.

»Mein Sohn Sebastian?« Gebhart hatte sich vorgebeugt, als hätte er den Richter nicht recht verstanden. »Selbstverständlich«, fuhr er fort, als der Richter nickte. »In den letzten Jahren habe ich ihm die Verwaltung meines Vermögens mehr und mehr übertragen.«

»Ihr Sohn hatte also auch mit den Grundstücken zu tun, die Sie durch Herrn Götz und seine Firma Götz Town Structures haben bebauen lassen.«

»Aber ja.« Gebhart reckte sich hoch, gab seiner Stimme einen wohlwollenden Klang. »Die Grundstücke, die wir mit Herrn Götz und seinen Mitarbeitern erschlossen haben, lassen sich hervorragend vermarkten. Und natürlich: Wer, wenn nicht Sebastian, sollte sich darum kümmern? Können Sie sich vorstellen, was ein Projekt wie die städtebauliche Strukturierung der Heidestraße für einen Aufwand bedeutet?«

Bens Blick ruhte auf Gebhart, während der Mann auf die Fragen des Richters antwortete. Unwillkürlich musste Ben auch an Sebastian denken, dessen Züge längst nicht so scharf gezeichnet waren wie die seines Vaters, der Gebhart aber dennoch ähnlich sah, so wie eine eilig gefertigte Kopie einem

wertvollen Original ähnlich sehen mochte.

Christine, Sebastian, Sophie ...

Ben wusste, dass die Staatsanwaltschaft mehrfach versucht hatte, Sebastian eine Verbindung zu dem Mord an Lillian Behringer nachzuweisen. Er selbst, Ben, hatte sich darum bemüht, Belege dafür beizubringen. Lag es nicht auf der Hand, dass Sebastian alles daran gesetzt hatte, ihn, Ben, als Schlüssel zum Mordfall Götz hinzustellen? Das Alibi von Lillian Behringer – was hätte es Götz schon genutzt? Wie hätte das Gericht sicher sein können, dass sie nicht log, Götz nur deckte? Dass Aufnahmen von Götz in der Tiefgarage gefunden würden, hatte zu diesem Zeitpunkt ja niemand wissen können!

Nein, dessen war Ben sich sicher: Lillians Alibi war es nicht, was Götz wirklich hätte helfen können – und das musste Sebastian zu diesem Zeitpunkt auch sehr klar gewesen sein. Das Einzige, was Götz in seinem Prozess hätte helfen können, war, einen Unbeteiligten zu präsentieren, der mit einem Schlag wie eine Antwort auf alle offenen Rätsel und Fragen wirkte!

Das war es doch, was Götz am meisten belastet und die Anklage gegen ihn so zwingend gemacht hatte: dass es keinerlei Spuren eines unbekannten Täters am Tatort gegeben hatte! *Wer, wenn nicht Götz selbst*, kam denn dafür in Frage, Christine und die beiden Kinder erschlagen zu haben? Wer, wenn nicht der für sein Temperament, seine Eigenwilligkeit und Unberechenbarkeit bekannte Star-Architekt! Deshalb gab es auch nur eine Möglichkeit, ihm zu helfen: Es musste jemand gefunden werden, der an Götz' Stelle als Täter in Frage kam und mit den Morden in Verbindung gebracht werden konnte. Denn dann würde es heißen: Wer war der Täter? Der erfolgreiche Star-Architekt oder der andere?! Und im gleichen Moment – Ben war sich sicher, dass Sebastian so gedacht hatte – würde es auch nicht mehr schwierig sein, nachzuweisen, dass eben nicht *Götz*, sondern *der andere* für die drei Toten in der Villa verantwortlich war. Umso mehr, wenn der andere ein etwas undurchsichtiger Drehbuchautor war, der beruflich in Schwierigkeiten steckte –

*und mit dem Mordfall Lillian Behringer in Verbindung gebracht werden konnte!*

Ben stützte die Ellbogen auf die Knie und zog den Kopf zwischen die Schultern. Er merkte, dass er damit hinter der Holzbrüstung unwillkürlich die gleiche Position einnahm, mit der auch schon Götz seinen Prozess abgesessen hatte. Aber es störte ihn nicht.

Er war ihnen praktisch in die Arme gelaufen! Er war ja geradezu versessen darauf gewesen, mit dem Fall zu tun zu bekommen, er hatte sich ihnen förmlich *aufgezwungen*! Kein Wunder, dass Sebastian Sophie gedrängt hatte, das Kinder-T-Shirt als Beweisstück in seiner, Bens, Wohnung zu plazieren. Und dann, kaum konnte Sebastian sicher sein, dass Sophie ihre Aufgabe erledigt hatte, hatte er den Mord an Lillian Behringer in Auftrag gegeben. Ben war davon überzeugt, dass Sebastian die Tat nicht selbst ausgeführt hatte. Mit Sicherheit hatte er genügend Männer an der Hand, die das für ihn erledigten – Männer, die zusammen mit ihm und seinem Vater das versteckte Haus im Haus betrieben! Und es war auch klar, woher Sebastian den Zeitpunkt gewusst hatte, an dem er Lillian töten lassen musste. Sebastian wusste ja, dass Ben versuchen würde, mit Lillian in Kontakt zu treten, Götz selbst hatte Ben schließlich damit beauftragt. Sebastian musste nur warten, bis es so weit war, bis Ben Lillian in ihrer Wohnung aufsuchte.

Und warum? Warum hatte Sebastian das für Götz getan? Warum war er davon besessen gewesen, Götz zu helfen? Es konnte nur eine Erklärung geben: Götz war der Architekt des Innenhauses. Der Architekt – aber nicht der Bauherr. Götz wusste Bescheid. Er wusste zu viel. Sie mussten ihn schützen. Diejenigen, die mit dem Innenhaus Geld verdienten.

Ben sah auf, sein Blick wanderte durch den Gerichtssaal, in dem noch immer Sebastians Vater einvernommen wurde. Die Ausstrahlung des unnahbaren, über jeden Zweifel erhabenen Großbürgers, die von Gebhart Voss schon im Garten der Villa ausgegangen war und Ben bereits damals irritiert hatte, schien



sich hier vor Gericht noch einmal zu verstärken. Und er kam damit durch!

Wiederholt hatte die Staatsanwaltschaft Sebastian und seinen Vater vorgeladen und die beiden Männer befragt. Soweit Ben wusste, hatten die Staatsanwälte auch Teile der Unternehmungen der beiden durchleuchtet. Aber weder Sebastian noch seinem Vater konnte nachgewiesen werden, dass sie eine Rolle im Mordfall Lillian Behringer gespielt hatten oder in unsaubere Geschäfte verwickelt waren. Eine Zeitlang hatte die Staatsanwaltschaft zwar den Verdacht verfolgt, Sebastian könnte mit dem Tod von Lillian in Verbindung gebracht werden, weil ein Mann, an dessen Kleidung Spuren ihrer DNA sichergestellt worden waren, Sebastians Namen ins Spiel gebracht hatte. Zuletzt ließ sich jedoch weder eindeutig nachweisen, dass dieser Mann sie getötet hatte, noch dass er von Sebastian beauftragt worden war.

Der Mordfall Lillian Behringer war bis heute nicht aufgeklärt.

Nachdenklich starrte Ben auf Gebharts Profil, sah, wie sich dessen Lippen bewegten. Als hätte der Alte Bens Blick gespürt, drehte er sich ein wenig zur Seite und blickte ihm entgegen, ohne jedoch in seinem Redeschwall innezuhalten. Und plötzlich kam es Ben so vor, als würde ein Schalter umgelegt. Gebhart! War er nicht das gemeinsame Glied, das alles miteinander verband? Alle Verbrechen, deren sich Sebastian und Sophie, vor allem aber Christine schuldig gemacht hatten!

»Dazu kann ich nichts sagen«, war Gebharts Stimme zu hören. »Ich bin dem Angeklagten nur einmal begegnet, ich maße mir kein Urteil an.«

Diesmal hielt er den Blick starr auf den Richter geheftet. Konnte das wirklich sein? Ben sah, wie sich der Richter an seine Kollegen auf der Richterbank wandte, um zu hören, ob sie noch Fragen an den Zeugen hätten.

Konnte das wirklich sein? Die Kriminaltechniker hatten keinen Zweifel gelassen. Die unbekannte Person in der Kammer hatte Christine Götz erschlagen. Zuvor aber war es Christine selbst

gewesen, die ihre Kinder getötet hatte. Ben hatte sich die Unterlagen von seinem Verteidiger besorgen lassen. Die Sachverständigen hatten argumentiert, dass Christine durch die Situation in der Villa, durch die Gefangenschaft einer unbekannten Person, unter extremem Druck gestanden haben musste. Dass sie den Tod ihrer gemeinsamen Kinder womöglich als Racheakt für die Untreue des Mannes geplant haben könnte. Aber wie auch immer sie versucht hatten, Christines Tat zu erklären: Es blieb ein unbegreiflicher Rest. Welche Faktoren die Experten auch ins Feld führten, jeder, der mit dem Fall zu tun bekam, spürte instinktiv, dass noch etwas anderes hinzugekommen sein musste. Etwas, ohne das unbegreiflich blieb, wie Christine dazu fähig war, ihre sechsjährige Tochter Pia und ihre achtjährige Tochter Svenja zu erschlagen.

War es Gebhart? War er der Schlüssel, der fehlende Rest? War er der Grund, weshalb Christine zu einer so unvorstellbaren Tat getrieben worden war? War er letztlich der Verantwortliche, nicht nur für das, was seine Tochter Christine getan hatte, sondern auch für das, was sein Sohn Sebastian und seine Tochter Sophie getan hatten? Was hatte er seinen Kindern angetan?

Ben lehnte sich zurück. In seinen Händen kribbelte es.

Oder gab es noch eine andere Erklärung für das Unbegreifliche? Etwas anderes, was die drei Geschwister mit dem Vater teilten?

*Das Haus.* Fast war es, als würde Ben jemanden in sich hören, der ihm das einflüsterte.

Das Haus im Haus, das Götz gebaut hatte, das niemand anders als Gebhart finanziert haben konnte, das der Grund dafür sein musste, dass Sebastian alles dafür getan hatte, seinen Schwager Götz von dem Mordverdacht zu befreien. Sie alle waren darin gewesen, dessen war Ben sich sicher. In dem Haus, das ihr Vater hatte bauen lassen: Christine, Sebastian, Sophie ... Musste es nicht das Haus gewesen sein, das sie in den Wahnsinn getrieben hatte?

»Musste es nicht das Haus gewesen sein, das sie in den Wahnsinn getrieben hatte?«

ENDE

Was? Ende? Das war's?

Meine Augen wanderten über den Rest der Seite. Sie war weiß bis zum unteren Rand. Ich blätterte um. Es war das letzte Blatt des Manuskripts.

Beunruhigt schob ich das Papier in das Kuvert zurück, in dem bereits die übrigen fast 400 Seiten lagen, die ich gelesen hatte. Dann lehnte ich mich in meinem Schreibtischstuhl zurück.

Vor dem Fenster meines Arbeitszimmers begann das fahle Licht der Morgendämmerung bereits einem trüben Wintervormittag zu weichen. Die Stadt war längst wieder zum Leben erwacht. Ich wusste, dass in dem Kalender, der, noch vom gestrigen Abend aufgeschlagen, auf der rechten Seite meines Schreibtischs lag, für den heutigen Tag eine ganze Reihe von Terminen verzeichnet war. Glücklicherweise jedoch keiner vor Gericht. Alle anderen Verabredungen konnte Frau Belting, meine Sekretärin, zur Not verschieben.

In mir hallten die Begebenheiten wider, die in dem Manuskript geschildert worden waren. Selbstverständlich hatte ich von dem Prozess gegen Julian Götz gehört, nicht jedoch alle Einzelheiten verfolgt. Und der Name Ben Lindenberger war mir gänzlich unbekannt.

Ich schob meinen Stuhl ein wenig zurück, kippte die Lehne nach hinten und legte die Füße auf den Schreibtisch. Auf der Titelseite des Manuskripts war kein Name verzeichnet gewesen,

nur ein Titel. *Der Architekt*. Damit war Götz gemeint, natürlich. Doch woher wusste der Autor so genau über die Umstände und Hintergründe Bescheid? Hatte Lindenberger selbst diesen Text verfasst?

»Ich war mir unsicher ... ich meine, konnte das wirklich sein? Ein Haus innerhalb eines Hauses? Ein Haus, das offiziell gar nicht existiert. Ein Haus, in dem alles erlaubt ist? Oder war mir das alles in der Aufregung nur so vorgekommen?«

Seine Augen strahlten mich an.

»Ich wollte erst sichergehen, dass es dieses Haus wirklich gibt«, fuhr er fort, »dass es nicht nur eine Einbildung oder vielleicht auch ein nie realisiertes Projekt war. Auf dem Plan, den ich gesehen hatte, waren ja keine Straßennamen verzeichnet. Was hätte ich der Polizei also sagen sollen? Sollte ich sie mit konfusem Gerede verwirren? Dass ich einen Plan gesehen hätte, von einem Häuserblock, in dem sich ein Innenhaus befinden müsste? Die Pläne selbst waren ja nicht mehr auffindbar, das hatte ich schnell erfahren. Ich zweifelte nicht daran, dass Sophie sie vernichtet oder beiseitegeschafft hatte, bevor die Polizei in der Villa eintraf. Was also hätte ich den Beamten erzählen sollen? Nein! Ich war wegen Notwehrexzess angeklagt worden. Aber ich wusste, dass man mich freisprechen würde, darin hatte mich auch mein Verteidiger von Anfang an bestärkt. Ich war in der Villa eingesperrt worden, kein Wunder, dass ich mich gewehrt hatte. So war ich fest entschlossen, erst einmal auf eigene Faust nach dem Haus zu suchen, kaum dass ich auf freiem Fuß wäre, bevor ich darüber redete!«

Wie er es angekündigt hatte, war der junge Mann, dessen ungestümer Besuch am Abend zuvor mich und Frau Belting aufgeschreckt und der mir das Manuskript in die Hand gedrückt hatte, um Punkt neun Uhr am nächsten Morgen wieder in der Kanzlei erschienen. Frau Belting hatte gerade noch rechtzeitig die Kanzlei betreten, um ihm zu öffnen.

Ich hatte ein frisches weißes Hemd angezogen, das ich für

Notfälle stets im obersten Fach meines Aktenschanks aufbewahrte, meine Sekretärin gebeten, uns einen von ihren vorzüglichen Kaffees aufzubrühen, und meinen Besucher aufgefordert, in meinem Arbeitszimmer Platz zu nehmen. Ich wusste, dass es wahrscheinlich ein Fehler war, ihn nicht gleich zu bitten, sich als Erstes an die Polizei zu wenden. Andererseits, ohne es wirklich zu wollen, hatte ich die ganze Nacht hindurch in dem Manuskript gelesen, das er mir dagelassen hatte. Die Geschichte hatte mich zu fesseln begonnen. Ich war neugierig geworden. Warum hatte er mich aufgesucht? Was wollte er von mir? Dabei spielte bei meiner Entscheidung, ihn zunächst einmal selbst anzuhören, sicher auch eine Rolle, dass ich beim Blick in sein Gesicht immer das Gefühl hatte, einen verwirrten, ja geradezu verschreckten, in gewisser Weise aber aufrichtigen Menschen vor mir zu haben. Warum sollte ich nicht versuchen, etwas für ihn zu tun, wenn er mich darum bat?

»Und? Haben Sie das Haus gefunden?« Ich sah ihn aufmerksam an.

Er erwiderte meinen Blick, zögerte, nickte dann aber doch.

»Und wo ist es?« Ich hatte gar nicht nachdenken können, so rasch war mir die Frage über die Lippen gekommen.

Diesmal blieb er mir die Antwort schuldig. »Ich ...« Er sprang von dem Stuhl auf, auf dem er zuvor Platz genommen hatte, und fing an, unruhig vor meinem Schreibtisch auf und ab zu laufen. »... ich kann Ihnen das nicht sagen.«

»Was denn? Erst wollen Sie sich vergewissern, dass es das Haus wirklich gibt, dann finden Sie es, wollen seinen Ort aber nicht verraten?« Ich sah ihn misstrauisch an. Versuchte er, mir etwas vorzumachen?

Er blieb stehen, und seine Augen flackerten zu mir herüber. »Sie können das nicht verstehen.«

Was konnte ich nicht verstehen? Doch ich hielt mich zurück. Es hatte keinen Sinn, ihn vor den Kopf zu stoßen. Er hatte bereits hinlänglich bewiesen, dass er unberechenbar war, und ich verspürte wenig Lust, ihn zu provozieren. Außerdem hatte er mir

zwar seinen Namen bisher nicht gesagt, doch wenn ich ihn richtig verstanden hatte, war er selbst der Ben Lindemberger, von dem im Text die Rede gewesen war. Und Lindemberger hatte vor nicht allzu langer Zeit einen Menschen getötet. Sicher, in Notwehr, aber doch auf eine erschreckende Weise, als wäre dabei jegliche Hemmung von ihm abgefallen.

Wir sahen uns einen Moment lang abschätzend an, und ich hatte fast den Eindruck, er würde erkennen, woran ich denken musste.

»Sie sind also derjenige, der den Text geschrieben hat, richtig?«, lenkte ich ein, darum bemüht, wieder mehr Ruhe in unsere Unterhaltung zu bringen.

Wieder nickte er zögerlich, aber unmissverständlich.

»Natürlich.« Ich lehnte mich in meinem Stuhl zurück und sah plötzlich klarer. »Sie *müssen* das Haus ja gefunden haben, sonst hätten Sie unmöglich den Weg, auf dem Mia hineingelangt ist, so genau beschreiben können.«

Er stützte sich direkt vor mir auf die Schreibtischplatte, und ich konnte beobachten, wie die Adern an seinem Hals anschwellen. Es war nicht zu übersehen, dass die Erwähnung ihres Namens ihm zusetzte.

»Ich habe sie in dem Haus getroffen.« Seine Stimme klang rau und heiser. »Ich habe mit ihr geredet. Ich musste berichten, was mit ihr geschehen war. Mit ihr – und mit mir. Bei den Prozessen war man inzwischen zwar auch zu dem Ergebnis gekommen, dass die in der Kammer eingesperrte Person Christine Götz getötet haben musste. Niemand jedoch hatte mit Mia selbst geredet, niemand wusste, *wer diese Person war!*«

Er ist es tatsächlich, schoss es mir durch den Kopf, als hätte ich es mir vorher nur einzureden versucht. Ben. Ben Lindemberger. Er war schwächer, als ich ihn mir vorgestellt hatte, aber in seinem Gesicht glaubte ich plötzlich all das wiedererkennen zu können, was ich inzwischen über ihn wusste. Die abgrundtiefe Verunsicherung. Die List. Das Grauen, durch das er gegangen war.

»Aber ich kann, ich will das Haus nicht preisgeben, fragen Sie mich nicht, wieso!« Seine Stimme flog mir entgegen.

»Deshalb schreiben Sie von sich in der dritten Person«, rief ich aus. »Deshalb schreiben Sie ›Ben Lindenberger‹ in Ihrem Text und nicht ›ich‹! Weil Sie verbergen wollen, dass Sie wissen, wo sich das Haus befindet! Weil Sie nicht wollen, dass man Ihren Text liest und von Ihnen dann wissen will, wo das Innenhaus versteckt ist! Deshalb steht auch Ihr Name nicht auf dem Titelblatt ...«

Er richtete sich wieder auf, anscheinend ein wenig beruhigt, weil sich zeigte, dass ich ihm folgen konnte.

»Der rothaarige junge Mann im Gerichtssaal?« Er warf mir einen Blick zu und nahm seinen Weg vor meinem Schreibtisch wieder auf. »Er hat mich in der Untersuchungshaft aufgesucht. Er wollte über meinen Prozess berichten. Gerade so, wie ich über den Fall Götz hatte berichten wollen. Er war fasziniert von dem, was geschehen war. Von dem Fall Götz, und davon, wie ich selbst damit in Berührung gekommen war.« Lindenberger blieb stehen und verschränkte die Arme. »Erst wollte ich nichts damit zu tun haben, aber er ließ nicht locker. Und dann«, er griff mit Daumen und Zeigefinger an seine Nasenwurzel, »dann dachte ich, es sei die Lösung.«

»Die Lösung wofür?«

»Ich dachte, ich würde den Bericht in seinem Namen herausbringen können. Er hätte das Haus gesucht und gefunden, er hätte dort mit Mia gesprochen. Und er hätte auch mit mir gesprochen. Dann, so hatte ich es geplant, würden wir seinen Report über Mia und den über mich in einem Bericht zusammenfassen und unter seinem Namen herausbringen. Auf diese Weise hätte ich erklären können, zwar in den Fall Götz verwickelt worden zu sein, das Innenhaus selbst jedoch niemals aufgesucht zu haben.«

»Aber dann würde man doch *ihn*, den Mann, der sie angesprochen hat, befragen und keine Ruhe geben, bis er nicht den Ort des Hauses angegeben hätte!«

Bens Augen leuchteten. »Würde man das?«

»Aber natürlich! Geben Sie mir seine Adresse, ich werde ihn umgehend selbst aufsuchen!«

»Er ist vor drei Tagen zusammen mit mir in dem Haus gewesen.« Seine Stimme war leise geworden und plötzlich hatte es sich wieder verstärkt: mein Gefühl, dass etwas Bedrohliches von ihm ausging. »Seit drei Tagen habe ich nichts mehr von ihm gehört.«

Die unterschwellige Unruhe, die mich gepackt hatte, seit ich ihm am Vorabend zum ersten Mal begegnet war, breitete sich weiter in mir aus. »Was soll das heißen, Sie haben nichts mehr von ihm gehört?«

Er hatte den Kopf abgewandt.

»Herr Lindenberger?«

Er blickte aus dem Fenster. »Ja?«

Erst jetzt bemerkte ich, wie ausgezehrt er war. »Wollen wir ...« Ich setzte mich in meinem Stuhl zurecht. Hätte ich nicht doch sofort die Behörden informieren sollen? Ich verfluchte meine Unvorsichtigkeit. Es war höchste Zeit, dass ich unser Gespräch zurück in geordnete Bahnen brachte. »Ich nehme an, Sie haben mich mit einer bestimmten Absicht aufgesucht?«

Er wandte mir langsam den Kopf zu. Das Leuchten war aus seinen Augen gewichen, und sie wirkten fast verträumt, abwesend. »Ja ... ja, natürlich.«

»Kommen wir zur Sache. Was kann ich für Sie tun?« Ich wusste, wie unangenehm meine Stimme klang, aber das war auch meine Absicht. Warum war er hier? Was wollte er von mir?

»Ja, richtig.« Er trat an den Stuhl, aus dem er aufgesprungen war, und nahm wieder Platz. »Es fällt mir nicht leicht, darüber zu reden.«

»Kommen Sie, ich bin Anwalt, Sie können sich ganz auf mich verlassen. Ich bin verpflichtet, darüber Stillschweigen zu bewahren, ganz gleich, was Sie mir anvertrauen. Es ist mein Job. Reden wir.« Ich zögerte kurz, sagte es dann aber doch. »Ihr Text ... Es ist schon so, dass er meine Neugier geweckt hat.«



»Ich mache mir Sorgen, verstehen Sie?« Plötzlich wirkte seine Stimme ganz spitz. »Ich fürchte mich ... vor mir selbst. Darf ich das so sagen?«

Ich spürte, wie sich mein Körper anspannte, Gedanken durch meinen Kopf blitzten.

»Deshalb bin ich hier«, fügte er hastig hinzu, »ich weiß nicht, was ich tun werde –«

»Was Sie tun werden? Oder schon getan haben?«

»... tun *werde*.« Er zischte die Worte förmlich hervor. »Es ist ... was das Innenhaus mit einem macht, verstehen Sie?«

Ich schluckte.

»Götz hat damit experimentiert, zunächst mit Caspar, später allein.« Seine Augen starrten mich an. »Mit der Wirkung, die ein Bau haben kann, wie er einen beeindrucken, beeinflussen kann.«

Ich nickte, davon hatte ich ja gerade gelesen.

»Es ist dieses Haus im Haus, es scheint seine Besucher regelrecht zu infizieren.«

Ich beugte mich vor, unsicher, ob ich mich nicht verhöhrt hatte, prallte im nächsten Moment aber wieder zurück, denn er war erneut aufgesprungen und begann, mit steifen, ungelenken Schritten vor meinem Schreibtisch auf und ab zu staksen.

»Es muss ja nicht immer gleich ein Virus sein, der einen ansteckt! Denken Sie daran, was passiert, wenn Sie jemanden sich erbrechen sehen!«

Seine in die Höhlen gesunkenen Augen trafen mich.

»Ich muss selbst einen Brechreiz unterdrücken«, erwiderte ich spontan.

»Genau! Wenn Sie beobachten, wie jemand lächelt oder tanzt. Es steckt sie an! Das ist ja ein bekanntes Phänomen. Ein Selbstmord kann ansteckend sein! Eine Idee! Natürlich. Warum gibt es denn so etwas wie religiöse Sekten? Weil der Guru seine Jünger ansteckt. Ich meine, er setzt sich ja nicht mit ihnen hin und überzeugt sie durch Argumente. Nein, er steckt sie förmlich an. Nur wenn er sie ansteckt, entwickelt seine Bewegung wirkliche Kraft, verstehen Sie? Nichts anderes passiert ja bei

einer Revolution! Der Gedanke, den Umsturz wirklich durchführen zu können, verbreitet sich wie ein Lauffeuer, bei dem nicht ein brennender Ast den nächsten, sondern ein von der Idee entbrannter Mensch den nächsten ansteckt.« Er wurde immer erregter. »Das ist ja der Kern eines Volksaufstands. Wenn die Menschen überhaupt nicht überlegen, ob sie mitmachen wollen oder nicht, wenn es sie regelrecht *überkommt*, wenn es sie mitreißt, mit sich fortspült – dann klappt es!«

Ich hatte Mühe, seinen abgehackten, halb verschluckten Sätzen zu folgen, aber er achtete gar nicht mehr auf mich, so besessen war er von dem, was aus ihm hervorsprudelte. »Was ist es genau, das sich da überträgt? Das von einem Menschen auf den nächsten überspringt?« Er blieb vor meinem Schreibtisch stehen und sah mich mit seinem glühenden Blick an. »Eine Stimmung, ein Gefühl, *was?*« Er zog den Kopf tief zwischen die Schultern. »Vor allem aber: Kann so eine Stimmung, so ein Gefühl sich nicht auch *in einem Gebäude* entzünden? In einer ganz bestimmten, ausgeklügelten Umgebung?«

Mein Blick hüpfte von einem seiner Augen zum anderen. Konnte das möglich sein?

Ich sah, wie sich ein Lächeln über sein Gesicht schob. »Zerbrechen Sie sich nicht den Kopf, Anwalt«, sagte er. »Sie sind nicht der Erste, der darüber nachgrübelt. Ich sage Ihnen, es geht! Das Haus ist ja nicht einmal leer. Es steckt voller Menschen. Es ist ein Hexenkessel, und darin brodelte eine Stimmung, die davon genährt wird, dass alle *eines* wissen: dass sie sich gemeinsam in einem Geheimhaus aufhalten. In einem Haus, in dem alles erlaubt, alles möglich ist!«

Er ließ mich nicht zu Wort kommen. »Natürlich gibt es so etwas wie geistige, psychische Ansteckung! Was passiert denn bei einer sogenannten *folie à deux*? Ein Geisteskranker steckt einen völlig gesunden Menschen an. Und wie? Einfach weil er in dessen Nähe ist. Dem Gesunden wird nichts gespritzt. Er wird krank, weil er mit dem Kranken Umgang hat, verstehen Sie? Es färbt auf den Gesunden regelrecht ab, und er wird genauso

verstört, verwirrt, gestört, wie es sein Partner zuvor schon war. Was in dem Innenhaus vor sich geht, ist allerdings mehr als nur eine *folie à deux*. Es ist wie ein Brandherd. Wenn man es betritt, ist der Wahnsinn mit Händen zu greifen.«

Er beugte sich so weit nach vorn, dass sein Gesicht nur noch zwei Handlängen von meinem entfernt war. »Haben Sie sich das nicht gefragt? Wie es möglich ist, dass Christine Götz ihre beiden Kinder erschlagen hat? Was mit ihrem Bruder Sebastian geschehen ist, mit Sophie?«

Sie waren in dem Innenhaus, fuhr es mir durch den Kopf. Sie sind mit der Stimmung, die darin herrscht, in Berührung gekommen.

»Genau.« Er zog die Luft hastig ein. »Es war wie ein Sog, Anwalt. Als könnte ich nicht anders. Nachdem ich von dem Haus erfahren hatte, konnte ich nicht zur Ruhe kommen, bevor ich es nicht betreten hatte. Die Idee hatte sich in meinem Kopf eingenistet, hatte sich in ihn hineingefressen.« Er richtete sich wieder auf, sein Blick hielt mich gefangen. »Und jetzt, jetzt, wo ich da war ...«

»Was?« Ich hing an seinen Lippen, hörte, wie schwer er atmete.

Plötzlich kam es wie ein Röhren aus seiner Kehle. »*Ich weiß nicht, was es mit mir macht.*« Er riss die Hände vors Gesicht, die Worte spritzten darunter hervor. »Helfen Sie mir, Anwalt, bevor es zu spät ist, bevor auch ich mich verliere, versinke in dem Sumpf, den das Innenhaus in meinem Kopf erzeugt hat!«

Ich entschied, ohne auch nur einen Moment nachdenken zu müssen. Es war nicht das erste Mal, dass ich es mit einem Straftäter zu tun bekam, bevor er straffällig wurde. Aber ich war Anwalt, kein Arzt.

»Sie müssen sich dringend untersuchen lassen, Herr Lindenberger«, stieß ich hervor und beugte mich hinunter, um die unterste Schublade meines Schreibtischs herauszuziehen, in der ich mein Adressbuch aufbewahrte.

Einen Moment lang hatte ich das Gefühl, sein Blick würde

meinen Nacken durchbohren. Dann hatte ich das Büchlein in der Hand und tauchte wieder auf. »Hier, ich schreibe Ihnen eine Telefonnummer auf.«

Er hatte sich nicht von der Stelle gerührt. Weit aufgerissen, schutzlos, verletzlich sahen seine Augen mich an.

»Ein Arzt, ein Freund von mir. Sie müssen sich noch heute dort melden, ist Ihnen das klar? Ich kann es vom medizinischen Standpunkt nicht beurteilen, aber der Umstand, dass Sie mich aufgesucht haben, zeigt, wie ernst es ist.« Ich versuchte, meine Stimme ruhig klingen zu lassen, schrieb die Adresse und die Rufnummer des befreundeten Arztes auf eine Karteikarte und stand auf. »Versprechen Sie mir, dass Sie ihn aufsuchen werden.«

Ich reichte ihm die Karte über den Tisch hinweg. Unschlüssig sah er darauf. Es kam mir so vor, als könnte ich ihm ansehen, wie sehr es in seinem Kopf tobte.

»Tun Sie es«, sagte ich leise, »ich bitte Sie.«

Der Abend, an dem ich mich auf den Weg machte, war kalt und ungemütlich. Es hatte seit Tagen geschneit. Die Stadt war von einem jener extremen Schneefälle heimgesucht worden, die es in Berlin erst seit ein paar Jahren zu geben scheint. Die Schneemassen waren an den Straßenrändern zu beinahe meterhohen Haufen zusammengeschoben worden, braun und grau von den Spritzern, die die vorbeifahrenden Autoreifen emporwirbelten. Am Nachmittag war die Temperatur zum ersten Mal wieder ein wenig gestiegen, es hatte sogar zu tauen begonnen, so dass das Eis und der Schnee an vielen Stellen zu schwerem Wasser verronnen waren, einer schmutzigen Brühe, die einem in den Schuh schwappen konnte, wenn man das Pech hatte, in einen der weichen, angetauten Schneehügel zu treten.

Als das Portal des Wohnhauses, in dem ich ein Apartment besaß, hinter mir ins Schloss fiel, war es bereits dunkel. Die Lichter der vorbeirauschenden Fahrzeuge spiegelten sich in den Schmelzwasserpfützen. Ich schlug den Kragen über den dicken Schal, den ich mir umgelegt hatte, knöpfte meinen Mantel zu und winkte einem herannahenden Taxi. Die Reifen des Wagens pflügten durch den Schneematsch, der Fahrer blinkte und brachte seinen Wagen zum Stehen. Ich zog die Tür auf, nahm auf der Rückbank Platz und nannte ihm eine Straße.

»Aber fahren Sie bloß vorsichtig, es muss ja höllisch rutschig sein!«

Hinter dem Steuer klemmte ein altgedienter Berliner Taxifahrer mit Lederjacke und Glatze. Er schien schlechte Laune zu haben, denn auf meine halb scherzhaft gemeinte Bemerkung hin schaltete er lediglich das Taxometer ein und ließ seine schon etwas überalterte Limousine anrollen.

Ich lehne mich in den Sitz zurück und sah zu, wie die

verwischten Lichter der Stadt an meinem Fenster vorbeizogen.

Drei Wochen waren vergangen, seitdem Ben Lindemberger die Kanzlei verlassen hatte. Ob er meinen Rat befolgt und sich an den Arzt gewendet hatte, den ich ihm empfohlen hatte, wusste ich nicht. Ich hätte meinen Freund anrufen und ihn fragen können, ob Lindemberger sich bei ihm gemeldet hatte, aber ich wusste, dass es ihm unangenehm sein würde, mir über einen Patienten Auskunft zu erteilen, und ließ es bleiben. Von Lindemberger selbst hatte ich seit jenem Morgen, an dem wir uns zuletzt unterhalten hatten, nichts mehr gehört. Seine Geschichte hatte mir jedoch keine Ruhe gelassen, und so hatte ich das Manuskript, das er mir mit den Worten überlassen hatte, bei mir wäre es sicher am besten aufgehoben, seit jenem Morgen bestimmt noch acht- oder zehnmal zur Hand genommen, um darin zu blättern. Dabei hatte sich vor allem eine Frage wie unauslöschlich in meinen Kopf gebohrt: Das Innenhaus, von dem er berichtet hatte, *gab es das wirklich?*

Noch am Tag unseres morgendlichen Gesprächs hatte ich begonnen, systematisch nach Orten zu suchen, an denen sich das Haus befinden könnte. Als Erstes hatte ich mir einen Stadtplan Berlins vorgenommen und überlegt, an welcher Stelle sich Gebäude und Häuserblocks befanden, die zwei Bedingungen erfüllten: Erstes mussten sie zu einer Zeit entstanden sein, zu der Götz bereits als Architekt tätig war. Und zweitens mussten sie groß genug sein, um ein Innenhaus darin verstecken zu können. So schwer konnte es doch nicht sein, dieses geheime Haus ausfindig zu machen, dachte ich. Immerhin ging aus dem Manuskript ja eindeutig hervor, dass es sich in Berlin befinden musste.

Als ich in den folgenden Tagen und Wochen begann, Erkundigungen darüber einzuholen, an welchen Bauten Götz seit Beginn seiner Tätigkeit mitgearbeitet hatte, erfuhr ich jedoch zu meiner Überraschung, dass sich das kaum mehr eindeutig nachvollziehen ließ. Tatsächlich hatte er als technischer Zeichner

bereits 1982 begonnen, in der Baubranche zu arbeiten – zu einer Zeit also, als er noch zur Schule ging! In den Jahrzehnten danach hatte er diverse Unterfirmen gegründet und Aufträge der verschiedensten Bauherren übernommen, sich um Statik, Innenausbau, Instandsetzung gekümmert, Tiefgaragen, Hochhäuser, Sozialbau gemacht und war daher zusammen mit seinen Mitarbeitern letztlich an Hunderten von Berliner Gebäuden direkt oder indirekt beteiligt gewesen. Es war schlichtweg unmöglich, alle Bauten, die in Frage kamen, zu überprüfen. Mir wurde klar, dass die Stadt, in der ich immerhin seit meiner Kindheit lebte, vielleicht nicht Gotham City, auf jeden Fall aber Götz City war – auch wenn mir das bisher noch gar nicht bewusst gewesen war. Wie ein Krake hatte sich Götz' Architektur ausgebreitet, wie ein Geflecht hatten seine Planungen, Gestaltungen und Entwürfe die ganze Baustruktur der Stadt überwuchert. Niemand würde je in der Lage sein, seinen Einfluss, der in die gebaute Stadt regelrecht hineingesickert zu sein schien, von den Mauern, Wänden, Kellern und Fundamenten Berlins wieder zu lösen.

So hätte ich die Suche nach dem Haus vielleicht ganz aufgegeben, wäre ich nicht auf einem ganz anderen als dem zunächst eingeschlagenen Weg doch noch ans Ziel gelangt.

Bei verschiedenen Anlässen, auf Abendgesellschaften, Empfängen und in meinem Freundeskreis hatte ich längst in Gesprächen einfließen lassen, dass ich durch einen Klienten von exklusiven, ja geradezu geheimen Partys gehört hätte, bei denen es wohl besonders gewagt zuing. Ob man von dergleichen auch schon einmal aus anderer Quelle gehört habe? Wen auch immer ich darauf ansprach, das Interesse war sofort groß. Nicht, dass es jemand ernstlich in Erwägung gezogen hätte, an so einer Veranstaltung teilzunehmen. Zumindest sagte das niemand. Doch der Gedanke, dass es so etwas *tatsächlich* geben könnte, und zwar nicht etwa in Moskau oder Shanghai, sondern hier bei uns, in Berlin, wurde von den meisten amüsiert, interessiert, ja

geradezu gespannt aufgegriffen. »Natürlich gibt es das!«, riefen manche sogar und schlugen sich an die Stirn, als wollten sie sagen: Und wieso höre ich erst jetzt zum ersten Mal davon?

Dass ich sehr konkret von einem Haus im Haus, dem sogenannten »Innenhaus«, gehört hätte, und noch dazu im Zusammenhang mit Julian Götz, verschwieg ich allerdings. Ich wollte nicht, dass ich mit der Sache in Verbindung gebracht würde, bevor ich Genauerer wusste. Umso neugieriger wurde ich, als mir ein entfernter Bekannter, der mit solchen Dingen nicht ganz so wenig zu tun zu haben schien wie ich selbst, schließlich ein Etablissement empfahl, das sich in einer alten Jugendstilvilla im Südwesten der Stadt befände und in dem es besonders reizvolle Gesellschaften gebe. Wenn ich an so etwas interessiert sei, könne ich mich dort ja einmal umsehen.

Ich war selbst überrascht, dass ich noch am selben Abend vor dem besagten Haus aus dem Taxi stieg und klingelte. Es mochte an der tadellosen Kleidung liegen, die ich noch von dem Empfang trug, auf dem ich mit meinem Bekannten gesprochen hatte, jedenfalls wurde ich umstandslos eingelassen und befand mich wenig später in einem geradezu altmodischen Bordell wieder, dessen Innenausstattung sich offenbar an Bildern aus alten Western orientiert hatte, so viel Rot, Samt und Tüll hatte er bei seiner Arbeit verwendet.

Ich fühlte mich zunächst denkbar fehl am Platz und war mir nur zu bewusst, dass ich schlecht würde erklären können, was ich hier wollte, wenn ich nicht die Dienste des Hauses, zumindest dem Schein nach, in Anspruch nahm. So ging ich schließlich mit einem der Mädchen mit, machte ihr jedoch alsbald verständlich, dass ich nur auf der Suche nach einer Information wäre. Ein Umstand, mit dem sie souverän umging, wohl auch nicht allzu betrübt, sich ihr Geld einmal auf andere Weise verdienen zu können. Denn daran, dass ich zahlen würde, ließ ich keinen Zweifel.

Selbst hatte sie allerdings von dem, was ich suchte, bisher nichts gehört, obwohl sie – eine junge Russin – durchaus das



Format dafür zu haben schien. Ich verdoppelte den Einsatz und hatte Glück. Sie ließ sich darauf ein, ihr Telefon zu zücken und begann, Erkundigungen einzuholen: Ein Kunde habe besondere Wünsche, was sich da machen ließe. Zweitausend Euro später hatte ich meine Information.

Die Kette in der Tiefgarage kannte ich bereits aus der Schilderung Lindenbergers. Ich hatte den Taxifahrer an der Rampe, die in das Parkhaus führte, halten lassen, war ausgestiegen und zu Fuß die Einfahrt hinabgelaufen. Zuerst war ich mir unsicher gewesen, ob die Information der Russin mich auch wirklich ans Ziel brachte. Doch als ich im zweiten Untergeschoss des Parkhauses die Kette sah, die scheinbar nur die hinteren Parkplätze vor unbefugten Autofahrern abschirmte, wusste ich, dass ich ins Schwarze getroffen hatte. Schlagartig wandelte sich die bange Ungeduld, mit der ich hergefahren war, in blanke Neugier. Die stählerne Tür, das trostlose Treppenhaus, die Pforte in der Wand. Alles war wie in Lindenbergers Text beschrieben. Man musste nur wissen, um welches Parkhaus es sich handelte!

Ohne Probleme gelangte ich ins Innere der Anlage. Es hatte genügt, dass ich die Klingel an der Tür betätigte. Kurz darauf war sie von einem kräftigen, dunkelhaarigen Mann geöffnet worden, der stur an mir vorbeiblickte, als ich eintrat.

Augenblicklich roch ich die künstlich aufgefrischte, wieder und wieder umgewälzte Luft, von der schon in Lindenbergers Text die Rede gewesen war. Das Licht war extrem heruntergedimmt, entfernt waren die Bässe einer harten, beinahe herzlosen Musik zu hören. Schemenhaft sah ich einige Gestalten durch die Gänge huschen, konnte jedoch nicht erkennen, ob es sich um Dienstpersonal oder Gäste handelte.

Würde ich ihr hier begegnen? Der jungen Frau, die in dem Text ›Mia‹ genannt worden war? Ich spürte, wie mich der Gedanke, sie nach all dem, was sie erlitten hatte, vor mir zu sehen, ja, sie befragen zu können, was sich am 25. September

wirklich in der Villa zugetragen hatte, zutiefst beunruhigte, ja, beinahe beängstigte.

Langsam lief ich den Gang hinunter, der sich hinter der Eingangstür eröffnet hatte. Außer der Musik war jetzt auch entferntes Stimmengewirr zu hören, ein helles Lachen, Gläserklirren. Ich spürte einen Luftzug und drehte mich um. Hinter mir überquerten zwei junge Frauen den Gang, zwei eng nebeneinanderher laufende Nachtschattenvögel, von denen ich nicht mehr erhaschte als ein Flattern, einen Blick, das Klappern der Absätze auf Beton, dann waren sie hinter einem Mauervorsprung, der einen anderen Korridor verbarg, verschwunden.

Ich ging weiter und erreichte kurz darauf die große Halle. Gut drei Dutzend Gäste waren anwesend. Ihre Köpfe und Leiber zeichneten sich schwarz vor den knapp über dem Boden dunkelgrün glimmenden Leuchten ab. Die Längsseite des Raumes wurde von einer massiven Theke eingenommen, dahinter stand ein Regal mit Gläsern bis an die Decke. Mitten in dem Regal befand sich ein vielleicht acht Meter breites Fenster, in dem die Flaschen in sechs Reihen angeordnet waren. Durch die verschiedenfarbigen Flüssigkeiten und das dahinter angebrachte Glas hindurch konnte ich in eine Art überdimensionales Schneckenhaus blicken, dessen geschwungene Formen ich mehr erahnte, als dass ich sie sah, von dem ich aber vermutete, dass es sich dabei um den »Trichter« handelte.

»Darf ich Ihnen etwas bringen?«

Der Mann hinter der Theke hatte den Kopf leicht gedreht, um mir sein Ohr hinzuhalten. Heute schien es auch ohne Masken zu gehen. Ich orderte einen Whisky und stützte den Ellbogen auf den Tresen. Im gleichen Moment spürte ich, wie sich etwas zugleich Festes und Weiches von hinten gegen mich schob.

Ich zuckte zusammen und wollte mich umdrehen, als ich bemerkte, dass sich eine schlanke, schwarze Gestalt, die eben noch zwei Schritte neben mir an der Theke gestanden und mir den Rücken zugewandt hatte, jetzt auch von vorne auf mich

zubewegte – ohne sich dabei jedoch nach mir umzusehen. Schon berührte mich ihr Gesäß, während gleichzeitig von hinten eine Hand meinen Bauch umfasste. Auf's höchste irritiert, am meisten vielleicht von der unkontrollierbaren Reaktion, die von meinem eigenen Körper aufgrund der plötzlichen, doppelten, ebenso vorsichtigen wie geschickten Berührung ausging, wollte ich mich dem Griff entwinden. Zugleich spürte ich jedoch, wie die Körper der beiden Frauen, die mich in ihre Mitte genommen hatten, sich fest an mich drückten, und ich erstarrte, als ich sah, wie die vordere sich langsam zu mir umdrehte. Dabei schoben sich ihre Hände unter meine Arme, so dass sie sich mit den Armen der hinteren überkreuzten.

Es war etwas Dunkles in ihrem Gesicht, das ich niemals vergessen werde. Unwillkürlich musste ich an die Schattenseite, den Widerpart, den Verfall denken, der auch einmal jung sein muss, bevor er sich in einem galoppierenden Prozess der Auflösung und der Verderbnis dem Tod, seiner eigentlichen Bestimmung, entgegenstürzen kann. Davon aber war in dem Augenblick, in dem sie ihren Körper an meinen schmiegte, in ihrem Gesicht nichts zu sehen. Zu sehen war nur, dass dies kein Geschöpf des Lichts, des Tages war, sondern der Nacht.

In dem Moment, in dem sie bemerkt hatte, dass ich von ihrer Schönheit wie benommen war, löste sie einen Verschluss, der ihr Kleid vorn zusammengehalten hatte. Es glitt zurück und legte einen Körper frei, dessen Nacktheit und vollendete Form geradezu in meine Hände zu springen schien. Als mich ihre warme Haut berührte, wusste ich, dass ich nicht mehr zurückkonnte. Die Erregung hatte mich wie eine Presse, die hinter meinen Ohren angeschraubt war, in ihrer Gewalt, und das Bedürfnis, mit dieser Frau allein zu sein, das hauchdünne Kleid, das noch an ihr hing, von ihr zu reißen, sie ganz zu besitzen, schien wie eine gewaltige Kraft in mir zu wüten.

Ich verbrachte die ganze restliche Nacht in dem versteckten Betonlabyrinth, den folgenden Tag und auch die folgende Nacht.

Wenn ich mich heute daran zurückerinnere, kommt es mir vor wie ein einziger Strudel aus Eindrücken, Bildern und Tönen, Rauschzuständen und tiefschwarzen Momenten der Begegnung mit dem Fremden. Ich kann nicht mehr sagen, mit wem genau ich es in diesen zwei Tagen alles zu tun hatte. Ich kann nicht mehr sagen, was ich getan, versprochen, ausgerufen, geschworen oder erbeten habe. Und je mehr ich versuche, die Eindrücke zu ordnen, desto mehr verschwimmen sie zu einem Taumel, in dem einzelne Formen nicht mehr erkennbar sind, nur noch Stimmungen, Ahnungen und ein allem zugrundeliegendes Gefühl der Enthemmtheit, des Außer-sich-Stehens. Es war, als entdeckte man sich selbst als einen anderen. Ein Rausch, ein Voranstürzen, bei dem ich mich nicht nur aller Äußerlichkeiten bediente, die sich anboten, sondern bei dem ich auch, ich weiß nicht aufgrund welcher Willensschwächung, nach anfänglichem Zögern schließlich hemmungslos Getränke in mich hineinschüttete, deren Zusammensetzung ich nicht kannte. Bei dem ich Essenzen verschlang, deren Wirkung mich bei anderen zugleich faszinierte und abstieß, und ich mich schließlich sogar einverstanden erklärte ...

Doch hier sträubt sich etwas in mir, und ich breche die Schilderung ab. Kann ich sicher sein, es wirklich erlebt und nicht nur geträumt zu haben, in einem jener Augenblicke, in denen sich der Dämmerzustand in ungewohnter Umgebung mit dem Umstand verband, dass mehrere Gestalten im Raum waren und sich um mich bemühten? Es ist, als müsste ich erst eine eigene Sprache erfinden, um angemessen beschreiben zu können, was sich dort abspielte oder, besser gesagt, was ich meine, dass sich

dort abgespielt hat.

Lassen wir es dabei.

Als ich am Morgen nach der zweiten Nacht aus dem Taxi stieg, um mit dem Fahrstuhl zu meiner Wohnung emporzufahren, zitterten mir die Beine. Ich hatte Mühe, den Schlüssel zu finden und im Schloss umzudrehen. In meiner Wohnung angekommen, wankte ich zum Bett, ließ mich darauf fallen und stürzte in einen Schlaf, der eher wie eine Ohnmacht wirkte. Ich erwachte erst am Abend, als Frau Belting anrief und sich mit besorgter Stimme erkundigte, was denn geschehen sei, warum ich mich denn nicht meldete.

Am nächsten Tag schloss ich pünktlich um neun meine Kanzlei auf und stürzte mich wie gewohnt in die Arbeit. Meine treue Sekretärin jedoch vermochte es nicht, ein ehrliches Entsetzen zu verbergen, als sie mich an dem Morgen begrüßte und ich zu ihr auf sah. Ich fragte sie, was denn sei, sie aber wich nur zurück, hob die Hände und stammelte, um Fassung ringend: »Mein Gott, was ist nur mit Ihnen geschehen!«

In den Tagen, die folgten, versuchte ich immer wieder zu rekonstruieren, ob es mir gelungen war, Mia in den Gängen und Räumen des Innenhauses aufzuspüren. Ganz sicher war ich mir nicht. Ein paarmal hatte ich ihren Namen anderen Frauen gegenüber erwähnt, einmal hatte ich auch geglaubt, ein beunruhigtes Aufblitzen in den Augen eines Mädchens erkennen zu können, als ich davon sprach, wen ich suchte, doch wirklich zu erkennen gab sich keine. Musste ich nicht dennoch umgehend Bescheid geben, dass ich das Haus gefunden hatte? Machte ich mich mit jedem Tag, den ich die Existenz und den Ort des Innenhauses verschwieg, nicht nur strafbar, sondern regelrecht schuldig, allein schon weil ich nicht dafür sorgte, dass Mia endlich befreit wurde?

Doch statt mich aufzuraffen, die Angelegenheit offiziell zu melden, zögerte ich. Was war geschehen? Erlag ich dem gleichen seltsamen Sog, von dem auch Ben Lindenberger schon berichtet hatte? Hatte ich ihm nicht vorgeworfen, den Ort des Hauses für

sich zu behalten, und machte jetzt das Gleiche wie er? Doch es half nichts, immer wieder gelang es mir, diese Gedanken wie lästige Insekten aus meinem Kopf zu verbannen, von mir zu schieben. Je mehr Zeit verstrich, desto unwirklicher kam mir vor, was ich erlebt hatte. Würde ich nicht gefragt werden, warum ich so lange damit gewartet hatte, von dem Haus zu berichten? Ja, würde ich nicht bis ins letzte Detail darüber verhört werden, was ich selbst dort ganze 36 Stunden lang gemacht hatte? So schob ich den Entschluss, meine Entdeckung bekanntzugeben, immer weiter hinaus und hätte es, davon bin ich überzeugt, beinahe geschafft, die Angelegenheit ganz aus meinem Leben zu drängen, wäre ich nicht Monate später noch einmal darauf gestoßen worden, und zwar mit einer solchen Wucht, dass ich oftmals den Eindruck habe, die Nachbeben dieser Erschütterung stecken mir heute noch in den Knochen.

Es hatte ein Tag wie jeder andere im Moabiter Kriminalgericht werden sollen, doch schon gleich am Eingang, noch vor der Personenkontrolle, traf es mich wie ein Blitz. Sein Name. *Ben Lindberger!* Eingetragen in einem Formular, das in einem der Glaskästen beim Einlass hing, hinter der gefürchteten Wendung »Fortsetzung der Verhandlung gegen ...«.

Als wäre eingetreten, was ich seit Wochen, wie entfernt auf mich lauernd, gespürt hatte. Beklommen trat ich vor den Aushang, der mir ins Auge gefallen war. Es ging um Totschlag. Lindbergers Vorahnung, die er geäußert hatte, als er mich im Winter in meiner Kanzlei aufgesucht hatte, war gerechtfertigt gewesen!

Ich wusste, dass ich eigentlich keine Zeit hatte, dass die Verhandlung, deretwegen ich nach Moabit gekommen war, jeden Moment beginnen würde und man mich dort erwartete. Aber ich konnte nicht anders, erfasste die Nummer des Verhandlungsraums, in dem Lindberger sich aufhalten musste, und eilte los.

Der Raum befand sich im Gang mit den

Sechshunderternummern, an dem die großen Gerichtssäle liegen, die Säle, in denen es um Kapitalverbrechen geht. Nur noch vereinzelte Gruppen standen hier und dort in dem Gang beisammen, bereit, sich in einen weiteren, meist traurigen, zuweilen auch grausigen Moabiter Verhandlungstag zu stürzen.

Ich achtete auf niemanden und ging, so zügig ich konnte, zu der Tür, auf die ich es abgesehen hatte. »Besucher zugelassen nur über –«, stand dort auf einer offiziellen Verlautbarung zu lesen. Ich riss die Tür auf.

Der Zeuge muss inmitten einer Befragung gesteckt haben, denn er redete noch weiter, als ich schon im Saal stand. Der Richter aber sah nicht mehr zu ihm, sondern zu mir, die Augen verärgert, die Stirn in Falten. Ihm gleich taten es seine Kollegen auf der Richterbank, und auch von den Zuschauern, die sich ja nicht sicher sein konnten, ob mein Erscheinen nicht Teil des regulären Prozesses war, sahen einige zu mir herüber. Ich aber konnte nicht anders, als mich zur Anklagebank zu wenden.

Dort saß er. Hoch aufgerichtet und über die Unterbrechung nicht minder überrascht als die meisten anderen. Die Haare kürzer als zu der Zeit, als ich ihn das letzte Mal gesehen hatte, beinahe noch hagerer geworden und um Jahre gealtert: Ben Lindemberger, der Mann, der mir den Text, den ich Ihnen, lieber Freund, hiermit übersenden möchte, an jenem unglückseligen Abend in die Kanzlei gebracht hatte.

Ich wartete nicht, bis der Gerichtsdiener mich hinauswarf. Für einen Moment kreuzten sich mein Blick und der Lindembergers, dann stürzte ich aus dem Saal, schlug die riesige schwere Eichenholztür hinter mir zu. Mit lautem Hall antwortete der Gang, der jetzt verlassen dalag. Der Schrecken hatte mich eisern im Griff. Hatte auch ich mich in dem Haus angesteckt, so wie Ben sich angesteckt hatte? So wie Christine, ihre Geschwister und wer weiß wie viele andere noch? *Das* war die irrwitzige Befürchtung, die in meinem Kopf plötzlich kochte.

Mit äußerster Anstrengung brachte ich den Tag im Gericht hinter mich. Kaum jedoch hatte ich mich endlich frei machen

können, stürzte ich in die Kanzlei, in der ich das Manuskript aufbewahrte, und nahm es mir noch einmal vor.

Wie war es möglich, dass Bens Befürchtung sich tatsächlich bewahrheitet hatte? Und – ein viel quälenderer Gedanke noch – war es nicht ganz nebensächlich, *wie* es möglich war, und viel dringlicher, bohrender die Frage, ob dann nicht auch *ich*, nachdem ich meiner Neugier nicht widerstanden und das Haus aufgesucht hatte, genauso gefährdet war wie er?

Einem Schuss Tinte in einem Wasserglas gleich ging die Erkenntnis in mir auf, dass meine verbissene Suche nach diesem verfluchten Ort die ersten Anzeichen der Sucht, des Infekts, bereits beinhaltet hatte! Gerade so wie Ben nicht hatte ruhen können, bevor er nicht das Haus ausfindig gemacht hatte!

Hatte ich nicht, genauso wie er, mit einem Mal den Gedanken, den Ort offiziell zu melden, wie eine lästige Zumutung von mir gewiesen, nachdem ich ihn endlich aufgesucht und wieder verlassen hatte? Obwohl ich *vor meinem Besuch* doch noch geradezu empört darüber gewesen war, dass Ben den Ort des Hauses nicht hatte preisgeben wollen. Wie, wenn nicht durch eine bestimmte Veränderung, die seit dem Besuch des Hauses mit mir vorgegangen sein musste, ließ sich das erklären? Ja, musste es nicht *das* gewesen sein, was meine Sekretärin gemeint hatte, als sie bei meinem Anblick ausrief: Um Gottes willen, was ist nur mit Ihnen geschehen? Dass ich mich *verändert* hatte?

Zwei Tage lang habe ich jetzt versucht, diese Gedanken und Befürchtungen, die mich fest im Griff haben, seitdem ich Lindemberger im Gerichtssaal habe sitzen sehen, niederzukämpfen, von mir zu schieben, abzustreifen. Vergeblich. So sehe ich nunmehr keinen anderen Ausweg, als Ihnen, lieber Freund, das Manuskript, das er mir überreicht hat, meinerseits zu übersenden.

Denn das ist es, was mich nach wie vor mehr als alles andere quält: Liegt der Vorstellung, der Besuch in dem Haus würde einen im wahrsten Sinne des Wortes verändern, infizieren, ja,



letztlich um den Verstand bringen, liegt dieser Vorstellung tatsächlich eine *reale Bedrohung* zugrunde? Oder ist sie selbst nichts anderes als Irrsinn, eine Chimäre, ein Wahn? Gibt es wirklich etwas, das sich überträgt und seinen Ursprung in Götz' Haus im Haus hat, etwas, das womöglich dort entsteht, weil es dieses Geheimhaus offiziell gar nicht gibt? Etwas, das Christine in den Wahnsinn getrieben, Ben auf die Anklagebank gebracht *und jetzt auch mich befallen hat!* Oder ist die Vorstellung, dass es so etwas gibt, nichts anderes als pure Einbildung und Illusion?

*Das ist es, was mir keine Ruhe lässt.* Und so weiß ich mir keinen anderen Rat, als Ihnen, lieber Freund, diese Seiten zusammen mit dem Manuskript Lindenbergers zu schicken. Denn von Ihrer Reaktion hängt letztlich die Diagnose für mich selbst ab. Sie staunen? Ja, liegt es denn nicht auf der Hand? Ist es nicht so, dass ich, indem ich die Nachricht von der Existenz dieses Hauses an Sie weiterleite, *beweise*, dem Infekt, der von diesem Haus ausgeht, selbst erlegen zu sein? Gerade weil ich ihn auf diese Weise selbst *weiterverbreite?* *Und eine Verbreitung des Bösen selbst böse ist!*

Sie sehen es selbst: Die Antwort auf die Frage, die mich seit Tagen quält, liegt in Ihren Händen. Wenn Sie sich entschließen sollten, *nicht* nach dem Haus zu suchen, beweisen Sie, dass auch ich nichts Böses getan habe. Der giftige Infekt wird nicht weiterverbreitet, das Böse nicht ausgesät. Sollten Sie sich jedoch entschließen, das Haus nicht nur zu suchen, sondern auch zu betreten, und daraufhin diesen Text hier an andere Menschen weitergeben, ihn empfehlen und davon berichten, dann allerdings beweisen Sie, dass nicht nur ich, *sondern auch Sie* dem Wahnsinn, der von diesem Haus ausgeht, erlegen sind. Dann wird bewiesen sein, dass auch Sie sich haben infizieren lassen von der verfluchten Sucht.

Und jeder weitere Leser, dem Sie diese Seiten, die ich Ihnen heute schicke, empfohlen haben und der sich, von der Lektüre entzündet, auf den Weg macht, das Innenhaus zu suchen, wird ein Beweis mehr dafür sein, dass die beklemmende Furcht

Lindenbergers, er selbst und alle, die davon erfahren, könnten mit hinein-, hinabgezogen werden in diese Sucht, kein Hirngespinnst war, sondern eine nur allzu gesunde Reaktion auf eine nur allzu reale Bedrohung!

Wie gesagt: Die Entscheidung, ob Sie den Text verbreiten oder verbrennen, ob Sie ihn auf Ihre Bekannten und Freunde, ja, letztlich auf die Menschheit loslassen oder sie davor bewahren – und nur diese Entscheidung beweist mir ja erst, ob ich mich wirklich angesteckt habe oder ob all dies nur eine Wahnvorstellung ist –, diese Entscheidung überlasse ich Ihnen.

Ich selbst aber weiß, dass ich nicht anders kann, als mich heute Nacht erneut auf den Weg zu machen, um das Feuer, in dem ich ohnehin schmore, seitdem ich zum ersten Mal von dem Haus gehört habe, ein weiteres Mal um ein Vielfaches anzuheizen.

Ich weiß, dass ich mich auf den Weg machen werde, um die Räume aufzusuchen, von denen ich mich schon einmal habe verschlingen lassen – auf den Weg in das Haus im Haus.

Heute Nacht? Ach was!

Jetzt gleich schon werde ich aufbrechen, jetzt sofort, jetzt, jetzt

JETZT!

## Über Jonas Winner

Jonas Winner, geboren 1966 in Berlin, promovierter Philosoph, arbeitete nach dem Studium in Berlin und Paris als Journalist, Redakteur für das Fernsehen und als Drehbuchautor (ARD, ZDF, Sat 1). 2011 startete er, als ePub-Original, seinen siebenteiligen Fortsetzungsthiller *Berlin Gothic*, der im Netz ein sensationeller Erfolg ist. Er lebt mit seiner Familie in Berlin.

## Über dieses Buch

Ein spektakulärer Mordfall, eine Mediensensation: Der Berliner Stararchitekt Julian Götz ist angeklagt, seine Frau und seine beiden kleinen Töchter bestialisch ermordet zu haben. Nachts, im Schlaf. Alle Indizien deuten auf ihn als Täter, doch er beschafft sich ein Alibi. Der junge Drehbuchautor und Journalist Ben Lindenberg wittert seine Chance, mit einem spektakulären Buch über den Fall zu Bestseller-Ruhm zu gelangen, und stellt Nachforschungen an. Doch bald schon ist er nicht mehr Herr des Geschehens und gerät in einen Strudel aus Machtgier, Intrigen, dunklen Geheimnissen und Begierden ...

# Impressum

eBook-Ausgabe 2012

Knaur eBook

© 2012 Knaur Taschenbuch

Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt

Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf - auch teilweise - nur mit  
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Peter Hammans

Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Coverabbildung: © Gettyimages / Flickr / TonyMaj

ISBN 978-3-426-41543-8

# LOVELYBOOKS

Wie hat Ihnen das Buch 'Der Architekt' gefallen?

Schreiben Sie hier **Ihre Meinung** zum Buch

**Stöbern Sie in Beiträgen** von anderen Lesern

## Der Social Reading Stream

Ein Service von **LOVELYBOOKS**

*Rezensionen - Leserunden - Neuigkeiten*

© aboutbooks GmbH

Die im Social Reading Stream dargestellten Inhalte stammen von Nutzern der Social Reading Funktion (User Generated Content).

Für die Nutzung des Social Reading Streams ist ein onlinefähiges Lesegerät mit Webbrowser und eine bestehende Internetverbindung notwendig.

## Hinweise des Verlags

Wenn Ihnen dieses eBook gefallen hat, empfehlen wir Ihnen gerne weiteren spannenden Lesestoff aus dem Programm von Knaur eBook und neobooks.

Auf [www.knaur-ebook.de](http://www.knaur-ebook.de) finden Sie alle eBooks aus dem Programm der Verlagsgruppe Droemer Knaur.

Mit dem Knaur eBook [Newsletter](#) werden Sie regelmäßig über aktuelle Neuerscheinungen informiert.

Auf der Online-Plattform [www.neobooks.com](http://www.neobooks.com) publizieren bisher unentdeckte Autoren ihre Werke als eBooks. Als Leser können Sie diese Titel überwiegend kostenlos herunterladen, lesen, rezensieren und zur Bewertung bei Droemer Knaur empfehlen.

Weitere Informationen rund um das Thema eBook erhalten Sie über unsere Facebook- und Twitter-Seiten:

<http://www.facebook.com/knaurebook>

<http://twitter.com/knaurebook>

<http://www.facebook.com/neobooks>

[http://twitter.com/neobooks\\_com](http://twitter.com/neobooks_com)

# Inhaltsverzeichnis

|                    |    |
|--------------------|----|
| [Titel]            | 2  |
| [Inhaltsübersicht] | 3  |
| Vorbemerkung       | 7  |
| Teil I             | 8  |
| 1. Kapitel         | 8  |
| 2. Kapitel         | 12 |
| 3. Kapitel         | 14 |
| 4. Kapitel         | 21 |
| 5. Kapitel         | 22 |
| 6. Kapitel         | 25 |
| 7. Kapitel         | 33 |
| 8. Kapitel         | 35 |
| 9. Kapitel         | 38 |
| 10. Kapitel        | 42 |
| 11. Kapitel        | 48 |
| 12. Kapitel        | 51 |
| 13. Kapitel        | 57 |
| 14. Kapitel        | 59 |
| 15. Kapitel        | 62 |
| 16. Kapitel        | 70 |
| 17. Kapitel        | 75 |
| 18. Kapitel        | 77 |
| 19. Kapitel        | 82 |
| 20. Kapitel        | 84 |
| 21. Kapitel        | 87 |
| 22. Kapitel        | 90 |
| 23. Kapitel        | 91 |



|             |     |
|-------------|-----|
| 24. Kapitel | 96  |
| 25. Kapitel | 104 |
| 26. Kapitel | 105 |
| 27. Kapitel | 109 |
| 28. Kapitel | 110 |
| 29. Kapitel | 118 |
| 30. Kapitel | 120 |
| 31. Kapitel | 129 |
| 32. Kapitel | 131 |
| 33. Kapitel | 139 |
| 34. Kapitel | 144 |
| 35. Kapitel | 150 |
| 36. Kapitel | 156 |
| 37. Kapitel | 158 |
| 38. Kapitel | 166 |
| 39. Kapitel | 171 |
| 40. Kapitel | 173 |
| 41. Kapitel | 176 |
| 42. Kapitel | 182 |
| 43. Kapitel | 183 |
| 44. Kapitel | 187 |
| 45. Kapitel | 195 |
| 46. Kapitel | 198 |
| 47. Kapitel | 206 |
| 48. Kapitel | 208 |
| 49. Kapitel | 217 |
| 50. Kapitel | 221 |
| 51. Kapitel | 223 |
| 52. Kapitel | 228 |
| 53. Kapitel | 231 |

|             |     |
|-------------|-----|
| 54. Kapitel | 233 |
| 55. Kapitel | 237 |
| 56. Kapitel | 239 |
| 57. Kapitel | 244 |
| 58. Kapitel | 246 |
| 59. Kapitel | 250 |
| 60. Kapitel | 253 |
| 61. Kapitel | 254 |
| 62. Kapitel | 256 |
| 63. Kapitel | 258 |
| 64. Kapitel | 261 |
| 65. Kapitel | 264 |
| 66. Kapitel | 266 |
| Teil II     | 269 |
| 67. Kapitel | 269 |
| 68. Kapitel | 273 |
| 69. Kapitel | 275 |
| 70. Kapitel | 277 |
| 71. Kapitel | 279 |
| 72. Kapitel | 282 |
| 73. Kapitel | 283 |
| 74. Kapitel | 286 |
| 75. Kapitel | 288 |
| 76. Kapitel | 291 |
| 77. Kapitel | 293 |
| 78. Kapitel | 294 |
| 79. Kapitel | 296 |
| 80. Kapitel | 304 |
| 81. Kapitel | 306 |
| 82. Kapitel | 308 |

|                        |     |
|------------------------|-----|
| 83. Kapitel            | 311 |
| 84. Kapitel            | 313 |
| 85. Kapitel            | 315 |
| 86. Kapitel            | 317 |
| 87. Kapitel            | 319 |
| 88. Kapitel            | 322 |
| 89. Kapitel            | 323 |
| 90. Kapitel            | 324 |
| 91. Kapitel            | 331 |
| 92. Kapitel            | 341 |
| 93. Kapitel            | 348 |
| [Über Jonas Winner]    | 355 |
| [Über dieses Buch]     | 356 |
| [Impressum]            | 357 |
| [Social Reading]       | 358 |
| [Hinweise des Verlags] | 359 |